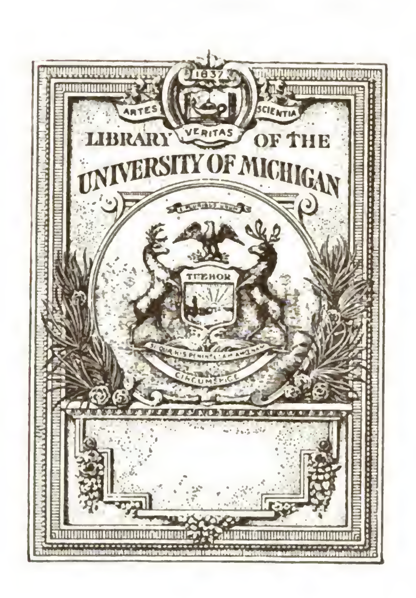
Fritz Mauthners ausgewählte Schriften: Bd. Der letzte ...

Fritz Mauthner


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

Fritz Mauthners Ausgewählte Schriften

5. Band

Der letzte Tod des Gautama Buddha
Aus dem Märchenbuch der Wahrheit



Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin

Der letzte Tod des Gautama Buddha
Aus dem Märchenbuch der Wahrheit

Von

Fritz Mauthner



Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart

gen.

Der letzte Tod
des Gautama Buddha

Meiner lieben Frau

Francisci Schülerin, des einen und andern,
Hast du die Heiligen mir ganz nah gebracht,
Die arm und selig über die Erde wandern,
Wie Tierlein fromm und klug und unbedacht.

Die Antwort deiner christlichen Legenden
Vernimm jetzt: eines gütigen Menschensohns
Selbstüberwinden, Entsagen und Vollenden.
Nicht wahr, du hörst den Nachklang deines Tons?

Sonst wäre die Sage ungesagt geblieben;
Wer sich kein Echo weckt, ist stumm.
Ich habe dir das Büchlein zugeschrieben.
Du weißt, warum.

In unsrem Glaserhäusle bei Meersburg
Anfang September 1912

F. M.

I. Adler und Tauben

Das habe ich gehört.

Ruhig vorübergegangen, nicht vorübergeeilt und nicht vorübergeschlichen, ruhig verflossen waren fünfzig Jahre, vielleicht etwas mehr oder etwas weniger als fünfzig Jahre, seitdem Gautama die Hauslosigkeit erwählt hatte. Damals war er noch nicht ein Buddha, war er noch der Sakyaprinz Siddhartha Gautama, hatte er noch ein Weib und holde Tänzerinnen und ein lachendes Söhnchen. Bis der Prinz eines Tages einen toten Mann sah, bis der Prinz vom Altern und Sterben erfuhr und keine Ruhe mehr fand und keine Freude am Leben mehr fand, bevor er nicht in das Geheimnis eingedrungen wäre, in das Geheimnis des Lebens und des Todes. Da hatte der Prinz Siddhartha seine Tänzerinnen verlassen, seine drei Paläste verlassen, den Palast für die Regenzeit, den Palast für die Blumenzeit und den Palast für die Zeit der Früchte hatte er verlassen, sein Weib und sein Söhnchen hatte er verlassen, hatte gerungen mit bösen Geistern und hatte endlich in der langen Nacht unter dem Mahabodhibaume die Erleuchtung und Erweckung gefunden, die Erlösung durch Einsicht, den einfältigen Weg für die armen sterblichen Menschen gefunden. Er war ein Buddha geworden; der Vollendete war er geworden, der Willkommene, der Lehrer, der Sieger, der Löwe aus dem Sakyastamme.

So ungefähr vor fünfzig Jahren war ihm in der langen Nacht unter dem Mahabodhibaume die Erleuchtung geworden: Der Tod ist gar nichts Besonderes; alles fließt; alles ist nur vergängliche Erscheinung; es gibt kein Selbst; für die guten wie für die argen Menschen

nicht, für die lieben Tierlein nicht, nicht für die lieben stillen Blumen. Es gibt kein Selbst.

Niemals war Gautama, der Buddha, an der Wahrheit dieser Lehre irre geworden. Nur daß das Selbst des Buddha, solange er auf Erden wanderte, eben auch flüchtige Erscheinung war im Flusse der Dinge; nur daß auch der Buddha sein Selbst nicht unverändert bewahrt hatte im Weiterschreiten; nur daß sogar das Licht seiner Wahrheit wärmer bestrahlt war jetzt von der farbigen Abendsonne, als einst von der sengenden Sonne seines Mittages.

Nicht als ob Gautama, der Buddha, es gewußt hätte, daß die Sonne seit einigen Regenzeiten, Ruhezeiten wärmer auf seine Wahrheit schien. Immer noch dünkte ihn die Welt furchtbar und voll Elend. Aber furchtbar war sie doch nur für einen, der noch dazu gehörte, der noch etwas Eigenes besaß oder liebte in dieser Welt. Wer nichts Liebes hatte, der hatte auch nichts Leides. In seiner Hauslosigkeit, in seiner Heimlosigkeit, in seiner Eigenentfremdung war er ein leidloser Schauer der Welt worden; und dem Schauer, dem Zuschauer der Erscheinungen erglänzte die Welt schöner und schöner.

Da hellte sich dem Buddha nicht unfreundlich die Möglichkeit, noch recht lange als Zuschauer der Erscheinungen weiter zu schreiten, als Schauer von Menschen, von Tierlein und von Blumen. Warum nicht ein Weltenalter lang? Ei, wie lange dauerte so ein Weltenalter, deren jedes nur einen einzigen Buddha erlebte? Wie lang? Es war da irgendwo gegen Mitternacht ein Berg, der ganz nur aus einem Kristall bestand; dieser Kristallberg war erst in sieben Stunden zu umgehen und war zwei Stunden hoch. Und alle hundert Menschenjahre einmal kam ein indischer König zum Berge und winkte mit seinem seidenen Kopftuche nach den vier Himmelswohnungen, zum Zeichen des Friedens, und streifte mit dem seidenen Kopftuche den harten Kristallberg. Und wenn der ganze kristallharte Berg vom Anstreifen der

Seide abgetragen sein wird, völlig und gar der Ebene gleich, dann wird ein Weltenalter um sein. Und solange weiter zu schreiten, als sinnender Zuschauer der erschrecklichen Welt, das war dem Buddha seit einigen Ruhezeiten und dann seit einigen Blütenzeiten seines indischen Landes keine bange Vorstellung mehr.

So war der Entsager Gautama, der Buddha, alt geworden und wußte es nicht. Er blickte in keinen glatten Teich, und drum sah er nicht, wie leuchtend weiß sein Haarschopf rund um die geschorene Platte seinen schönen alten Kopf umstarrte. Gautama, der Buddha, wanderte, seitdem der dreißigjährige Fürstensohn die Hauslosigkeit erwählt hatte, mit Pilgerstab und Bettlerschale, umringt von seinen Jüngern, von Dorf zu Dorf, von Hain zu Hain, frei vom Leben, frei vom Leiden der Zugehörigkeit, frei von Haß, frei von Gier, unbeschwert von eigener Habe, frei von irgend Liebem oder Leidem, ein Buddha. Unversieglich flossen von seinen Lippen Worte der Lehre, Worte der Zucht. Er achtete noch nicht darauf, daß er sich oft auf einer Bahre tragen lassen mußte, manchen Nachmittag müde wurde und sich müde auf den vierfachgefalteten Pilgermantel seines lieben Ananda niederließ, um eine Stunde zu ruhen.

Auch dann schloß er die Augen nicht. Dann blitzten seine Augen über das Leben hinaus in ferne Vergangenheiten und in ferne Zukunften, und aus Vergangenheiten und Zukunften kamen ihm immer noch neue Gesichte für seine Jünger. Diese aber, wenn sie seine Augen so blitzen sahen, nicht gut und nicht hart blitzen, klar blitzen, diese glaubten dann um seinen weißen Haarschopf einen Strahlenkranz flimmern zu sehen; und bald der eine, bald der andere sagte dann still zu seinem Nachbar: „Bruder, der Überwinder Gautama will uns verlassen", oder: „Bruder, der Weltüberwinder Gautama will heimkehren", oder: „Das Licht will erlöschen".

Eines Morgens, nachdem Gautama, der Buddha, und alle Jünger die täglichen Waschungen vorgenommen

und die Almosenreste aus der Bettlerschale gegessen hatten, war Gautama, der Buddha, laß; und es kam ihm die Sehnsucht, die Worte der Lehre und die Worte der Zucht aus anderem Munde zu hören, nicht immer selbst die Tretmühle der Predigt treten zu müssen. Klar bewußt holte er Atem und sagte mit seiner Stimme, die nicht gut und nicht hart war: „Mein treuer Ananda, lieber Bruder, Ton für Ton, Silbe für Silbe, ohne Fehl kennst du die Worte meiner Lehre und die Worte meiner Zucht. Lehre du heute statt meiner die jüngeren Brüder, weise du ihnen die beiden Pfade, das vierfache Wissen, die acht Anschauungen und die vierundsechzig Befreiungen."

Der treue Ananda, welcher schon seit sechsunddreißig Jahren Gautama, den Buddha, auf jeder Wanderschaft begleitete, auf jeder Rast neben ihm ruhte, an seinen Lippen hing, der treue Ananda beschattete grüßend das Antlitz, damit der Buddha Anandas Erröten, wenn es schon nicht ganz zurückgedrängt worden wäre bis ans Herz, nicht wahrnähme. Sodann trug der treue Ananda die Worte der Lehre und die Worte der Zucht leise singend den jüngeren Brüdern vor. Gautama, der Buddha, schloß die Augen, zum ersten Male in Tageshelle. Die Brüder glaubten, er schliefe und hörte nicht, wie die Worte der Lehre und die Worte der Zucht nicht so wie aus seinem Munde in das Innere der Jünger drangen. Gautama, der Buddha, aber schlief nicht; er sah geschlossenen Auges, daß die Worte der Lehre und der Zucht, seine eigenen Worte, von Ananda gesprochen, wie Tauben die Seelen der Jünger umflatterten, nicht wie Adler die Seelen der Hörer umkrallten.

Bis um die Mittagszeit sprach der treue Ananda Ton für Ton, Silbe für Silbe die Worte der Lehre und der Zucht. Dann ruhte er aus, und alle Jünger blickten nach Gautama, dem Buddha. Der saß da auf dem vierfachgefalteten Bettlermantel; und obgleich seine Augen immer noch von den Lidern bedeckt waren, glaubten die

Jünger den Strahlenkranz flimmern zu sehen. Gautama, der Buddha, schaute inwendig über das Leben hinaus und wollte Stille, um klar bewußt zu erkennen, was ihm geschehen war, als er seine Worte der Lehre und der Zucht aus treuem anderem Munde vernahm. Da aber Ananda schwieg und es ganz stille wurde, da störte Gautama, den Buddha, diese Stille; er öffnete die Augen, die Augen blitzten in ferne Vergangenheiten und ferne Zukunften, und Gautama, der Buddha, sagte mit einer Stimme, die fast nicht feierlich klang, die fast nicht ernsthaft klang, mit einer Stimme, die zum ersten Male eher hart klang als gut: „Lieber Ananda, Ton für Ton, Silbe für Silbe, ohne Fehl, kennst du die Worte meiner Lehre und die Worte meiner Zucht. Treulich hast du meine Lehre den Brüdern vorgetragen, Silbe für Silbe, Ton für Ton, genau wie du meine Lehre von meinen Lippen oft vernommen hast. Kannst du es mir nun sagen, lieber Ananda, kannst du es mir deuten, warum die gleichen Worte und die gleichen Töne auf die Brüder nicht fast so wirkten, wie die gleichen Worte und Töne von meinen Lippen auf die Brüder zu wirken pflegen. Sonst haften die Augen der Brüder und die Ohren der Brüder an meinem Munde, wie mit diamantenen Nägeln angeheftet; und die Welt da draußen versinkt in die Dämmerung des Nichtseins. Heute sahen die Brüder während deiner Rede, wie der Heuschreck dir zu Häupten seine Flügel putzte, hörten das Zirpen beim Flügelputzen. Auch ich selbst, der ich doch Augen und Ohren mir verschloß, hörte und sah die lustig zirpende Grille."

Ananda ließ sich auf die Kniee nieder und beugte sein Haupt so tief, daß niemand bemerken konnte, wie eine gelbliche Blässe sein Angesicht grau umschattete.

„Meister," sprach er leise, „Silbe für Silbe habe ich deine Lehre vorgetragen, wie ich sie von dir vernommen habe seit sechsunddreißig Jahren. Vielleicht aber habe ich den greifenden und packenden Ton der Silben nicht immer richtig getroffen und darum die Welt da draußen

nicht völlig in die Dämmerung des Nichtseins verwandeln können. Ich will nicht schlafen. Ich will die Stunden der Nacht aufrecht sitzen und mich üben, zu jeder deiner Silben auch deinen greifenden und packenden Ton zu treffen."

Gautama, der Buddha, rührte keine sichtbare Muskel seines Körpers; nur seine Augen wanderten rasch nach rechts und wandten sich den Brüdern zu. Er sprach: „Silbe für Silbe, meine Brüder, aber auch Ton für Ton, ohne Fehl, hat euch der gute Ananda die Worte meiner Lehre vorgetragen. Könnt ihr mir nun sagen, meine Brüder, warum meine Worte aus meinem Munde eure Seelen zu umkrallen pflegen wie Adler, warum jedoch meine Worte aus Anandas Munde eure Seelen umflattern wie Tauben, die sich an einer Futterstelle niederlassen?"

Die Jünger baten um die Erlaubnis, untereinander Rat zu pflegen vor der Antwort. Denn nicht zieme es sich, daß dem Weltüberwinder, dem Meister eine Antwort ungeordnet und unüberlegt zuteil würde. Und die Jünger zogen sich zurück, fünf Feigenbäume weit. Dennoch vernahm der Buddha mitten aus der Beratung das Schluchzen eines jungen Mannes und darauf ein Durcheinander von Stimmen, als wie wenn der eine gerufen hätte: „Du sollst nicht für uns sprechen" — und der andere: „Dein Schluchzen dringe nicht an das Ohr des Weltüberwinders" — und der dritte: „Nicht Liebe und Schluchzen will der Meister, sondern bewußten Gehorsam und Wiederholung seiner Worte."

Der schluchzende Jüngling hieß Subhadda; er war als der ergebene Schüler des gelehrten Brahmanen Kassapa unter die Jüngerschar des Buddha getreten, unter listigen Vorwänden, als ein Aushorcher, um den Gautama wie einen falschen Buddha zu überführen. Als den leidenschaftlichsten, nach Wahrheit gierigsten seiner Schüler hatte ihn der Brahmane zu diesem Amte ausgewählt. Seit einem Monde wanderte der Jüngling

mit den Mönchen. Langsam war sein Herz hinübergeglitten von der Schulweisheit des Brahmanen zu dem Unaussprechlichen, das mit den Worten des Buddha täglich auf ihn einströmte, das unter den zauberischen Augen des Buddha in Wald und Feld täglich vor ihm an Wundern aufsproßte. Noch hatte er nicht gesagt, daß er die Weihen empfangen wollte; noch hatte er nicht gesprochen. Und jetzt war es über ihn gekommen. Er hatte geschluchzt wie ein Kind, wie ein Kind der Welt, und hatte gerufen: „Laßt mich zum Buddha sprechen! Er ist der eigenerlöste Erlöser! Er ist der Buddha! Ich will büßen! Ich nehme meine Zuflucht bei ihm! Nicht seine Worte können uns erlösen! Nur er! Wenn wir ihn lieben! Wenn wir den Buddha lieben dürfen!" Auf solche Reden hatten die Mönche geantwortet: „Du sollst nicht für uns sprechen." Und das andere.

Die Jünger kehrten in geziemender Haltung zum harrenden Buddha zurück; sie ließen den ehrwürdigen Nathaputta, den zweitältesten unter ihnen, den ältesten nach dem treuen Ananda, schicklich vortreten und also sprechen: „Trefflich hast du beobachtet, Meister, daß die Worte deiner Lehre aus deinem eigenen Munde unsere Seelen umkrallen wie Adler, daß die gleichen Worte aus dem Munde des ehrwürdigen Ananda unsere Seelen umflattern wie Tauben, die an einer Futterstelle niederfallen. Aber die Ursache dieser Erscheinung können wir nicht ergründen, wie wir ja auch nicht wissen, warum der Reis zur Reife kommt unter dem Scheine der Sommersonne, warum im Keller auch bei Fackellicht kein Grashalm grün wird. Wir glauben, Meister, daß du es bist, der uns fehlt, wenn Ananda deine Worte spricht. Du selbst fehlst uns dann, wenn es auch in Wahrheit kein Selbst gibt. Die Erscheinung deines Selbst mag es sein, was uns fehlt, wenn du es nicht selber bist, der zu uns spricht."

Der Jüngling, dessen Schluchzen vorher getadelt worden war, drängte sich in diesem Augenblicke vor und

rief so laut, daß die Schicklichkeit dadurch verletzt wurde: „Meister, verlaß uns nicht!" Wieder wurde der Jüngling allgemein getadelt, auch weil er nach seinem Ausrufe das Bewußtsein verlor und hinstürzte. Ananda wollte nach seinem Wanderstecken greifen. Der Buddha aber hob leicht die rechte Hand und sagte mit einer milden Stimme: „Seid gut zu ihm. Gebt ihm Arznei. Tadelt ihn nicht, weil er mich so töricht lieb hat."

Und noch einmal wandte sich der Buddha an den treuen Ananda und sagte zu ihm mit fremd-milder Stimme:

„Du warst damals noch nicht bei uns. Du warst damals ein junger Offizier, nach Beförderung lüstern. Damals, als ich in die Hauslosigkeit ging aus meinem Palaste, als ich die Hauslosigkeit wählte, da ließ ich ein Söhnchen zurück bei einer schönen, stillen Frau, die meine Lust gewesen war. Ein Söhnchen, das ich lieb hatte, auch wenn es mit seinen kleinen Pfeilen nach Amseln schoß. Aber du warst da eben zu uns gekommen, in den Frieden der Hauslosigkeit, als ein Gedanke des fahlen Mara mich versuchte. Mara verlockte mich, daß ich als Büßer, der ein Buddha geworden war, im ganzen Hochmute der Niedrigkeit das Haus meiner Väter betrat, die Almosenschale in der Hand. Mein Sohn, ein prächtiger junger Krieger, füllte mir die Schale. Er kannte mich nicht; und dennoch wollte er seine Zuflucht bei uns gewinnen in der Hauslosigkeit; und ich wies ihn ab, meinen lieben Sohn. Ich muß meines lieben Sohnes gedenken, wenn der Jüngling Subhadda mich mit den kirschenschwarzen Augen fragt. Seid gut zu ihm."

II. Die Himalaja-Morcheln

Man vernahm die Trompeten der Vorreiter und bald darauf das Stampfen der Rosse; der Wagen hielt in schicklicher Entfernung vom Eingange des Mangohaines, in welchem der Buddha und seine Jünger die Nacht verbracht hatten.

Vom Wagen her schritt ungeleitet die Gebieterin auf den Buddha zu, die Witfrau, die regierende Fürstin von Pava, die schöne Tschundi. Während sie auf der schmalen Bambusbrücke den Bach überschritt, einen gefesselten Jagdfalken auf der linken Hand, warf sie eine nußgroße Perle und einen pflaumengroßen Smaragd in das Wasser, als wollte sie sagen: „Es tut mir leid, daß der Buddha und seine Jünger keine Kleinodien annehmen." Sie blieb sieben Schritte vor dem Buddha stehen, fragte bescheiden nach seiner Gesundheit und nach seinem Pulsschlag; dann erst, einen halben Schritt vortretend, bat sie sich die Gnade aus, den Buddha und seine Jüngerschar heute in ihrem Lusthause empfangen und allen die Almosenschalen füllen zu dürfen. Der Buddha nickte stumm Gewährung; die Fürstin entließ sofort den Falken von ihrer Hand zum Zeichen für ihr Gefolge, daß der Buddha ihre Bitte gewährt hätte.

Bis zur Stunde des Bettlermahles hoffte die Fürstin bei den Mönchen weilen zu dürfen, um ihren Gesprächen über Lehre und Zucht zu lauschen.

„Ich bin alt geworden, liebe Schwester," sagte der Buddha, „und nicht mehr viel nütze. Doch mein guter Ananda wird dir meine Lehre vortragen, Silbe für Silbe und Ton für Ton; dreimal nacheinander wird dir der gute Ananda die Lehre der Befreiung vortragen. Dreimal.

Weil du ein Weib bist, und dreimal hören, dreimal prüfen willst, bevor du kaufst." Der Buddha lächelte nicht und keiner der Jünger lächelte. Die Fürstin aber sprach: „Befreiung, Freiheit hoffte ich von deiner Lehre, Meister; wenig gelegen ist mir an der Freisprechung durch einen deiner Jünger."

Da blickte der Buddha freundlich, hob sich ein wenig auf dem vierfachgefalteten Pilgermantel, stützte die linke Hand in ein schwellendes Moosstück und lud die Fürstin ein, an seiner linken Seite Platz zu nehmen. Sie ließ sich nur kurze Zeit bitten; dann breiteten die Jünger einen Mantel ungefaltet auf das Gras, drei Frauenschritte vom Buddha entfernt; auf den Mantel ließ die schöne Fürstin sich nieder, die Beine unter dem goldgewirkten Rocke gekreuzt, den Oberkörper aufrecht, die schwarzen Augen auf die Lippen des Buddha gerichtet. Der überwand seine Schwäche, vergaß der Zeit und sprach zu ihr zwei Stunden lang. Drohte er niederzusinken, so sprangen immer zwei der Jünger hinzu und stützten ihn. Der Buddha aber schloß kaum für einen Augenblick die Augen und sprach immer weiter.

Inzwischen waren im Lusthause der Fürstin Speisen und Getränke in Fülle bereitet worden, und mit Tanz und Gesang, mit Harfen und Tuben und Pauken nahte dem Mangohaine von Pava ein Zug, um die Fürstin samt den Bettelmönchen einzuholen.

Gegen fünfhundert Mönche erhoben sich da, fast schweigsam und doch in froher Erwartung eines recht ausgesuchten Bettlermahles; sie hoben den Meister auf eine Bahre, und immer je vier von den Jüngern trugen die Bahre je hundert Schritte weit. Die Witfrau, die regierende Fürstin von Pava, die schöne Tschundi, schritt ganz nahe zur Linken der Bahre, und der Buddha sprach weiter Lehren der Befreiung; denn es ziemte sich nicht für den Buddha, die Freuden eines leckeren Mahles vorher in seine Vorstellung einzulassen. Den Mönchen voran eilte fröhlich der Zug der Tänzer und der Musikanten.

Aber dem ganzen Zuge voraus schritt bedächtig ein junger Asket, seines Amtes der Schützer der Schwachen; er hatte darauf zu achten, daß nach Möglichkeit kein Käfer und kein Würmchen, keine Schnecke und keine Schmetterlingspuppe zertreten würde, daß beim Zurückbiegen von Zweigen und Schlingpflanzen kein Vogelnest verletzt würde. Scharfäugig war er wie ein Falke, aber nicht gierig wie ein Falke.

Einmal aber ließ er den Zug der Mönche und der Tänzer weit ausweichen, weil ein toter Hund, vom niedern Busche kaum halb bedeckt, am Wege lag. Als der Buddha und zu seiner Linken die Fürstin Tschundi den Hund erblickten, rief die Fürstin „Pfui" und einige Mönche riefen laut barsche Worte über den üblen Geruch; und ein jeder fand etwas anderes an dem Anblick der Hundeleiche zu rügen.

„Ei," sagte da der Buddha, „auch etwas Lobenswertes sehe ich an dem Hunde noch nach seinem Sterben. Seht doch die schönen weißen Zähne; die Zähne ordnen sich ihm wie die Blätter einer weißen Rose." Und der Buddha hob segnend seine Hand.

Da man im Lusthause angelangt war, wurde der Buddha auf zehnfache Polster und Teppiche gebettet und die Mönche sogar durften auf weiche Teppiche niederkauern. Alles war bereitet für eine ehrfürchtige Bedienung der hauslosen Bettler. Ihre eigenen hölzernen Schalen mußten sie in den Gürteln lassen. In silbernen Almosenschalen wurden ihnen die Speisen gereicht, in silbernen Bechern die Getränke; die ersten Beamten der Fürstin, die Krieger und ihre Frauen, dienten den Bettlern. Dem Buddha selbst aber reichte, auf ein Knie gebeugt, die Fürstin Speisen in einer goldenen Almosenschale, den Trank aus seltenen Früchten in einem Becher aus Bergkristall. Der Buddha trank nicht unmäßig, doch froh gestimmt den köstlichen Trank und aß ein wenig von den erlesenen Speisen; fast hätte er gegen die Sitte ein kleines Wort über die Vortrefflichkeit der Mahlzeit ge-

redet, so wohlschmeckend und bekömmlich erschienen ihm die Gaben der Hausfrau. Da nahte die Fürstin wieder, beugte ein Knie vor dem Buddha und hob mit einem bescheiden bittenden Blick den goldenen Deckel von einer goldenen Schüssel. Der Buddha und alle seine fünfhundert Mönche kannten den rauchenden Duft, welcher der goldenen Schüssel entstieg. Himalaja-Morcheln nur verbreiteten so erfreulichen Duft; Weltleute, welche die Weltüberwindung des Buddha nicht verstanden, nannten ein solches Gericht Himalaja-Morcheln die Leibspeise des Buddha. Der Buddha setzte sich auf seinem zehnfach weichen Lager ohne Hilfe aufrecht, während ihm die Fürstin wie mit bescheidener Bitte die goldene Almosenschale mit Morcheln füllte; dann nahm er aus ihrer Hand einen goldenen, mit Rubinen geschmückten Löffel und schickte sich an, der meisterlich gewürzten Speise alle Ehre anzutun. Das Schweigen der fünfhundert Mönche wurde noch stiller als bisher; sie wußten, daß der Buddha an seine Lieblingsjünger verteilen würde, was er in der großen goldenen Schüssel von den Himalaja-Morcheln etwa übriglassen würde. So hatte er es immer gehalten, so oft in einem gastfreien Hause das Gericht geboten worden war, das die Welt unverständig seine Leibspeise nannte.

Dreimal siebenmal hatte der Buddha den goldenen Löffel zum Munde geführt und behaglich geleert, dann faßte er plötzlich mit der linken Hand nach seiner Stirn, als empfände er dort einen heftigen Schmerz; darauf entfiel der Löffel der rechten Hand und der Buddha sank ohnmächtig auf sein Lager zurück. Die Fürstin sprang auf ihre Füße, breitete die Arme aus und sagte: „Der Buddha ist tot! Der Buddha ist in meinem Hause gestorben."

Die fünfhundert Mönche schrien auf, warfen sich auf die Knie und ließen ihre geschorenen Köpfe die Teppiche berühren, die den Boden bedeckten. Nur der ehrwürdige Ananda erhob sich und reckte sich empor, daß er eine Spanne gewachsen zu sein schien. War der Buddha tot,

der Gautama, der Fürstensohn, so fiel dem getreuen Ananda die Sorge für die Jünger zu; mit der Sorge auch wohl die Herrschaft, die Huldigung der tausend und tausend Mönche, welche weit und breit in Indien nach der Lehre und der Zucht des Meisters lebten und beim Volke in so hohem Ansehen standen. Wer weiß, vielleicht erlebte er dann endlich die Vollendung und wurde selbst ein Buddha, und wurde dereinst mit den Ehren eines Erderoberers bestattet, sowie er jetzt seinen Meister mit königlichen Ehren bestatten lassen wollte.

Der ehrwürdige Ananda trat mit einer feierlich segnenden Bewegung seiner beiden Hände an das Lager des Buddha, und ein strenger Blick seiner Augen schien die Fürstin aufzufordern, ihr Knie vor dem Nachfolger des Buddha zu beugen. Schon war sie geneigt, schon warf sie einen Abschiedsblick auf den Buddha; da öffnete dieser einen Spalt seiner Augenlider und ließ regungslos einen Strahl seiner Augen zuerst auf die Fürstin fallen und dann auf den getreuen Ananda, der rasch sein Antlitz dem Boden zuwandte und wieder um eine Spanne kleiner zu werden schien. „Er lebt," rief die Fürstin; die fünfhundert Mönche sprangen empor und sammelten sich schweigend und doch laut hinter Ananda am Lager des Meisters.

Der Buddha, der arge Schmerzen zu leiden schien, wies mit einer leisen Erhebung seines Fingers nach der goldenen Schüssel.

Nur einen Nu später wurde der Koch von zwei Dienern hereingeschleppt und auf die Kniee geworfen; beim Haarschopf wurde er festgehalten und hinter ihm stand ein starker Mann, den Oberkörper entblößt, ein scharfgeschliffenes Richtschwert hoch in beiden Händen. Niemand sprach; nur der Koch murmelte ergeben ein leises Gebet zu Brahma. Da hörte man den Buddha flüstern:

„Der Brahma kann dir nicht helfen. Es gibt keinen Gott, der helfen kann. Um meinetwillen soll nicht ge-

tötet werden, kein Mensch und kein Wurm. Hat der Mann etwas zu sühnen, so wird er es nach seinem Tode sühnen, auf dem argen Wege, auf dem Wege der Wandlungen. Um der irdischen Gerechtigkeit willen soll er von diesen Morcheln dreimal sieben Löffelvoll essen. Er wird gesund bleiben, und man soll den Rest von den Morcheln mitsamt der goldenen Schüssel und dem Deckel und dem Löffel verscharren; zwei Ellen tief. Und niemals wieder soll einer, der meiner Lehre anhängt, von den Himalaja-Morcheln kosten."

Mit frohstrahlenden Augen, fast gierig, immer noch auf seinen Knien, verschlang der Koch dreimal sieben Löffelvoll von der erlesenen Speise, jedesmal soviel als sein Holzlöffel fassen konnte. Dann warf er sich völlig nieder und bat, in die Gemeinschaft der Bettelmönche aufgenommen zu werden. Ein Wink des Buddha gewährte die Bitte.

Wieder flüsterte der Buddha: „Legt mich auf die Bahre und tragt mich hinaus unter den Pappelfeigenbaum, der einen Steinwurf weit hinter dem Mangohaine von Pava steht, in welchem wir die letzte Nacht Herberge hatten. Vielleicht geleitet uns die Fürstin, einem Kranken mit eigener Hand Arznei zu reichen. Wie es der Fürstin belieben mag."

Die Fürstin Tschundi neigte freundlich und heiter das schöne Haupt und erwiderte: „Nicht zu dieser Stunde darf ich dem kranken Buddha Geleit geben. Zu dieser Stunde muß ich nach meiner Stadt aufbrechen, um dem Priester Maggallana einen Tempel des Brahma einzuweihen."

Der Buddha blickte fragend, ohne den Kopf zu regen, nach dem treuen Ananda.

„Meister," sagte Ananda, aufmerksam dem fragenden Blicke antwortend, „ein Gegner deiner Lehre ist der Brahmapriester Maggallana. Mit geringer Achtung spricht er von dem Vollendeten; mit Verachtung gar spricht er von uns Jüngern des Meisters, mit arger Ver-

achtung von deinem treuen Ananda. Aber es heißt, ein scharfsinniger Schriftgelehrter, ein unermüdlicher Vedenforscher sei der Priester Maggallana; und großen Zulauf hat der Priester in dieser Gegend."

„Du hörst es, Vollendeter," sagte die Fürstin Tschundi; „und mein Gatte, der das Fürstenhandwerk aus dem Grunde kannte, hat mich gelehrt: wohl zu beachten, wohl zu vermerken sei jeder Zulauf."

„Meine Schmerzen," flüsterte der Buddha, „hindern die Antwort, liebe Schwester. Die Schmerzen hindern nicht, daß ich etwas gelernt habe, etwas Fürstliches."

Dann winkte der Buddha fast wie ein Ungeduldiger; man legte ihn auf die Bahre. Schweiß stand auf seiner Stirn, er ließ aber die Schmerzen seinen Mund nicht verzerren. Je vier Jünger trugen die Bahre je hundert Schritt weit, bis der Zug der fünfhundert Mönche beim Pappelfeigenbaum angelangt war. In einer Kutte von ungebleichter Leinwand hatte sich der Koch den Mönchen angeschlossen; er sann über auserlesene Speisen nach, die er für den kranken Buddha sorgsam zubereiten wollte.

III. Schmerzenbesiegung

Man hatte die Bahre mit dem kranken Buddha in den Schatten des Pappelfeigenbaumes gestellt, am Rande des Palmenhains von Pava. Die Jünger stimmten ein Lied an, das sie zu singen pflegten, wenn einer aus der Jüngerschar im Sterben lag; ein ruhiges Lied, das richtige Lehren enthielt über die Flüchtigkeit und Nichtigkeit des Daseins und über den Unwert des Lebens. Es war eine Sitte, mit dem Absingen dieses Liedes immer wieder neu zu beginnen und nicht damit aufzuhören, solange eine Spur von Leben in dem sterbenden Entsager war. Ruhe war in den Worten des Liedes und Ruhe in den Tönen des Gesanges; nur der junge Subhadda, der schon einmal den Frieden und die Schicklichkeit durch ein lautes Schluchzen und durch eine Ohnmacht gestört hatte, rang wieder die Hände und vergaß sich so weit, daß er zu einem der Götter der Brahmanen Gebete schickte für die Genesung des Buddha.

„Lieber Sakka, mächtiger Indra," so betete der unkluge Subhadda, „an dem Umstande, an der Empfindung, daß dein Götterthron heiß geworden ist und daß diese Hitze dich hat auffahren lassen von deinem Throne, daran hast du es schon zu merken bekommen, daß ein frommer, daß ein heiliger Mann in Gefahr ist. Der Buddha ist in Gefahr! Lieber Sakka, mächtiger Indra, hilf ihm und hilf uns! Ich will dir ein wohlgefälliges Opfer darbringen."

„Nicht also sollte ein Jünger des Buddha beten," belehrte den unklugen Subhadda der treue Ananda. „Geringer als ein Buddha ist so ein Gott. Ein Buddha

wird den letzten Tod sterben und kann nicht wiedergeboren werden; die leichtlebenden Götter aber können nach ihrem Tode wiedergeboren werden. Eher kann ein Buddha einem Gotte helfen, als daß ein Gott einem Buddha helfen könnte. Mit einem Rucke seiner kleinen Zehe kann unser Buddha die Götterburg umstoßen, wie man Töpferware zerbricht. Warum sollte für einen Buddha einem Gotte geopfert werden? Störe doch dem Vollendeten nicht seinen letzten Tod."

Subhadda aber stöhnte:

„Ich muß beten, wenn der Meister leidet. Freilich habe ich es vernommen, mit eigenen Ohren es vernommen, in den Tagen meines Hasses noch es wie einen Weckruf vernommen, was der Meister sprach: ‚Wenn ein Opfer wohlgefällig ist den Göttern, wenn ein weißes Lamm den Göttern wohlgefällig ist als Sühnopfer für einen kranken Menschen, für einen sündigen Menschen, wenn der kranke, der sündige Mensch gerettet wird durch das Opfer, und wenn auch das weiße Lamm zur Seligkeit eingeht in den Armen eines Gottes — warum schlachtet der Sohn nicht seinen Vater, anstatt daß er ein Lamm schlachtet? Und warum schlachtet der Vater nicht seinen einzigen Sohn, anstatt daß er ein Lamm schlachtet?' Ich habe es vernommen, aber noch habe ich nicht verstanden. So muß ich beten, wenn der Meister leidet."

„So bete, wo du willst und mußt, du Priesterzögling," rief Ananda heftig, „aber nicht an dieser Stätte, die einst geweiht sein wird durch den letzten Tod des Weltüberwinders, des Brahmanenjägers."

Kaum hörte der Buddha den Streit zwischen dem treuen Ananda und dem Jüngling. Er litt schier unerträgliche Schmerzen, stechende und bohrende Schmerzen, brennende und reißende Schmerzen in den Eingeweiden und in der Brust. Und weil er mit letzter Besinnung darauf achtete, daß die Schmerzen seinen Mund nicht verzerrten und seine Glieder sich nicht bäumen ließen, steigerten sich die Schmerzen zu einer Kraft, die

stärker wurde als seine Besinnung. Bis zum Fieber gefoltert sah der Buddha den fahlen Mara, den Gott des Todes, vor sich hintreten, hörte der Buddha den Mara, den fahlen Gott des Todes, aus zischendem Munde sprechen: „Du bist ein Buddha, aber auch eines Buddha Herr bin ich. Sieh meine beiden leicht berückenden Töchter, die Lust des Leibes und die Lust des Geistes. Meine beiden berückenden Töchter hast du genossen, als du noch ein junger Prinz warst im gartenumgürteten Palast. Fortgejagt hast du dann schmähend meine beiden Töchter, um ohne Lust des Leibes und nach den ersten Entzückungen und Entrückungen auch ohne Lust des Geistes ein Buddha werden zu können, die Welt über deine Achsel werfen zu können. Umsonst, du Narr. Umsonst, du Mensch. Jetzt habe ich dir meine andern Töchter gesandt, die Warnerinnen, die Kundschafterinnen, die Schmerzensqualen, die stechenden und bohrenden Schmerzen, die brennenden und reißenden Schmerzen. Du Narr, du Mensch, du Buddha, du hast meine leicht berückenden Töchter über die Achsel geworfen, du hast mit den Lüsten das Leben über die Achsel geworfen. Schau zu, wie du jetzt meine anderen lieben Töchter, die Schmerzensqualen, über die Achsel werfen kannst, sie als nichtig empfinden kannst."

Im Fieber seiner Folterqual wußte der Buddha, daß der Gott des Todes, der fahle Mara, ihn schon einmal vor langen Jahren, in den Anfängen seines Entsagertums, bedroht und beschimpft hatte, und daß er, der erwählte Buddha, der damals noch nicht ganz der Buddha war, dem Gotte des Todes getrotzt hatte und seinen schönen, wurmgeschwollenen Töchtern. Und jetzt, jetzt wagte es der fahle Mara des vollendeten Buddha zu spotten, des Buddha, der ja wahrlich das Wort und die Lehre besaß, mit dem Dasein auch des Daseins Schmerzen über die Achsel zu werfen.

Im geißelnden Fieber der Folterqual spannte der Buddha seinen äußersten Willen, lenkte der Buddha das

äußerste Licht seines Denkens auf seinen äußersten Willen. Und die Folterqual zuckte, aufflackernd und dann erlöschend, unter seinem Willen.

Der Buddha fühlte, was er wußte: flüchtige Erscheinung nur war sein eigenes Ich, keine Wirklichkeit. An der flüchtigen Erscheinung nur seines Ich bohrten und stachen, rissen und brannten die Schmerzen des Todes. Und es gelang dem übermächtigen Stolze des Buddha, seinem eigenen Ich über die Achsel zu sehen, die flüchtige Erscheinung seines Ich über die Achsel zu werfen. Immer noch bohrten und stachen und rissen und brannten die lieben Töchter des fahlen Mara, die Folterungen des Lebens, als welche sich Schmerzen des Todes nannten, immer noch dauerten die Peinigungen irgendwann und irgendwo, aber nicht mehr in der Willenswelt des Buddha. Viel weiter als nur sieben Schritte weit hatte er die Schmerzen von seiner Seele fortgebannt und konnte mit Mitleiden eher als mit Leiden zuschauen, wie sie folterten, ohne eine Willenswelt zu haben, die sie folterten. Wie wenn ein Wasserfall niederstürzt über den Felsenrand, aber nicht rauscht und nicht aufschäumt, weil er seinen Wasserschwall in die unendliche Leere niederfallen lassen muß. Wie wenn ein Strahl von der Sonne ausgeht, aber nicht hitzt und nicht leuchtet, weil er nirgends auf etwas Irdisches trifft, weil er in die unendliche Leere weiterzittern muß. So tobten die Schmerzensqualen, die lieben Töchter des fahlen Mara, und stürzten sich wütend auf alle flüchtigen Erscheinungen, die der Buddha, bevor er ein Buddha war, durchlaufen hatte; und sie folterten die sterbende Schlange unter dem Bisse des Tigers, sie folterten den Tiger, dem die Schlange ihren Giftzahn ins Fleisch geschlagen hatte; sie folterten die Kohlpflanze, die der Hase benagte, und den Hasen, den die Hunde jagten; sie folterten die Spinne und die glitzernde Fliege in ihrem Netze; sie folterten den Paria, den halbverhungerten, in seinem Frondienst; sie folterten den Händler, der sich die Finger blutig kratzte, ein Gold-

stück aus dem Erze zu gewinnen; sie folterten den Priester, der mit keuchender Lunge nicht aufhören durfte, im Tempel seines Lügengottes Gebete aufzusagen; sie folterten den Krieger, der in der Schlacht für seinen König die breite Schwertwunde empfangen hatte. Nur dem Buddha nahten sie nicht; sie blieben ihm fern, viel mehr als sieben Schritte weit; das alles war er gewesen, das alles hatte er erlitten, und schaute jetzt zu, schaute auch den Schmerzen zu, weil er der Buddha war, der Überwinder, der Erwachte.

Flüchtige Erscheinung nur war sein eigenes Ich, sein Selbst. Die Täuschung eines Fiebertraums. Täuschung eines Fiebertraums nur war es auch, wenn er immer noch, nach der Schmerzenbesiegung, die Schmerzen seiner vergangenen Gestaltungen plötzlich wieder zu fühlen glaubte in seinem gegenwärtigen Leibe. Ei, mochten sie doch nur immer! Der Buddha war stolz genug, Zuschauer zu sein dieses wütenden Fiebertraumes.

IV. Der arge Weg

Ein Spiel war es, ein Riesenspiel war es, auf die Schmerzen des Fiebertraumes zu horchen. Noch leckten sie wie Stichflammen eines brennenden Hauses weit herüber, aus dem Bereiche seiner vergangenen Gestaltungen in sein gegenwärtiges Fleisch und Bein. Und jedesmal, wenn die Schmerzen ihn wieder foltern wollten, vermochte es der Buddha über sich, mit äußerster Anspannung seiner Willenskraft der gegenwärtigen Schmerzen dadurch Herr zu werden, daß er sie auf eine seiner vergangenen Gestaltungen zurückwarf. So betrachtete der Buddha die Leiden seiner vergangenen Gestaltungen, drei Stunden lang, nach dem Maße der Menschen, drei Weltenalter lang nach dem Maße der Vollendung.

Zuerst empfand der Buddha wieder eine Stichflamme der brennenden Schmerzen und warf sie in seine Vergangenheit zurück und schaute zu. Und schaute ein reißendes Tier mit wildem Rachen und hungrigen Zähnen; das wurde in einer der Höllen von Henkern überfallen, mit Äxten zerspalten, mit Messern zerschlitzt, von Sichelwagen zerrissen; dann wurde das reißende Tier in einen siedenden, glühenden, flammenden, flackernden Schmelzofen geworfen, daß es mit der glühend flüssigen Schmelzmasse aufkochte und emporstieg und niedersank, kopfüber, kopfunter. Und der Höllenrichter sprach zum Buddha: „Das reißende Tier warst du selbst vor drei Weltenaltern. Und die Strafe hörte nicht auf, bevor nicht das Werk deiner vorausgegangenen Gestaltung getilgt war."

Wieder empfand der Buddha Heimkehr der Schmerzen zu seinem jetzigen Fleisch und Bein und warf sie in seine Vergangenheit zurück und schaute zu. Und er schaute

einen Mörder oder einen Mann, dem es gelüstet hatte nach dem Acker seines Bruders. Und der Buddha schaute den Mörder in der Kothölle und schaute nadelmäulige Maden, die sich dem Mörder durch Haut und Fleisch und Sehnen und Adern und Knochen bohrten, um sich vom Knochenmarke zu nähren. Und schaute zu, wie das östliche Tor der Kothölle sich öffnete und der Mörder entfloh in die Flammenhölle, und wie er dort vor lauter Glut mit Fleisch und Knochen in Qualm aufging, und wie er dann durch das westliche Tor der Kothölle wieder hereingeschleudert wurde als wie vorher, wieder den Maden zum Fraß. Und der Höllenrichter sprach zum Buddha: „Dieser Mörder warst du selbst vor kurzem, noch in diesem Weltenalter, vor siebenhundert Jahren nur. Und die Leiden hörten nicht auf, bevor nicht das Werk deiner vorausgegangenen Gestaltung getilgt war."

Und wieder zuckten die Schmerzen und der Buddha warf sie in seine Vergangenheit zurück und schaute zu. Und er schaute einen schönen und nicht unedlen Jüngling in der nächsten aller Höllen, in der Dursthölle. Die Henker der Dursthölle hatten gute Sitten und gute Kleider wie der Jüngling. „Was willst du, Lieber," fragten sie freundlich. „Mich dürstet, ihr Herren," antwortete er. Da rissen sie ihm mit eisernen Haken den Mund auf und gossen ihm feuriges, flackerndes Kupfer ein, feuriges, flackerndes, daß es ihm auch noch Gedärm und Eingeweide durch den After hinausriß. Und der Höllenrichter sprach zum Buddha: „Das warst du selbst eben erst, als du noch nicht ein Buddha warst, als du im gartenumgürteten Palaste dir noch Tänzerinnen hieltest und noch nicht wußtest, daß die schönen Weiber, die du damals allein um dich hattest, die leicht berückenden Töchter des fahlen Mara waren. Und die Leiden hörten erst auf, als du zum Buddha wurdest unter dem Baume der Erleuchtung. Nicht wahr, Entsager, nicht wahr? Als du zum Buddha wurdest unter dem Baume der Erleuchtung, da hörten die Leiden doch auf?"

Mitten in den Schrecknissen der Höllenbilder freute sich der Buddha da und hörte keinen Hohn, und freute sich, weil es ihm vergönnt gewesen war, ein Buddha zu werden: erlöst zu sein von der Kette der Gestaltungen. Da empfand er noch einmal etwas wie eine vorsichtige Wiederkehr der gegenwärtigen Schmerzen; wieder wollte er sie in seine Vergangenheit zurückwerfen und ruhig zuschauen. Da sah er in der Dornenhölle einen schönen, alten Mann verirrt; sechzehnzöllige Stacheln trug das Dornengesträuch, und meilenweit kein Ende des Dornenwaldes; und die Stacheln flammten auf bei jeder Berührung und eiserne Hunde jagten mit betäubendem Gebell den schönen, alten Mann in die Stacheln hinein. Unter den Dornen ruhten da und dort einige stille Gäste des Waldes; die aber waren taub und waren tot. Und der schöne, alte Mann wünschte den Tod herbei, den letzten Tod, den Tod ohne weitere Gestaltungen. Der Höllenrichter aber sprach: „Das bist du jetzt, Vollendeter, Erhabener, du mehr als Götter und Menschen, das bist du jetzt, verirrt in der Dornenhölle, die sie auch die Hölle des Friedens nennen."

Da rief der Buddha. Nicht der schöne alte Mann in der Dornenhölle rief es; nein, der Buddha auf seinem Krankenlager dachte es zu rufen: „Schier unerträgliche Schmerzen habe ich geduldet; nun aber habe ich sie zurückgeworfen in meine vorausgegangenen Gestaltungen; und nun lebe ich in keiner Hölle mehr, nun erst fühle ich die wahre Buddhakraft und die Wonnen der Buddhamacht."

Der Höllenrichter hatte nicht gelächelt, da er die Dornenhölle eine Hölle des Friedens genannt hatte; und keine Trauer und kein Menschenhohn tönte aus seiner Stimme, da er jetzt sprach: „Wie es dir belieben mag. Alle Tode der Wiedergeburt bist du gestorben. Alle Werke vorausgegangener Gestaltungen hast du getilgt. Du bist dem ewigen Leben keinen Tod mehr schuldig. Und fühlst die Dornen nicht. Wirklich nicht? Und hörst

die Hunde nicht. Wirklich nicht? Wie es dir belieben mag."

Befreit von den Schmerzen, erschöpft von den Gesichten vorausgegangener Gestaltungen war der Buddha eingeschlafen. Als er wieder erwachte, ruhten alle Schmerzen und über dem Palmenhaine von Pava lag wie glitzernder Goldstaub das Sonnenleuchten des Vorfrühlingsabends. Der Buddha öffnete die Augen weit, wie einer, der die Heimat wiedersieht; er zog die Luft ein, tief, wie einer, der am Ersticken war. Und durch seine Seele flog wieder ein törichtes Gefühl, das vor fünfzig Jahren der Entsager Gautama weggetreten hatte, ein törichtes Gefühl, das seit einigen Regenzeiten, einigen Ruhezeiten den Buddha dann und wann überrascht hatte, den Buddha, den Lehrer der Lehre vom Leiden und von der Notwendigkeit des Leidens, das Gefühl, das bald so, bald anders gesprochen hatte, heute aber: wie schön ist die Welt an diesem linden Vorfrühlingsabend.

V. Der Löwenruf des Dauergedankens

Ananda und andere Mönche alter Gemeinsamkeit hatten das Lager des Buddha dicht umstanden, solange die Schmerzen ihn gefoltert hatten und auch dann noch, als er wie im Fieber dalag und zuerst ganz wilde, dann etwas sanftere Träume zu träumen schien. Der Anfall war für diesmal wohl überstanden; Ananda ordnete an, daß das Absingen des Sterbeliedes abgebrochen würde. Jetzt ging der Atem des Buddha ruhig, als ob er schliefe; da schlossen sich die Mönche der älteren Gemeinsamkeit den jüngeren Mönchen an, Ananda trug Worte der Lehre und der Zucht vor nach der allabendlichen Weise des Meisters. Niemals noch war es ihm so gut gelungen wie heute, den singenden Tonfall des Erhabenen zu treffen, bis zur Täuschung ähnlich. So glaubte er. Den greifenden, packenden Ton hatte er treffen wollen; den leise singenden Tonfall vernahmen zufrieden die Mönche. „Wir werden einen zweiten Buddha an ihm haben," murmelten die Jünger, so daß er es hören konnte. Nicht hören mußte.

In weicher Stimmung hatte der Buddha den Übungen seiner Jüngerschar gelauscht; sie liebten ihn sicherlich alle, der unklug betende Jüngling Subhadda nicht mehr als der treue Ananda, der fast ein Meister war der Lehre und der Zucht. Und wie der Buddha der sicherlich großen Liebe seiner Jünger gedachte, da wandelte sich die weiche Stimmung in das Bewußtsein der Kraft, die die Krankheit besiegt hatte. Wer die Folterqualen der Krankheit besiegt hatte, der war auch stark genug, den farblosen Tod zu besiegen. War stark genug, den Dauergedanken

zu fassen und einigen Menschen zuliebe auf den Frieden des Nichtseins zu verzichten. Und der Buddha lagerte sich, wie ein Löwe sich lagert und winkte den treuen Ananda heran. „Nicht ziemt es dem Buddha," so dachte der Buddha, „daß er den Löwenruf des Dauergedankens ausstoße, daß er mit der Löwentatze den Dauergedanken ergreife, und daß die Jüngerschar nicht zuerst Kenntnis erhalte von diesem Aufblühen seines Willens."

Aufmerksam war der treue Ananda herangetreten. Er sah seinen Meister daliegen, wie ein Löwe gelagert, mit den Blicken eines königlichen Löwen; aber sonst schien das Antlitz des Buddha kein Leben mehr zu haben, kein Blut und keine Farbe; man sah, wie der Tod nur noch zu hauchen brauchte, um den Buddha zum Erlöschen zu bringen. Und da begann zwischen dem Buddha und dem treuen Ananda ein Gespräch erstaunlicher Art; denn der treue Ananda vernahm zwar die Worte des Buddha, buchstabenweise, aber er vernahm sie nicht, wie der Buddha sie gesprochen hatte, geistweise; und der Buddha wiederum vernahm die Worte des treuen Ananda noch schärfer und noch genauer, als der treue Ananda sie gemeint hatte, geistweise. Nichts faßte der treue Ananda; alles faßte der Buddha. So verlief das Gespräch. Das habe ich gehört.

Der treue Ananda beugte sich zum Buddha herab, als ob dieser im Fieber dagelegen hätte, als ob dieser nicht wie ein Löwe gelagert gewesen wäre, als ob dieser nicht wie ein königlicher Löwe geblickt hätte. „Nicht, Vollendeter, nicht, Erhabener, wird der Buddha gleich einem Kinde zur Erlöschung eingehen, bevor er Anordnungen getroffen hat in Beziehung auf seine Jüngerschar, in Beziehung auf Lehre und Zucht, in Beziehung auf des Buddha Bestattung."

Der Buddha sprach an der heimlichen Frage, an der drängenden Frage vorbei, da er sagte: „Schön ist dieser Palmenhain im schimmernden Glanze der Abendsonne, lieber Ananda; schön ist der Palmenhain im Vollmond-

scheine der Lotusnacht; schön ist der Baumfriede von Pava; schön sind die Ufer des Ganges, wo sich seine heiligen Wasser mit den Wassern seiner Tochterflüsse mischen; schön ist die Welt, was die Lehre auch sagen mag."

Darauf Ananda: „Vortrefflich, Erhabener, erstaunlich, Vollendeter; ruhe aus, laß deinen Geist ausruhen; dir allein danken wir die Wahrheit vom Leiden, die Wahrheit von der Notwendigkeit des Leidens und die Wahrheit von der Erlösung."

Der Buddha sprach weiter: „Ich bin dem ewigen Leben keinen Tod mehr schuldig. Alle Tode ist der Buddha gestorben bis auf den letzten. Und den letzten Tod kann der Buddha von sich fortbannen mit der Kraft, die ihm die Schmerzen fortgebannt hat. Ich kann und will bei euch bleiben. Ich kann es wollen. Ich will den letzten Tod nicht sterben. Es ist euch doch lieb, liebe Brüder, wenn ich bis ans Ende dieses Weltenalters bleibe, wenn ich den Dauergedanken fasse?"

Darauf der treue Ananda: „Vortrefflich, erstaunlich ist deine Rede! Ich will dir einen kühlenden Trank bereiten lassen, Vollendeter. Ich will dir ein kühlendes Tuch auf deine Stirne legen, Erhabener."

Zum zweiten Male bot der Buddha dem treuen Ananda sein Bleiben an: „Nicht wie ein ratternder Karren will ich meine Tage weiter fristen. Durch die Kraft meines Buddhawillens will ich die schöne Welt bejahen und dem Nichtsein heiter entsagen. Weiter leben, ein Entsagender, ein Schweigender, ein Schauender. Es ist euch doch lieb, liebe Brüder, wenn ich bis ans Ende dieses Weltenalters bleibe, wenn ich den Dauergedanken fasse?"

Darauf der treue Ananda: „Ich will dir ein kühlendes Tuch auf deine Stirne legen, Erhabener. Aber versäume nicht, was nottut. Nicht, Erhabener, wird der Buddha gleich einem armen Kinde zur Erlöschung eingehen, bevor er Anordnungen getroffen hat in Beziehung auf die Zukunft seiner Jüngerschar."

Immer durchdringender preßte der Buddha seine Augen in die Seele des treuen Ananda. Mit einem geraden Elefantenblicke. Und der Buddha sprach: „Ich habe keinen Willen, über meine Jüngerschar zu herrschen, nicht jetzt und nicht in Zukunft. Wer über eine Gemeinde herrschen will, wer eine Gemeinde untertan machen will, der mag in dieser Gemeinde ein Herrscher werden. Ein Buddha will nicht herrschen und will keinen Nachfolger seiner Herrschaft. Der Buddha hat euch die Lehre gebracht, die Erlösung vom Leiden; und vielleicht ist der Erwachte heute neu erwacht zu einer neuen Erlösung vom Leiden. Was soll seine Herrschaft? Was soll die Bewahrung seiner Worte? Entsagen, schweigen wird der Buddha fortan, auch seinem Namen wird er entsagen wie seinen Worten. Wie töricht wäre der wunde Mann, dem ein Pfeil in der Brust stäke; der Arzt will ihn retten, will den Pfeil aus der Brust ziehen; der wunde Mann möchte aber vorher den Namen des Arztes wissen." Und zum dritten Male bot der Buddha dem treuen Ananda sein Bleiben an: „Die Ewigkeit genügt dem Buddha nicht, um auszulernen. Und schwerer als Wissenlernen ist Schauenlernen. Ich möchte den Dauergedanken nicht wieder verlieren. Es ist euch doch lieb, liebe Brüder, wenn ich bis an das Ende dieses Weltenalters bleibe?"

Darauf der treue Ananda: „Erstaunlich und sehr bemerkenswert, Vollendeter, sind auch die Vorstellungen deines Fieberwahns. Aber sammle dich, wenn es dir belieben mag, dem ältesten und treuesten deiner Jünger klar bewußt wenigstens eine Frage zu beantworten. Ich frage dich, Erhabener, wer nach deinem Erlöschen die königlichen Ehren deiner Bestattung anordnen, leiten und durchführen soll. Gewißlich wird dem treuen Ananda diese Pflicht obliegen, Vollendeter. Aber es wäre gut, wenn du den Namen Ananda klar bewußt aussprechen wolltest, als den Namen des Jüngers, der zunächst hinter deiner Leiche schreiten soll."

Da klang ein nie gehörter Ton von den Lippen des Buddha. Niemals noch hatte der Buddha gezürnt, niemals noch hatte der Buddha gelacht. Jetzt klang es wie zürnendes Lachen, jetzt klang es von den Lippen des Buddha wie Ekel vor dem Dauergedanken. Und er sagte: „Nahegelegt habe ich es dir, du mein ältester und treuester Jünger, auf die Lippen deines Herzens gelegt habe ich es dir, ein armes Wörtchen der Freude auszusprechen über meinen Dauergedanken, darüber, daß ich dieses Weltenalter hindurch bleiben konnte und wollte. Dreimal habe ich es dir nahegelegt, dreimal hast du versagt. Hättest du ein armes Wörtchen der Freude geäußert, hättest du mich gebeten, bei euch zu bleiben, so hätte ich zweimal noch schicklich Bedenken gehabt, die Bitte zu erfüllen; auf deine dritte Bitte wäre ich geblieben. Laß gut sein, Ananda. Die Stunde ist versäumt. Jetzt ist es nicht mehr Zeit, den Vollendeten zu bitten. Entlassen ist der Dauergedanke. Ich konnte dauern wollen, ich konnte leben bleiben ein Weltenalter lang. Ich will nicht mehr. Wie ein Müder zur Waffe greift, so sterbe ich den letzten Tod als Freitod, als freien Tod des Freien. Der Buddha wirft das Leben über die Achsel. Der Buddha wird den letzten Tod noch sterben, den er nicht schuldig war. Übermorgen, mit Sonnenaufgang werde ich erlöschen. Geh, lieber Ananda, geh und sprich kein Wort. Wie es dir belieben mag."

„Du bist der Herr über dein Erlöschen und über deinen letzten Tod. Wie es dir belieben mag, Vollendeter."

VI. Im Parke der Ambapali

Eine unbekannte Unrast, eine fast unweise Unruhe schien sich des kranken Buddha bemächtigt zu haben; bald redete er eifrig und schnell, als wollte er die letzten Stunden seines Erdenwallens für die letzte Festigung seiner Lehre und seiner Zucht auspressen, wie man in Zeiten der Dürre eine glücklich gewonnene Frucht bis auf das letzte Tröpflein auspreßt; bald blickte er fremd und scheu nach seinen Jüngern, als wäre er ein waidwundes Reh und suchte nur im Dickicht ein stilles Versteck, dort ungesehen zu sterben. Wirklich mochte ihn die Wahl der Örtlichkeit seines Todes beschäftigen. Denn kaum eine Stunde, nachdem er sein baldiges Verlöschen vorausgesagt hatte, bat er in geziemenden Worten, ihn wieder auf die Bahre zu legen und die Bahre zwanzig Stunden weit bis nach Kusinara zu tragen. „Dort, mein lieber Ananda — sie sollen dich nicht schelten, mein lieber Subhadda, weine nicht, halte dich in meiner Nähe —, dort möchte ich meine Stunde erwarten. Dort steht vor der Stadt, am Ufer des Flusses, am östlichen Ausgang des Palmenhains der Siebenschwestern, der Zwillingsstamm eines ehrwürdigen Salbaumes, der schon zu so früher Jahreszeit, der schon am Tage des Frühlingsanfangs Blüten zu tragen pflegt. Ich möchte noch einmal diese Blüten sehen. Ich möchte noch einmal den Frühling sehen. Auch ein Buddha hat törichte Wünsche, bevor er eingegangen ist in die Wunschlosigkeit des völlig vollendeten Nirwana. Ich möchte den Zwillingsstamm des Salbaumes noch einmal sehen, wenn es euch beliebt, ihr Brüder. Weine nicht, mein lieber Subhadda.“

Ungeduldig wünschte der Buddha, daß man noch heute aufbräche, um morgen bei guter Zeit das Flußufer von Kusinara zu erreichen und den Zwillingsstamm des Salbaums, am östlichen Ausgang des Palmenhains der Siebenschwestern.

Unterwegs ließ der Buddha nicht von seiner Gewohnheit, zu seinen Jüngern zu reden. Nur war es seltsam, daß er der Lehre und der Zucht kaum mehr gedachte, daß er vielmehr immer wieder Beispiele gab für den Weg zur Erlösung durch Güte. Leise sprach der Buddha, daß nur die nächsten ihn hörten; aber Silbe für Silbe, Ton für Ton wurde allen Jüngern die Rede des Meisters zugetragen, von Mund zu Mund. „Erstaunlich," so sagten die fernsten Jünger, „höchst erstaunlich ist es, daß der Meister andere Worte, andere Urteile, andere Werte gebraucht, als wir sie in dieser Lehrgeschichte, in dieser alten und doch nie oft genug gehörten Geschichte auswendig kennen. Da hörten wir immer die Geschichte vom weisen Hasen, der mit einem Affen, einem Schakal und einer Fischotter zusammen an einem Bache hauste, der wie seine Freunde dem Bettler eine Gabe zu reichen wünschte, der aber nichts besaß, das man geben könnte, weil Gras keine Gabe ist; der darum beschloß, sich selber dem Bettler als einen Braten zu schenken. Zünde ein tüchtiges Holzfeuer an, hatte der weise Hase gesagt; ich will mich dann auf die Glut legen und mich braten lassen für dich. Erstaunlich ist es, ihr Brüder, daß der Meister, der Vollendete, den Hasen heute nicht den w e i s e n Hasen genannt hat, sondern den g u t e n, d u m m e n Hasen. Erstaunlich, ihr Brüder, ist die Änderung der Worte, der Urteile, der Werte."

Weiter redete der Buddha zu seinen Jüngern, wie er es gewohnt war. Milde Worte, linde Worte, während sie die Bahre vorwärts trugen in der Richtung von Kusinara. Nahe an seiner linken Seite schritt der ehrwürdige Nathaputta, der zweitälteste seiner Jünger. Als der Buddha einmal seine Rede unterbrach, verbeugte

sich der ehrwürdige Nathaputta und sprach also zum Erhabenen: „Erstaunlich, Erhabener, scheint den jungen Brüdern die Änderung in den Worten, den Urteilen, den Werten deiner Rede. Das ist nicht die Sprache des Buddha, sagen die jungen Brüder. Eine neue Sprache, ihr Brüder, werden wir lernen müssen. Nicht verstehen können wir mehr den Erhabenen, ehe bevor wir seine neue Sprache gelernt haben."

Der Jüngling Subhadda folgte der Bahre in schicklicher Entfernung; er wollte dem ehrwürdigen Nathaputta antworten: „Ich, ich verstehe den Meister!" Da verstummte er, denn der Buddha sprach.

„Der berufen war zum Hirten der Männerherde, sollte keine andere Sprache reden als die Sprache der Herde, als die Sprache, die er selbst der Herde gelehrt hat. Wer seine eigene Sprache reden will, wer mit sich selbst reden will, zu sich selbst, der war nicht berufen zum Hirten. Der hat keine Stelle an der Spitze der Herde, keine Stelle inmitten der Herde. Der ist außerhalb und eigen und frei und einsam, wie das einsam wandelnde Nashorn. Und schwatzt weiter, weil er noch gar nicht bemerkt hat, daß er außerhalb ist und allein und frei."

Eine gute Weile schwieg jetzt der Buddha. Dann redete er wieder, als hätte er es eilig, milde Worte mitzuteilen, auszuteilen, linde Worte, Worte der Erlösung durch Güte.

Die Mitternacht war nahe und immer noch redete der Buddha, leiser und leiser; immer noch kam die Rede Silbe für Silbe und Ton für Ton zu allen Jüngern, von Mund zu Mund. Wieder besprachen sich die fernsten Jünger, deren Gemurmel die Rede des Buddha nicht stören konnte, und gaben ihre Betroffenheit zu erkennen. „Erstaunlich ist es, ihr Brüder, daß der Meister die alte Geschichte von jenem Buddha der Vorzeit erzählt, von jenem unvordenklichen Buddha, der zuerst seine beiden geliebten Kinder dem Feinde geschenkt hat, und der hernach sein schönes und gutes Eheweib dem Feinde

geschenkt hat, nur um auf dem Wege zur Buddhaschaft nicht aufgehalten zu werden, um nichts Liebes zu haben und nichts Leides. Höchst erstaunlich und bemerkenswert ist es, ihr Brüder, daß der Meister, der Vollendete, heute von dem armen Buddha der Vorzeit spricht, wo er ihn sonst den herrlichen Buddha der Vorzeit genannt hatte. Erstaunlich und bemerkenswert ist die Änderung in Worten, Urteilen und Werten."

Wieder berichtete der ehrwürdige Nathaputta dem Buddha, an dessen linken Seite er schritt, wie die Jünger die neue Sprache des Meisters nicht verstünden, wie sie nur staunten über die Änderung der Worte, der Urteile, der Werte. Wieder wollte der Jüngling Subhadda rufen: „Ich verstehe ihn!" Wieder verstummte er, denn der Buddha sprach.

„Der keine Stelle mehr hat an der Spitze der Herde, und keine Stelle inmitten der Herde, der schon ganz außerhalb ist und allein und frei, der schwatzt weiter in seiner neuen Sprache, die die andern noch gar nicht sprechen. Und es ist noch gar nicht seine letzte Sprache. Hätte der Buddha gar in seiner letzten Sprache geredet, so hätte er nicht weiter reden können. Wie eine Tänzerin nackt und immer nackter vor dem Volke tanzt; wenn die Tänzerin den letzten Schleier abgeworfen hat, dann kann sie nicht mehr tanzen, dann ist sie wieder Weib und kann sich nur noch für den brünstigen Beifall des Volkes bedanken. Und wenn sie nicht mehr tanzen kann, vollends nackt, wenn sie sich mit einer Beugung für den brünstigen Beifall des Volkes bedanken will, dann verbrennt sie vor Scham, und es wäre ihr eine Kühlung, sich auf einem Scheiterhaufen verbrennen zu lassen. Also auch scheut der Buddha davor zurück, in seiner letzten Sprache zu reden."

Die Mitternacht war vorüber, als die Jünger mit der Bahre dort angelangt waren, wo sie Rast machen wollten. Es war der immergrüne Laubwald von Mangobäumen, den einst die Buhlerin Ambapali, die reiche und

wohlgeartete Freundin der Fürsten, dem Buddha und seiner Jüngerschar zum Geschenke gemacht hatte; dort dehnten sich weite Hallen aus festen Balken des Salbaumes, und mehr denn tausend Büßer hatten Raum in diesen Hallen. Zur Regenzeit freilich hätte eine so große Schar von unerwarteten Gästen sich behelfen müssen, weil ja zur Regenzeit das Wandern den Mönchen verboten war als gefährlich für die unzählig hervorsprießenden und hervorkriechenden Pflänzlein und Tierlein. Doch jetzt, zur Zeit des Frühlingsmondes, hausten kaum dreißig Mönche in diesen Hallen, im Mangoparke der Buhlerin Ambapali. Dennoch gab es Aufstand und Geschrei, als die Jüngerschar mit der Bahre, auf der der Buddha lag, das Gebäude betrat. Und der Aufstand und das Geschrei wurden nicht geringer, der Aufstand und das Geschrei steigerten sich noch, als man erfahren hatte, daß der todkranke Buddha angelangt war. Bis der Buddha in geziemenden Worten um Ruhe gebeten hatte. Dann wurde der Buddha auf die weichen Polster der Krankenstube gebettet, ein kühlender Trank wurde ihm bereitet, vom Koche der Fürstin Tschundi sorgsam bereitet, und Stille herrschte ringsum in den Hallen und in dem Mangoparke der Buhlerin Ambapali.

Die Sonne stand schon in halber Höhe und der Buddha hatte noch kein Zeichen gegeben, daß er die Jünger zu sehen wünschte. Er hatte die Nacht schmerzlos verbracht, denn die Schmerzen blieben fortgebannt in die früheren Gestaltungen seines Ich; schmerzlos hatte er die Nacht verbracht, aber auch schlaflos. Gewundert hatte er sich in seiner Unrast, daß eine Sehnsucht über ihn gekommen war, den betenden Subhadda an sein Lager zu rufen; und daß er, der Vollendete, der Buddha, zu sehr gebunden war von den eigenen Lehren und Satzungen, um seiner Sehnsucht nachzugeben. So sann der Buddha in der dunkelschwarzen, dann in der mondhellen Nacht und jetzt in diesen Morgenstunden über seine eigenen Lehren und Satzungen; und wieder wunderte er sich, daß er all

in seiner Schwäche einen mächtigen Antrieb fühlte zu reden, zu predigen, den Weg der Erlösung zu beschreiben, daß er sich aber ganz unkräftig fühlte, daß er sich schämte, irgendeine der Reden zu wiederholen, die er den Jüngern so oft und so gut vorgetragen hatte, immer mit den gleichen Worten. Wie vielleicht die schönste unter den braunen Tänzerinnen seines Palastes, seines einstigen Prinzenpalastes, sich schämte; wie sie sich schämte beim Tanzen des Tanzes der sieben Schleier, noch bevor sie den letzten Schleier abwarf, wenn sie eine Tanzfigur wiederholen sollte; wie sie jedesmal aus Scham, daß sie Getanztes wiedertanzen sollte, einen Schleier fortwarf, und so einen Schleier nach dem andern. So schämte sich der Buddha, daß er die Tanzfiguren seiner Worte wiederholt hatte, daß er seine eigenen Reden nachgesprochen hatte. Fünfzig Jahre lang hatte er nachgesprochen, wie ein Ananda, was ihm an Erkenntnis gekommen war in der langen Nacht unter dem Baume der Erleuchtung. Vorbei an allen neuen Fragen, die ihm gekommen waren in diesen fünfzig Jahren, hatte er selbstzufrieden die alten Antworten nachgeredet, wiedergekäut. Ausgespiene Nahrung. Ihm wurde schwarz vor den Augen in einem Fieber des Denkens; neue ungefragte Fragen, Fragen ohne Antwort drängten sich um sein Lager. Weltenalter vor ihm hatten andere Buddhas gelebt und jeder von ihnen hatte, wie er selbst, für einen Buddha gegolten. Hatte bei einer bescheidenen Gemeinde der Vorzeit für einen Buddha gegolten. Tierische Ungeheuer dünkten seinem Denken nun die Buddhas der Vorzeit. Wird er, Gautama Buddha, dem einstigen Buddha des kommenden Weltenalters nicht wieder in Gestalt eines tierischen Ungeheuers erscheinen?

Heute wachte er nicht unter dem Baume der Erleuchtung. Aber heute senkte sich ein Strahl des hellsten Lichtes einer Übersonne auf ihn herab und lehrte ihn den Zweifel, den Zweifel an den alten Antworten, die er fünfzig Jahre lang sich selbst nachgeredet hatte.

Ist ein Buddha, der für sich selbst ein Buddha geworden ist, irgendwie auch ein Buddha für andere? Kann der Buddha ein Führer sein auf dem Wege der Erlösung, weil er den Weg, den fast unauffindbaren Einen Weg selbst gegangen ist? Darf der Buddha den Weg der Erlösung auch nur beschreiben, das Erlebnis seines Schreitens in Worten mitteilen? Ist es nicht ein Rückfall in die Sehnsucht nach Gestaltungen, wenn der Buddha die Welt erlösen will? Könnte er's? Könnte ein Buddha etwas wirken?

Ungefragte Fragen ohne Antwort, bisher ungefragte Fragen. Eine Antwort dämmerte dem Buddha herauf, in zackigen Umrissen wie mit roten Blitzen auf die Dunkelheit der Nacht gezeichnet. In Menschenworte nicht zu fassen, auch nicht in die alten Buddhaworte.

Unzerreißbar die Kette der Ursächlichkeit. Schlag und Tod. Flamme und Rauch. Zeugung und Geburt. In der Kette der Ursächlichkeit keine Lücke für die Wirkung eines Opfers, eines Gebets. Gelogen hatten die Priester, die Brahmanen, nach ihrem Amte. Aber auch keine Lücke für eine Wirkung von Buddhaworten. Der Buddha will kein Priester sein, kann nicht lügen. Eine unzerreißbare Kette der Ursächlichkeit alles. Wie die Sonne sich am Himmel wälzt, wie der Nebel steigt und der Regen fällt, wie das Kind gezeugt wird und über neue Zeugungen zu Alter, Krankheit und Tod gelangt.

Klar bewußt dachte der Buddha in die roten Blitze dieser dunklen Nacht hinein: „Ein Steinbröckchen und ein Tiger und ein Buddha bin ich gewesen und es war kein Unterschied und es machte keine Lücke in der Kette der Ursächlichkeit. Nichts konnte ich wirken, nichts konnte ich schaffen, auch als Buddha die unendliche eherne Kette nicht beschweren und nicht entlasten. Ein Sonnenstäubchen, wenn ich mich an sie hängte. Nun aber werde ich nichts mehr werden als etwa ein Gott, um zu erfahren, ob ein Gott etwa irgendein Ding wirken, irgendein Ding schaffen kann. Ich werde es erfahren: auch die Götter

sind solche Sonnenstäubchen. Wie die Buddhas. Ohne Gewicht an der Kette. Ich will nicht schamloser sein, als einst meine Tänzerin war. Ich will keine abgestandenen Antworten mehr geben, ich will kein Knecht mehr sein meiner eigenen alten Worte, kein Knecht mehr sein von Götterworten, Priesterworten, Buddhaworten, Menschenworten."

VII. Die Schmetterlingspredigt

Vor der Krankenstube tönte es wohl von hundert leisen Stimmen; viele der Mönche hatten mit ihren Almosenschalen den Bettelgang durch die nahen Dörfer angetreten, die meisten von den Mönchen aber waren zurückgeblieben, in der Nähe des Buddha zu sein an seinem letzten Tage. Plötzlich schwoll das Summen draußen lauter an. Ananda öffnete die Tür, stellte sich in schicklicher Entfernung am linken Kopfende des Lagers auf und meldete: ein Vorreiter hätte die Nachricht gebracht, die Fürsten aus dem Hause der Licchaver würden mit großem Gefolge binnen kurzem eintreffen und mit ihnen wäre der gelehrte Brahmane Naciketas gekommen, alle begierig, Worte der Lehre und der Zucht aus dem Munde des Buddha noch einmal zu vernehmen. Ohne den Kopf zu regen, wandte der Buddha seine Augen dem treuen Ananda zu; kein Wort wurde gewechselt darüber, ob der kranke Buddha imstande wäre, die Gäste zu empfangen. Auf seinen stillen Wink wurde ein Lager von weichen Polstern vor der Halle, zwischen der Halle und dem Mangoparke, aufgerichtet, auf einer ebenen Sandfläche. Der Buddha trank einen halben Becher von einem stärkenden Tranke, den der Koch der Fürstin Tschundi bereitet hatte, sorgsam bereitet hatte mit aller seiner Kunst; dann wurde der Buddha auf die Polster im Freien gelagert. Ganz bleich war der Buddha; und deutlich sahen die treusten unter seinen Jüngern den runden hellen Schein um seinen weißen Haarschopf. Einmal versuchte er die Lippen zu öffnen, aber er sprach nicht.

Bald aber klang aus der Ferne das Gewirr des nahenden Zuges; in reich geschirrten Wagen, auf präch-

tigen Pferden und auf getürmten Elefanten kamen die Fürsten aus dem Hause der Licchaver, kostbar gekleidet, in weißen und blauen, in gelben und roten Gewändern. Im Halbkreis stellten sie sich, nachdem sie abgestiegen waren, in schicklicher Entfernung um den Buddha herum, hinter ihnen die Mönche in ihren Kutten von ungebleichter Leinwand. Der älteste unter den Fürsten nahm das Wort und sprach: „Zu uns gedrungen, Vollendeter, ist mit Sonnenaufgang die Kunde, daß du in der morgenden Frühe uns verlassen willst, erlöschen, eingehen in die selige Welt des Nichtseins. Da war es uns ein inniger Wunsch, dich noch einmal zu sehen, dich noch einmal zu hören, noch einmal uns den Weg der Erlösung von dir beschreiben zu lassen. Auch der gelehrte Brahmane Naciketas hat sich uns angeschlossen, ob er nicht zu deiner Lehre bekehrt würde. Wie es dir belieben mag, Meister."

„Müde und schwach ist der Vollendete," antwortete der Buddha nach einer langen Pause, „schweigend möchte er die Stunde seines Erlöschens heranrücken sehen — seine Stunde, die Stunde der Entbindung von der Welt. Der treue Ananda mag meine Lehre euch vortragen, Silbe für Silbe, Ton für Ton, wie er die Worte von mir gehört hat, Fürst der Licchaver, dir und deinem Gefolge und auch dem gelehrten Brahmanen Naciketas."

„Nicht den treuen Ananda zu hören, sind wir hergekommen, Vollendeter. Nicht kennt der Buddha Trauer des Abschiednehmens, nicht kennt der Buddha das Todesgrauen, nicht kennt der Buddha Schmerz um das Aufhören des nichtigen Lebens. Nicht dünkt die Welt den Buddha schön. Fröhlich kann uns der Buddha lehren, fröhlich in das Nichtsein einzugehen. Fröhlich kann der Buddha den gelehrten Brahmanen beschämen. Wie es dir belieben mag, Meister."

Da fühlte der Buddha seine Unkraft schwinden, und seine Seele lachte über die schamvolle Vorstellung, er könnte heute predigen, was er je gepredigt hatte, er könnte

heute Worte sagen, die man je von ihm vernommen hatte. Eine fast wilde Lust ergriff ihn, den Fragen leise das Tor zu öffnen, die ihn heute in den Morgenstunden bestürmt hatten; eine fast wilde Lust ergriff ihn, das Neue auszusprechen, das über ihn gekommen war. Er hob seine Rechte und gebot Schweigen; mit strengem Blicke seiner Augen. Dann stützte er sich auf den linken Arm, lagerte sich, wie ein Löwe sich lagert, hob noch einmal seine Rechte, blickte noch einmal umher, jetzt milde und frei, und sprach:

„Lernen ist besser als lehren. Wenig tauglich zum Lernen ist, wer lehren zu können glaubt. Schweigen lernen ist das beste Lernen. Ich möchte schweigen, aber ich soll nicht schweigen und ich kann nicht schweigen. An dem Erlebnis der Erlösung ist etwas, das nicht in Menschensprache sprechbar, das nicht in Worten mitteilbar ist. An dem Leiden, an dem Entstehen des Leidens, an dem Verschwinden des Leidens, an dem Wege, der zum Verschwinden des Leidens führt, ist etwas, das nicht in Sprache sprechbar, das nicht in armen Worten mitteilbar ist. Der kleine Tod hat das Leiden in die Welt gebracht, der große Tod überwindet das Leiden. Der unzählige und endlose Tod, der unfreie, hat das Leiden in die Welt gebracht; der letzte Tod, der freie, überwindet das Leiden. Ich möchte schweigen; und ich möchte reden, was noch nie geredet worden ist. Zu Menschen habe ich immer geredet, in den Worten der Menschen, in irrenden Worten der Menschen. In schweigenden Worten der Sterne und der Bäume möchte ich reden, was noch etwa zu reden wäre. Für Fische und Vögel möchte ich reden, die die Lüge der Menschenworte nicht kennen. Lernen möchte ich von den schweigenden Worten ihrer unmenschlichen Sprache. Und morgen in der Frühe werde ich das letzte Geheimnis lernen, werde ich mein eigenes Schweigen lernen unter den Blüten des Salbaumes, am östlichen Ausgang des Palmenhaines der Siebenschwestern."

Der Buddha schien sich auf seinen Polstern zu heben, mehr als daß er sich wirklich hob; er blickte fern, als sähe er über den Mangopark hinweg den Zwillingsstamm des Salbaumes, der sich eben über Nacht mit seiner Fülle von rosenfarbenen Blüten bedeckt hatte. Und der Buddha sah und hörte, wie viele Tausende von Faltern und Immen um die rosenfarbenen Blüten des Salbaumes flatterten und summten, lebensfroh, unbekannt mit dem ewigen Tode, der das Leiden brachte, und unbekannt mit dem letzten Tode, der die Erlösung vom Leiden brachte. Da glänzte es noch heller um den weißen Haarschopf des Buddha. Stärker noch und klarer bewußt als in den heutigen Morgenstunden, da dem Einsamen die Übersonne des Zweifels in die Seele geschienen hatte, kam dem Buddha wieder eine Erleuchtung, wie damals vor fünfzig Jahren, da ihm unter dem Baume der Erkenntnis am Ufer des Flusses Neranjara, in jener heiligen Lotusnacht die Erlösung gekommen und die Kenntnis des Weges und seine Buddhaschaft. Fest stützte er sich auf seinen linken Arm, weitsegnend hob er die rechte Hand und sprach laut mit der Stimme des dreißigjährigen Mannes:

„Euch will ich predigen in meinem höchsten und niedersten Stündlein, ihr Immen und Falter, ihr lieben Bettelmönchlein meiner lieben Blumen. Den Menschen habe ich gepredigt ein Leben lang, die ließen meine Worte zurückklingen, wie die toten Felsen Worte zurückklingen lassen, und nannten das Hören; sie sagten, daß sie hörten. Ihr, meine lieben Bettelmönchlein, hört mir ja wahrlich auch nicht zu; aber ihr sagt doch nicht, daß ihr höret. Soll meine Predigt euch einen Weg weisen, den ihr sicherer geht als ich? Ihr, meine lieben Meisterlein, ihr, meine lieben Lehrerlein, ich will hören, ich will lernen, und euer Surren und euer Flattern soll meine Predigt sein, soll mir eure Predigt sein.

Wir armen Menschen haben an Götter geglaubt und an zweckvolle Absichten der Götter; ihr summet nichts von Göttern und nichts von Zwecken, ihr summet keine

Menschenworte. Wir haben uns von der leidvollen Gegenwart zu befreien geglaubt und haben das Wesen der Gegenwart durchschaut. Wir haben ergrübelt, daß alles nur im Entstehen ist, im Werden, in der flüchtigen Erscheinung, daß Nichts ist in einer Gegenwart, nichts bleibend, nichts dauernd. Wir haben die Vergänglichkeit erlebt und ergrübelt. Ihr aber, meine lieben Meisterlein, wisset von den Dingen, die jemals waren und jemals sein werden, nichts als die Gegenwart, und dieses euer Wissen ist eben dasselbe Wissen wie unser tiefstes Grübeln über den Unwert dieser Gegenwart. Ihr, meine lieben Lehrerlein, erlebt an eurem Leibe das unbegreifliche Wunder der Seelenwanderung; ihr lieben Falter seid Raupen, Puppen und Sommervögel und wandelt euch so und sprecht dennoch niemals von einem Wunder. Heil euch, daß ihr nicht zu wissen glaubt, was ihr erlebt. Heil euch, daß ihr euch in treue Fäden einspinnt und nicht in treulose Worte. Heil dir, du erster Lotushimmelsfalter dieses Frühlings, daß dich die Raupe nicht kümmert, aus der du geworden bist. Wir haben uns wie Kinder gefreut, als wir die Fabel von dem Blinden und dem Lahmen erzählt bekamen; blind sei der Körper des Menschen und lahm seine Seele; auf dem Rücken des Blinden wandle der Lahme durch die Welt. Heil euch, ihr lieben Meisterlein, ihr lieben Lehrerlein, daß ihr über diese Fabel nicht weinen müsset, daß ihr über diese Fabel nicht lachen könnet, daß ihr diese Fabel nicht verstehet. Heil euch, daß ihr keine Worte machen könnet, keine klugen treulosen Worte. Nacheinander, in langsam verrollenden Menschenaltern, mußten Buddhas kommen, nacheinander, Buddhas, deren erbloser Nachfahre ich bin, bevor wir die Weisheit aus dem Abgrund zu holen wagten, bevor wir den Satz zu sprechen verbieten konnten: das ist mein! das bin ich! In treulosen Worten zu verbieten wagten, den Satz in treulosen Worten zu sprechen. In treulosen Worten, auf die kein Verlaß ist. Ihr lieben Meisterlein, ihr habt diese Weisheit nicht aus dem Ab-

grunde zu holen gebraucht, ihr habt die treulosen Worte gar nicht besessen. Wir Ärmsten leben im Flusse der Erscheinungen, und wir müssen aus dem Flusse an das Ufer der Erlösung flüchten. Immer flüchtet ja der Mensch ans andere Ufer. Heil euch, in eurer ewigen Gegenwart. Erlösung ist euch ein Steinbröckchen, an dem ihr vorübersurrt und vorüberflattert, ein wertloses Steinbröckchen. Fällt eins von euch unversehens in einen Fluß — o du mein liebes Lehrerlein, ich komme dir zu Hilfe mit einem Reishalm oder mit einem Lotusstengel! —, dann zappelt es, so wie wir zappeln nach dem Ufer der Erlösung. Uns aber kommt niemand zu Hilfe, kein Menschengott. Heil euch, meine lieben Meisterlein, meine lieben Lehrerlein, weil ihr nicht wisset, daß ihr Meisterlehrer seid, weil ihr keine Schulen gründet, keine Predigten predigt, keine Worte wortet, weil ihr euch-selber treu seid. Ich dank' euch schön für die schweigenden Lehren eures Daseins, meine lieben Meisterlein. Ich dank' euch recht schön. Ich habe ja was gelernt, habe mehr von euch gelernt als aus den Schriften der Brahmanen und durch alle Bemühungen meines Menschenkopfes. Steckt eure Rüsselein tief, tief in die Blüten des Salbaums. Und wenn ich morgen unter dem Salbaum liege, beinahe so weise wie ihr, dann kommt heran, kommt heran, so viele ihr seid, und deckt mir die Augen, die erloschenen Augen, daß wenigstens die erloschenen Augen nicht sehen müssen, was so weh tut in der Welt der Menschen. Die so schön wäre, wäre zu den armen Menschen nicht Geburt und Tod gekommen, nicht das Alter und die Krankheit, nicht das Wollen und das Denken."

Der Buddha sank zurück in seine Polster. Müde und selig blickte der Buddha und schluchzte.

Der Buddha schluchzte.

Drüben, nur zwölf Schritte vom Buddha entfernt, stand der Jüngling Subhadda und weinte nicht und stand nicht allein; eine Gruppe von Jüngern, die ihn liebgewonnen hatten seit zweien Tagen, stand um ihn.

Sie starrten nach dem Buddha. „Den Regenbogen hat er uns heruntergeholt!" flüsterte der eine. „Jetzt hat sein Blick mir die Wange gestreichelt!" flüsterte der andre. „Jetzt kann mich kein Leid mehr treffen!" flüsterte der dritte. Da empfand und erschaute der schluchzende Buddha das Glück dieser Kinder. In einer Wonne des Daseins hob er nach ihnen segnend die Rechte. Und die Jünger, die Kinder, lautlos sanken sie in die Knie unter seinem Segen. Und konnten nicht weinen vor Andacht.

Lange blieb es still vor der Halle der Mönche im Mangoparke der Buhlerin Ambapali. Dann verbeugten sich die Fürsten der Licchaver und etwas zögernd sagte einer nach dem andern: „Erstaunlich ist, wie du in gewohnter Weise, klar bewußt, Worte der Lehre und der Zucht gesprochen hast, Vollendeter." Die in der Ferne standen von der Jüngerschar des Buddha, flüsterten einander zu: „Erstaunlich ist und bemerkenswert die Änderung in den Worten, den Urteilen und den Werten." Der gelehrte Brahmane Naciketas aber schlich im Halbkreise bis zu dem treuen Ananda heran, näherte seinen Mund dem Ohre des Ananda und sagte leise: „Zu spät scheine ich gekommen zu sein, um den Scharfsinn eures Buddha zu bewundern. Du wirst nicht leugnen, ehrwürdiger Ananda, daß dein Buddha kindische Worte geredet hat wie andere Greise. Wie es dir belieben mag." Noch leiser erwiderte der treue Ananda: „Es ist nur eine Schwäche. Wir hätten ihn ruhig erlöschen lassen sollen. Der arme Meister! Er weiß kaum mehr, was er spricht. Morgen in aller Frühe wird er erlöschen."

Inzwischen hatten die Fürsten der Licchaver miteinander Rat gehalten, und der Jüngste von ihnen trat vor, um sich als Laiengenosse in die Jüngerschar der Mönche aufnehmen zu lassen. „Dankbar," sagte der junge Fürst, formelhaft und schamlos, „habe ich zum dritten Male fast mit den gleichen Worten deine Lehre vernommen von dem Leiden, vom Erlöschen des Leidens und von dem Wege zum Leiderlöschen; eben jetzt wieder hast

du deine Lehre eindringlich vorgetragen, und weil du im Begriffe bist, in das Nichtsein einzugehen, so will ich nicht länger zögern mit der Bitte, mir als einem Laiengenossen deines Ordens noch vor deinem Erlöschen selbst die Weihe zu geben."

Der älteste unter den Fürsten der Licchaver, der gebietende Fürst, lächelte zufrieden vor sich hin, da sein Enkel mit diesen Worten und so ferner geziemend seine Zuflucht beim Buddha suchte. Prinzen brauchen nicht zu hören, was ein Buddha etwa Neues vorbringt. Darum lächelte der gebietende Fürst der Licchaver, da sein Enkel unbekümmert weiter redete, was üblich war.

Als ob der Buddha in dieser Schmetterlingspredigt nur formelhaft und schamlos wiederholt hätte, was er seit fünfzig Jahren zu lehren pflegte, als ob nicht ein neues Erwachen des Erwachten alle seine Worte der Lehre und der Zucht umgestoßen hätte, ganz so redete der junge Fürst. Den Spruch, den er auswendig gelernt hatte, als man von der Burg der Licchaver ausgefahren war zum alten Buddha, die gleichen formelhaften und schamlosen Worte sprach er jetzt bis ans Ende zum Buddha vor ihm: „Vortrefflich, Herr, vortrefflich! Gleich wie etwa, als ob man Umgestürztes aufstellte, oder Verdecktes enthüllte, oder Verirrten den Weg zeigte, oder Licht in die Finsternis brächte. Herr, ich nehme meine Zuflucht bei dem Erhabenen und bei der Lehre und bei der Gemeinde der Jünger; als seinen Verehrer und Anhänger betrachte mich der Erhabene fortan, Zeit meines Lebens."

Der Buddha hatte sich noch nicht erholt. Er war nicht ganz bei sich selber, konnte aber doch ein wenig Wasser selbst über den Scheitel des jungen Fürsten der Licchaver ausgießen. Alle übrigen Formen, Handreichungen und Übungen der Aufnahme eines Fürsten unter die Laiengenossen besorgte gewissenhaft der treue Ananda nach der Gepflogenheit.

Als die Aufnahme unter die Laiengenossen nach der Gepflogenheit vollzogen war, lag der Buddha mit ge-

ſchloſſenen Augen regungslos auf ſeinem Polſter. Aber die Sonne war untergegangen, das Dunkel breitete über dem Mangopark der Buhlerin Ambapali. Da dachten die Fürſten der Licchaver der Heimkehr. Lärmend, wie auf einem Feſtplatz, war das Treiben des Aufbruchs. Fackeln wurden angezündet und beim Scheine der Fackeln ſtiegen die Fürſten und ihr Gefolge auf die reichgeſchirrten Wagen, auf die prächtigen Pferde und auf die getürmten Elefanten; grell fiel der Schein der Fackeln auf die weißen und blauen, auf die gelben und roten Gewänder der Gäſte. Noch von weitem hörte man das Raſſeln der Wagen, das Stampfen der Pferde, das Trompeten der Elefanten und das Schreien der Fackelträger.

VIII. Der treue Ananda

Schweigend ruhte die Nacht über den Mönchen und über den Laubkronen des Mangoparks. So still und so friedlich ruhte der Buddha schweigend, als wäre er schon eingegangen in das selige Nichtsein.

Nicht aber durfte er an dieser Stelle auslöschen, im Parke der Buhlerin Ambapali. Nicht durfte es geschehen, daß nicht zur Wahrheit würde, was der Buddha vorhergesagt hatte: auslöschen würde er am Morgen des dritten Tages unter dem Zwillingsstamme von Kusinara, am östlichen Ausgang des Palmenhains der Siebenschwestern. Die Mönche blickten erwartungsvoll nach dem treuen Ananda; denn sie waren das Gehorchen gewöhnt.

Da befahl der treue Ananda aufzubrechen, damit der Buddha auslöschen könnte nach seinen Worten: am Fuße des vorblühenden Zwillingsstammes von Kusinara. Mit lauter Stimme befahl Ananda den Aufbruch, wie ein Priester, wie ein Brahmane zu befehlen pflegt. Mit lauter Stimme ordnete er an in der schweigenden Nacht, wie die Mönche den sterbenden Buddha sorgsam auf die Bahre lagern, wie sie die Bahre sorgsam tragen sollten. Unter den Klängen lehrhafter Lieder setzte der Zug sich in Bewegung. Dicht hinter der Bahre schleppte sich der Jüngling Subhadda wie ein Hund, der der Bahre seines toten Herrn folgt und nicht weiß, wo er sonst hingehören möge.

Singend trugen sie die Bahre mit dem sterbenden Buddha; je vier Jünger trugen die Bahre je fünfhundert Schritte weit; und schon begann die letzte Gestaltung des

Buddha noch vor dem letzten Erlöschen Wunder zu wirken, wie nachher nach dem letzten Erlöschen. Es wurde also die Bahre mit dem sterbenden Buddha schwer wie Blei, fast nicht zu erheben, wenn je vier junge Mönche sie trugen ihre fünfhundert Schritte weit; es wurde die Bahre mit dem sterbenden Buddha schwebend leicht wie die Erscheinung einer Seifenblase, wenn je vier alte Mönche sie trugen ihre fünfhundert Schritte weit. Das habe ich gehört.

Der Buddha hatte seit seiner allerletzten Predigt die Augen nicht mehr geöffnet, keinen Finger mehr bewegt, kein armes Wörtchen mehr gesprochen. Stumm schritt der treue Ananda am linken Kopfende der Bahre; heiser betend taumelte der Jüngling Subhadda hinter den Trägern her; in guter Ordnung folgten die Mönche und sangen mit schicklich gedämpften Stimmen die Lieder der Lehre. Dem ganzen Zuge voran schritt wieder der Büßer mit den Falkenaugen, den man den Schützer der Schwachen nannte; noch sorgsamer als sonst spähte er in die Dunkelheit hinein, daß auf dem allerletzten Wege des Buddha kein Käfer und kein Würmchen, keine Schnecke und keine Schmetterlingspuppe zertreten würde.

In feierlichem Zuge sollte das Geleite des kranken Buddha in Kusinara eintreffen. Der treue Ananda hatte zu guter Zeit den Fürsten der Maller Botschaft zukommen lassen: noch vor Ablauf des Tages, noch vor der finstersten Stunde dieser Nacht würde Gautama, der Buddha, in Kusinara eintreffen, am Ufer des Flusses Hiranyavati, am östlichen Ausgang des Palmenhains der Siebenschwestern; und der Buddha hätte beschlossen, dort unter dem Zwillingsstamme des vorblühenden Salbaumes in das Ausgelöschtsein einzugehen, das bei den Brahmanen das Nirvana genannt werde.

Als der Zug, feierlich und in erfreulicher Ordnung, am Ufer des Flusses Hiranyavati angelangt war, am östlichen Ausgang des Palmenhaines der Siebenschwestern, fehlte noch ein siebzigfacher Kuckucksruf zur Mitter-

nacht. Aber die Fürsten der Maller mit ihren fürstlichen Frauen und ihren fürstlichen Kindern waren schon zur Stelle, nicht gesonnen, auf den letzten Abschied vom Buddha zu verzichten. Wie gut war der Erhabene, der Vollendete, der Sieger, der Löwe aus dem Sakyastamme, der dem Weichbilde ihrer Burg die Ehre gönnen wollte, lieber da als anderswo zu erlöschen. Als sie ihn nun wie einen Toten auf der Bahre liegend fanden, sprachen viele Stimmen durcheinander, sprachen lebhaft durcheinander die Fürsten der Maller, ihre fürstlichen Frauen und ihre fürstlichen Kinder. „Was geboren wurde, muß sterben," riefen die Männer oder so ähnlich. „Das Heil der Welt ist erloschen," riefen die Frauen oder so ähnlich. „Einen Buddha haben wir gesehen," riefen die Kinder oder so ähnlich.

Inzwischen war der treue Ananda geschäftig, als wie ein Heereshauptmann am Tage der Schlacht. Verfallen war das Antlitz des Buddha und der fahle Tod stand darin geschrieben. Da räumte Ananda fast hochmütig den Platz an der Seite des Sterbenden dem Jüngling Subhadda, der jetzt nicht mehr weinte und nicht mehr betete, sondern selbst zu schlafen schien, wie ein ermüdeter Hund neben dem Lager des Herrn. Der treue Ananda aber ließ aus dem nahen Rasthause Polster herbeischaffen und die Polster und viele achtfachgefaltete Pilgermäntel ließ er wie zu einem Brautbett schichten unter dem Zwillingsstamm des Salbaumes, des vorblühenden, am Ufer des Flusses Hiranyavati. Rätselhaft wie ein Traum starrte die Doppelkrone dunkel in die Mondscheinnacht. „Noch hat er bei Untergang der Sonne nicht geblüht," flüsterte der alte Pantherjäger, der seit vielen Monden im nahen Rasthause weilte und der Mönch und Nichtjäger zu werden entschlossen war, seitdem er einst den Buddha über die Tiere reden gehört hatte.

Und der treue Ananda schrieb Briefe und schickte Boten nach allen Weltrichtungen, auserwählten Fürsten, Wohltätern, städtischen und dörflichen Gemeinden an-

zukündigen, daß sie Reliquien, daß sie Aschenflocken vom Buddha zu erwarten hätten, wenn es ihnen so beliebte.

Und der treue Ananda, während er Briefe und Boten sandte, und während der bewußtlose Gautama auf das hohe Lager getragen wurde wie auf ein Brautbett, unterhandelte mit den Fürsten der Maller über die Bestattung des Buddha. Wie einen ihrer eigenen Fürsten, mit den Leichenehren ihrer eigenen Fürsten gedachten die Maller den Buddha zu bestatten, der leise atmend vor ihnen lag wie auf einem Brautbett; drei Tage und drei Nächte sollte nach ihrer Meinung die Leichenfeier dauern. Doch der treue Ananda hob den geschorenen Kopf aus dem Rocke von ungebleichter Leinwand und sprach laut zu den Fürsten und beugte sie seinem Willen. Wie ein Großkönig sollte der Buddha bestattet werden, mit allen Ehren eines Königs, eines Erderoberers; sieben Tage und sieben Nächte müßte die Feier dauern. Sonst legte der treue Ananda den sterbenden Meister wieder auf die Bahre und ließ ihn weiter tragen durch die Nacht zu besseren Fürsten, zu Fürsten, die wußten, was einem Buddha gebührte. „Wie es euch belieben mag, ihr Herren."

Die Fürsten der Maller erklärten sich bereit, den Buddha wie einen Erderoberer zu ehren; dann brachen sie auf mit ihren fürstlichen Frauen und mit ihren fürstlichen Kindern, so geräuschlos wie möglich, in Kusinara die Leichenfeier für den Buddha vorzubereiten wie für einen Erderoberer. „Ein harter Mann," so redeten sie zueinander, „ist der Statthalter des Buddha, ist der Mönch Ananda. Nicht wissen wir noch, nicht weiß er selbst, ob er ein Buddha sein wird, ob ihm Erlösung werden wird. Aber groß ist die Macht eines Mönchs, den der Buddha zu seinem Nachfolger bestellt haben mag."

Immer noch hatte der treue Ananda Winke zu geben und zu befehlen, Kleines und Großes; immer noch hatte er keine Zeit, sich um den sterbenden Gautama, den

Buddha, zu kümmern, der ja doch wohl vor dem Erscheinen der Morgensonne nicht erlöschen würde. Auch an das Schicksal der Buddhalehre zu denken, war nicht Zeit; kaum daß der treue Ananda in Augenblicken der Ermattung einen Überschlag machte, wie viel zehnmal zehntausend Mönche und Nonnen und wie viel zehnmal zehntausend Laiengenossen in den Landschaften Hindostans lebten, kaum daß ein unklarer Plan aus der Nacht schon in dieser Stunde ihn anrief: Lehrer der Lehre hinauszusenden von Hindostan nach den alten Kaiserreichen und Inseln und in Wirklichkeit zu tun, was Gautama, der Buddha, versäumt hatte, in Wirklichkeit ein Erderoberer zu werden und dereinst die Bestattung eines Erderoberers zu verdienen, besser zu verdienen als sie Gautama, der Buddha, verdient hatte. Er, Ananda, auch er wieder ein Buddha! Da doch sonst nur einmal in jedem Weltenalter ein Vollendeter, ein Erwachter erscheinen durfte.

Der treue Ananda schlug mit geballter Faust seine Brust. Mit Buße, mit Kasteiung hatte die Buddhaschaft Gautamas begonnen. „Ergreifend, ihr Brüder, ergreifend," so murmelten die Jünger, die von geziemender Entfernung zusahen, „ergreifend ist die schickliche Trauer des Statthalters Ananda um den sterbenden Meister. Ob er wohl noch ein Buddha zu werden hofft, da er doch bei so hohen Jahren noch keine Buddhazeichen trägt? Doch Silbe für Silbe und Ton für Ton weiß er die Worte der Lehre und der Zucht."

Die Nacht verging, ohne daß Gautama, der Buddha, sich regte, ohne daß er ein Merkmal des Lebens gab. Erstaunlich waren seine geschlossenen Augen nach der Doppelkrone des Salbaums gerichtet, die in den dunklen Nachthimmel schwarz hineinragte. Der Mond war untergegangen; im Osten rötete sich ein heller Streifen. Dicht am Lager des Buddha kauerte immer noch neben einem ungefalteten Pilgermantel der Jüngling Subhadda, wie ein im Schlafe wachehaltender Hund.

Kein Menschenlaut war zu hören; nur einige Tiere des Waldes kamen jetzt, vor der ersten Morgendämmerung, als wollten sie Abschied nehmen von ihrem lieben Freunde Gautama, dem Buddha. Kleines und großes Getier; auch ein mächtiger Löwe kam, leckte dem Buddha die Hand und trottete dann mit schweren weichen Schritten wieder fort.

Auf einem Zweige des Salbaumes hatten ein Äffchen und ein Papagei nebeneinander geschlafen; jetzt rührte sich der Papagei und öffnete den Schnabel zu einem Schrei; da gab das Äffchen dem Vogel einen leichten Klaps auf den Kopf, daß er schweigen sollte.

IX. Das ganz ferne Lachen

Der Frostschauer, der der aufgehenden Sonne vorauseilt, seit der Geburt der Sonne rings um die Erde vorauseilt, zitterte über das Flußufer von Kusinara; die Augenwimpern des Buddha erzitterten dem kalten Boten der Sonne; dann öffnete der Buddha zum letzten Male seine Augen. Weit, groß. In helles Morgenlicht gebadet, lag die Landschaft; zu seiner Rechten konnte der Buddha die weißen Linien des Hochgebirges verfolgen bis dorthin, wo die dreiunddreißig Götter wohnten; zu seiner Linken blitzte der erste Sonnenstrahl über den Hügel, der die Wasser des heiligen Ganges von den Wassern des Flusses Hiranyavati trennt, und blitzte schon auf die glänzenden Kronen des nahen Palmenhains der Siebenschwestern; zu seinen Häupten aber schimmerte wie eine Wolke von Rosen die Doppelkrone des Salbaums mit ihren dicht gedrängten, unzählbaren, durch ein Wunder in dieser letzten Stunde aufgeschlossenen Liebesblüten. Weit und groß öffnete der Buddha die glücklichen Augen; weit und groß breitete der Buddha die Arme dankbar nach der Doppelkrone des Salbaums aus und hob sich, wollte sich heben.

Das habe ich gehört.

Beim Anblick des Wunders, beim Anblick des vorzeitig blühenden, des vorblühenden Salbaums erschienen vor den noch einmal geöffneten Augen des Buddha alle Wunderzeichen, alle Wundertaten, mit denen ein Buddha sich seinen Mitlebenden als ein Buddha erweist. Von einer stark auf ihren starken Hüften aufrecht stehenden Mutter wird ein Buddha geboren; auf seinen Beinchen läuft das kleine Buddhawesen, kaum geboren, den armen

Menschen entgegen, die sein bedürfen. Stehend hatte seine Mutter Maya den kleinen Gautama geboren und sich nur lächelnd an einem blühenden Pfirsichzweige festgehalten; und sieben Schritte weit war der kleine Gautama, kaum geboren, den armen Menschen entgegengelaufen, sieben Schritte weit fort von dem Vater und fort von der Mutter den armen Menschen entgegen, die sein bedurften.

Jetzt hatte er den Dauergedanken entlassen und wollte erlöschen, verscheiden. Aber stehend wollte er eingehen in das Nichtsein, stehend, wie seine Mutter Maya ihn stehend geboren hatte. Er hob sich oder wollte sich heben. Sich festhalten an einem Blütenzweige des Salbaumes. Stehend auslöschen, klar bewußt.

Das habe ich gehört. Uneinig waren über das, was sie da gesehen hatten, die Zeugen, die Mönche. Ihrer vierhundert sahen und sagten, daß der Buddha nur die Arme ausgestreckt hätte und sie dann plötzlich im Todeskampf fallen gelassen. Die übrigen Mönche aber, die wenigern, die geringer waren an ihrer Zahl, die sahen und sagten, daß der Buddha sich ohne Hilfe aufgerichtet hätte, wie eine Palme aus der Wurzel über sich steigt, und daß er dann plötzlich umgesunken wäre als ein Toter.

Aufschrie der Jüngling Subhadda, der den Meister bei der Sehnsucht, die er in ihm ahnte, hatte unterstützen wollen; und schon standen die Mönche um den Buddha, der die Augen wieder geschlossen hatte, um sie auf der Erde nicht wieder zu öffnen, und der leise röchelte.

„Heute, mit dem Erscheinen der Morgensonne, wolltest du eingehen in das Ausgelöschtsein, Meister,“ also redete Ananda in geziemender Ruhe zum Buddha. „Nichts Neues geschieht uns da. Was geboren wird, das muß wieder von uns gehen. Ist aber deine Stunde gekommen, Meister, und hört dein Ohr noch meine Worte, Meister, so versage es uns nicht, noch die letzten Befehle zu erteilen in betreff deiner Jüngerschar. Wie es dir belieben mag.“

Der treue Ananda konnte sehen, wie der sterbende Gautama, der Buddha, die letzte Aufforderung hörte, wie er sich bemühte, die Augen zu öffnen und wie es bei einem Zittern der Lider blieb. Und wie Gautama, der Buddha, dreimal ansetzte, die Lippen zum Sprechen zu bewegen. Selbst der treue Ananda jedoch konnte nicht sehen, und der Jüngling Subhadda, der am Fußende des Lagers niedergekniet war, konnte nicht fühlen, wie den sterbenden Buddha die bewußte Klarheit schon verließ, wie er noch die Aufforderung vernommen hatte und den Willen besaß, letzte Abschiedsworte zu sprechen, wie er aber die Gedanken nicht fand, die Worte nicht fand. Nicht laut genug hatte der treue Ananda an das Tor seines verstummenden Herzens gepocht. Keine neugeborenen Gedanken mehr kamen dem Buddha, keine neugeborenen Worte mehr kamen dem Vollendeten. Nur was der Knabe in der Schule der Brahmanen einst gelernt hatte, drängte sich jetzt schwer und bang über die Lippen, da es dem Buddha endlich gelang, sie zu bewegen.

„Was geboren wird, was lieb ist, angenehm, muß anders werden, muß auswerden, auslöschen. Nichtig jede Erscheinung. Kein Selbst. Und doch . . . jede Erscheinung . . . nur für sich . . . kämpfen."

Dann war es ganz still.

Kaum hörbar hatte der Buddha die Sprüche geflüstert. Ananda legte seine Hand auf die Brust des Buddha; kein Herzschlag war mehr zu fühlen. Da sagte Ananda mit schicklicher Trauer: „Eingegangen in den letzten Tod, in das Ausgelöschtsein, in das selige Nichtsein ist unser Meister, Gautama, der Buddha. Allsogleich wollen wir Boten aussenden wegen der Leichenfeier, die ich ihm ausgewirkt habe bei den Fürsten der Maller, so ehrenvoll wie für einen Erderoberer."

Geschäftig trat Ananda zu den Mönchen, ordnete die lehrhaften, die gar nicht klagenden Lieder an, die sie anzustimmen hatten, und sandte nach allen Richtungen vorbereitete Briefe und Botschaften ab. Der Mönch Natha-

putta, der dem treuen Ananda zunächst stand an Alter und Ansehen, redete solchergestalt zu Ananda: „Hast du wohl beachtet, lieber Bruder ...“

„Nicht also,“ mahnte streng der treue Ananda, „hat doch Gautama, der Buddha, einmal bestimmt, daß der ältere Mönch zum jüngeren wohl Bruder sagen dürfe, daß der jüngere den ältern aber als einen Ehrwürdigen zu begrüßen habe. Zu achten sind die Anordnungen des Meisters.“

„Vortrefflich, ehrwürdiger Ananda. Hast du wohl beachtet, als du eben das Wort Ausgelöschtsein gebrauchtest, Ehrwürdiger, daß der Buddha (selig und geheiligt sein Andenken!) nur das Wort Auslöschen gesprochen hatte in seinen letzten Worten?“

Schon wollte der ehrwürdige Ananda fast heftig antworten. Uneins waren sie oft gewesen, die beiden ältesten Jünger des Lehrers Gautama, Ananda und Nathaputta; nicht Silbe für Silbe wußte Nathaputta die Lehre, nicht sagte er die Lehre Wort für Wort; Freiheiten nahm er sich heraus; jetzt gleich wollte Ananda dem Gegner zeigen, daß er allein, daß Ananda allein der Nachfolger des Buddha wäre. Daß Ananda ein Buddha zu werden ausersehen war, mochte Gautama, der Buddha, auch gemeint haben, in jedem Weltenalter nur einmal erscheine ein Buddha. Und vielleicht war Ananda erst der wahre Buddha! Fast heftig tat Ananda einen Schritt gegen Nathaputta heran. Da sahen die beiden alten Mönche, daß sich der Jüngling Subhadda über den Meister gebeugt hatte als wie ein Horchender, als ob Gautama, der Buddha, die Sprache wiedergefunden hätte. Da rief der treue Ananda die Mönche um sich, hieß sie selbst die Lieder unterbrechen und sagte zu ihnen streng befehlenden Tones: „Die letzten Worte des Buddha haben wir vernommen. Die letzten Worte hat der sterbende Buddha zu uns gesprochen. Was auch dieser Jüngling vorgeben mag, von dem Buddha nach dessen letztem Tode noch vernommen zu haben, es ist

unwahr, es ist Lüge. Nach der Leichenfeier wollen wir darüber beraten, ob die letzten Worte des Meisters die Silben Auslöschen oder Ausgelöschtsein enthalten haben. Dieser Jüngling gehört nicht zu uns. Fortjagen sollten wir ihn, weil wir ihn doch nicht töten dürfen nach den Satzungen der Lehre."

Der Jüngling Subhadda lag immer noch über den Meister gebeugt als wie ein Horchender. Er hatte sich, als er den Buddha tot glaubte, zu dessen Füßen niedergeworfen und hatte, als die Mönche sich zurückgezogen hatten, jammervoll zu klagen angefangen: „Mich verlasse nicht, Meister, mich nicht. Den andern hast du den Weg der Erlösung gewiesen, mir nicht. Als ein Feind bin ich hinter dir hergeschlichen, dich zu bestreiten, dich zu überführen, dich meinem alten Lehrer preiszugeben, dem bösen Kassapa. Da kam mir die Erleuchtung. Du bist ein Buddha. Was die echtesten Veden lehren, lehrst du. Was die weisesten Brahmanen wissen, weißt du. Was die edelsten Vorzeitbuddhas waren, bist du, und dazu, was sich nicht aussprechen läßt: du, du, du. Zu spät! Meine Zuflucht suche ich bei dir und deiner Jüngerschaft! Und du hörst mich nicht mehr."

Eine Berührung der ausgestreckten rechten Hand fühlte der Jüngling Subhadda, als gäbe ihm der Buddha ein Zeichen. Und als er aufsprang und sich hinüberbeugte als wie ein Horchender, da blieben wohl die Augen des Buddha geschlossen, aber von den Lippen kam es wie aus der Ferne, beinahe unhörbar: „Mein liebes Kind, ich danke dir. Du hast mich lieb. Die Jünger haben mich nicht lieb. Behalte mich lieb. Bleib draußen. Keine Gemeinde, keine Kirche ist eine Zuflucht. Zuflucht ist allein bei der Liebe; und keine Liebe ist in einer Kirche, bei den Priestern, bei den Brahmanen. Du sollst nicht einer Kirche sein, nicht eines Vereines, nicht eines Glaubens. Behalt mich lieb. Aber auch mein sollst du nicht sein. Sei du! Sei dein! Nur sich selbst kann einer erlösen. Selber kämpfen. Immer nur für sich selbst:

leben, sterben, erlösen. Flieh die Jüngerschar. Sprich keine Worte nach. Hab' mich lieb, aber glaube nicht an mich. Gerungen habe ich, ehrlich, stark. Weiß ich darum, daß ich ein Buddha bin? Weiß ich jetzt, was das Sein ist und was das Nichtsein?"

Die flüsternde Stimme des Buddha verklang wie von ferne; aber der Jüngling Subhadda horchte und lauschte noch inniger, denn ihm war, als hätte der Buddha nicht aufgehört zu ihm zu sprechen, als wäre die Stimme nur weit, weit weg geflüchtet, wie man die leisen Wellen nicht hört, die sich unmerklich im Abendwinde über die Fläche des Sees bewegen. Und wirklich — jetzt näherte sich die Stimme noch einmal, fast noch hörbar; weit weg, weit weg, eben noch hörbar dem horchenden Jüngling Subhadda. Und heiter klang's. Dünn wie der Faden eines Spinngewebes und doch wie ein Lachen.

„Gerungen hat der dumme Buddha. War ja nur ein Mensch. Ist jetzt bald einer von den lieben, klugen, kleinen Faltern. Meinen Meisterlein. War ein törichter Meister. Wollte das Nichtwollen lernen und lehren. Lernte nichts, lehrte nichts. Sprich keine Worte nach. Als der dumme Buddha das Nichtwollen ausgelernt hatte, da wollte er wieder etwas: das Nichtsein. Dumm. Nicht wahr, mein Falterlein? Und als er das Nichtsein hatte, der lebende törichte Buddha, da wollte er doch wieder etwas: wissen wollte er. Und als er nicht mehr wissen wollte, weil er alles zu wissen glaubte, und als er das Nichtsein hatte, der dumme Buddha," — immer leiser, immer leiser, doch wie das Lachen eines Silberglöckleins tönte es, das habe ich gehört — „da wollte er leben".

Immer weiter, immer ferner klang das Flüstern, klang das Lachen; über Erdenfernen hinaus; und wie auch der Jüngling Subhadda horchte, es kehrte nicht noch einmal zurück.

Gautama, der Buddha, neigte sein Haupt und verschied.

Das habe ich gehört. Ein tiefes Beben ging durch die Erde. Ein Windstoß schüttelte die Doppelkrone des Salbaums und trug die rosige Wolke wie eine Blütenschneedecke weich und sanft herab und breitete sie über das Brautbett des Buddha. Und mit den Blüten flogen unzählige Falter herbei und umflatterten die rosige Schneedecke von Blüten. Zahllose Falter, die die Falter der Morgenröte heißen, und zahllose Pfauenaugen und Lotusfalter und Schachbrettfalter und die kleinen smaragdgrünen Tausendaugenfalter setzten sich in den lichten Schein um seinen weißen Haarschopf. Zwei Kristallfalter breiteten ihre glashellen Flügel über seine beiden Augen, auf daß die erloschenen Augen nicht sehen müßten, was weh tut in der Welt der Menschen. Und ein großer, dunkler Falter, den sie im Abendlande Trauermantel nennen, der aber im Morgenlande Göttermantel heißt, flog plötzlich vom Munde des Buddha fort in die Richtung der weißen Linien des Hochgebirges, wo die Götter hausen.

Das habe ich gehört.

X. Bestattung des Dauergedankens

Das habe ich gehört.

Ein Göttermantel, der dunkle schwefelumsäumte Schmetterling, den sie im Abendlande den Trauermantel nennen, flatterte vom Munde des erloschenen Buddha nach dem Hochgebirge, wo die Götter hausen. Der Göttermantel trug die Seele des Buddha in seinem zarten Körperchen. Noch war diese Seele nicht entlassen. Fünf Schauungen, fünf Befreiungen hatte die Seele eines Buddha nach dem letzten Tode noch zu erfahren, bevor, was in dieser Seele noch Buddha war, sich entschließen durfte, die Seele zu entlassen. Welche fünf? Die Befreiung von der Erdenschwere, die Befreiung von den Elementen, die Befreiung vom Herzschlage, die Befreiung von Erinnerung, die Befreiung von Menschheit. Drei Befreiungen, drei Schauungen hatte der Göttermantel mit der Seele des Buddha schon erfahren, drei Bande hatte er schon abgestreift, die Erdenschwere, die Elemente und den Herzschlag, als er sich in der ungestalten Behausung der Götter niederließ.

Wolkengebilde. Ungeheuer ohne Herz. Formlose Ungestalten. Tiger, Krokodile, Seetiere, Skorpione und Elefanten aus Wolkendunst. Keine Menschenerscheinung. Nur was von Gautama übrig war, dem Buddha, das schwankte jetzt wieder in Wolkenwandlungen, bald ein Göttermantel, bald ein schöner alter Mann.

Die Götter, Buddhas der Vorzeit, drängten sich in ihren Wolkentiergestalten um den neuen Gott. Sie redeten in einer ganz unmenschlichen Sprache, in einer ungeworteten Sprache, und dennoch verstand er sie.

Wie aus weiter Ferne, nicht klar bewußt. So weit war er von ihnen getrennt, wie er vom Jüngling Subhadda getrennt gewesen war, da er eben zu ihm gesprochen.

„Das also ist Gautama, der Buddha dieses Weltenalters. Hat noch die beiden letzten Befreiungen nicht erfahren, hat noch Erinnerung, hat noch Menschheit. Ist noch nicht leicht genug. Auch Erinnerung ist noch Erdenschwere. Auch Menschheit ist noch Erdenschwere."

Gautama, der tote Buddha, fragte die Götter wieder, was er schon vor seinem letzten Tode oft und gern gefragt hatte: „Wer ist der Gott, daß Menschen ihm opfern mögen? Seid ihr solche Götter? Bin ich so ein Gott? Bin ich noch nicht den letzten Tod gestorben? Ist das hier nochmals ein Sein? Wo ist das Nichtsein, wo ich nicht mehr bin?"

Wieder verstand Gautama, der tote Buddha, wie von ferne, was die dreiunddreißig Götter untereinander murmelten in ihrer ganz unmenschlichen Sprache, in ihrer ungeworteten Sprache: „Da war nicht Nichtsein und da war auch Sein nicht. Da war die Freiheit, zu wählen zwischen Sein und Nichtsein. Gautama ist noch nicht leicht genug, hat noch Erinnerung, hat noch Menschheit. Schau! Augengestalten sind wir, um zu schauen. Du kannst was Besonderes schauen. Nach dem letzten Tode die eigene Bestattung zu schauen, das ist für einen toten Buddha der Anfang der Weisheit. Schau! die Wolken sind gefällig. Die eigene Bestattung zu schauen ist die letzte Befreiung von Menschheit, von Erdenschwere. Schau und lerne das tote Lachen der toten Buddhas, die Götter geworden sind."

Die gefälligen Wolken öffneten einen Ausblick auf die Erde und die ungestalten Göttergestalten drängten sich, der Bestattung Gautamas zuzusehen. Auf einen Stirnknochen des Krokodils, das Sakka war, ein Buddha der Vorzeit und jetzt der Gott Indra, setzte sich der Göttermantel mit dem Seelchen des toten Buddha, weil das ein ruhiges Plätzchen zum Schauen war. Und in

der Wolkenbehausung der Götter war kein Jahr und keine Zeit, war keine Weltgegend und kein Raum, darum konnten die dreiunddreißig Götter schnell und wie auf einmal betrachten, was sieben Tage auf der Erde dauerte: die Bestattung des Buddha mit allen Ehren eines Erderoberers.

Die Fürsten der Maller kamen mit Blumen und Weihrauch, mit Zelten und Baldachinen, mit Wimpeln und flatternden Fahnen; und Gesang und Tanz hörten nicht auf, während siebenmal die Erde hell wurde und wieder dunkel unter den Blicken der dreiunddreißig Götter. Fünfhundertmal wurde der Leichnam des Buddha in feine Linnen gebunden. Dann wurde der Leichnam in einen erzenen Sarkophag gelegt, oben und unten durchbrochen, und wurde von Mönchen und Fürsten bis an die Stelle getragen, wo vier Straßen sich kreuzten und wo ein Scheiterhaufen von Sandelholz errichtet war. Der Sarkophag wurde auf den Scheiterhaufen gelegt und bei Gesang und Tanz das Sandelholz in Brand gesteckt. Und man hörte das Gemurmel der Fürsten: „Lieb ist uns der tote Buddha, der keine Geschenke mehr von uns verlangt für den Heuschreckenschwarm seiner Mönche." Und man hörte das Gemurmel der Mönche: „Erlöst hat uns die Erlösung des Buddha endlich von dem großen Entsager. Heimgesucht waren wir und unsere Brüder fünfzig Jahre lang von seinem: Das müßt ihr tun! Das müßt ihr lassen! Jetzt wollen wir nicht traurig sein, wenn wir auch nicht mit den Tänzern und mit den Sängern tanzen und singen dürfen. Tun wollen wir, was uns beliebt. Was uns nicht beliebt, wollen wir nicht tun. Der ehrwürdige Ananda ist kein Buddha."

Der ehrwürdige Ananda aber saß mit gekreuzten Beinen auf Polstern und achtfachgefalteten Pilgermänteln neben dem erkalteten Sarkophag und blickte wie ein Heerführer am Tage der siegreichen Schlacht und verhandelte mit den Abgesandten der fürstlichen Familien, die auf die Kunde vom Tode des Buddha von überall

herbeigeeilt waren. Die wollten die Überreste des Buddha haben, acht Familien.

Da ertönte von den Zinnen der nahen Mallerstadt kriegerischer Lärm, Posaunen wurden geblasen, Trommeln wurden gerührt. Aus dem geöffneten Tore nahte der regierende Fürst der Maller an der Spitze von vielen Gewaffneten. Er schritt bis an die Stelle, wo vier Straßen sich kreuzten, hielt die gepanzerte Hand über den erzenen Sarkophag und sagte:

„Auf unserem Boden ist der Buddha seinen letzten Tod gestorben. Unser sind darum seine heiligen Überreste. Nicht eine einzige Aschenflocke werde ich hergeben, solange auch nur ein einziger Maller, ein einziger Krieger aus dem Stamme der Maller noch am Leben ist. Und meine Macht ist groß. Zehnmal zehntausend bis an die Zähne bewaffnete Krieger sind bereit, meinen Befehlen zu gehorchen und die heiligen Überreste des Buddha zu verteidigen. Ein Frevel wäre es, die Ruhe des Buddha zu stören. Nirgendwo als an dieser heiligen Stätte darf ein Kuppelmal sich erheben, und wenn acht Städte darüber in Flammen aufgehen und unzählige Muttersöhne darüber ihr Blut vergießen müßten. Wie es euch belieben mag, ihr Herren."

Tosendes Gezänk entstand am Sarkophage des Buddha. Die Abgesandten schrien durcheinander; und schwuren, alle ihre Krieger zu vereinigen und die Stadt der Maller dem Erdboden gleich zu machen. „Lieber wollen wir die Asche und die Knochen dieses Büßers Gautama in den Fluß werfen und alles ins Weltmeer hinuntertreiben lassen, als daß wir den Übermut der frechen Maller noch länger dulden."

Schlimmere Worte noch flogen hin und her; drohend wurden die Fäuste geschwungen. Viel fehlte nicht, und am Sarkophage des Buddha wären Menschen getötet worden um des Buddha willen.

Da trat Ananda dazwischen und suchte die Streitenden zu besänftigen. Silbe für Silbe und Ton für Ton

sprach Ananda die Lehre des Buddha nach, daß Haß niemals durch Haß getilgt würde, daß des Friedfertigen allein der Friede nach dem Tode wäre. Und aus eigener Weisheit, aus eigener Überredungskunst fügte Ananda hinzu, was etwa die erbitterten Gegner zum Nachgeben bewegen könnte; er schilderte die grausamen Höllenstrafen, die der Höllenrichter über jeden verhängen würde, der dem Nachfolger des Buddha nicht gehorchte.

„Nicht zehnmal zehntausend, höchstens dreimal zehntausend Krieger kann der Fürst der Maller aufbringen," so redeten zueinander die Abgesandten.

„Vielmal so viel Krieger als wir, können die vereinigten Fürsten bis zum nächsten Vollmonde aufbringen; und der Fürst der Licchaver gar hat zwei starke Mauerbrecher in seinem Zeughause," so redete ein Hauptmann zu dem regierenden Fürsten der Maller.

Da schlossen die Abgesandten ihren Frieden mit den Mallern, und die Maller schlossen ihren Frieden mit den Abgesandten. Jeder sollte sein Teil haben an den heiligen Überresten. „Wie es dem ehrwürdigen Herrn Ananda belieben mag."

Da setzte sich der ehrwürdige Ananda wieder mit gekreuzten Beinen auf die Polster und die achtfach gefalteten Pilgermäntel und ordnete die Anteile.

Weiße Knochen des Buddha waren auf dem Roste des Sarkophags geblieben und gar keine Asche. Der ehrwürdige Ananda verhandelte mit allen acht Familien. Die Familie der Sakya erhielt den Kopf des Buddha, weil Gautama ja aus dem Geschlechte der Sakya stammte und von seinen Verwandten den Namen Sakyamuni erhalten hatte (das ist der Weise aus dem Sakyageschlechte), seitdem er als ein Buddha geehrt war. Die übrigen Knochen, weiß gebleicht durch das Feuer, wurden sorgsam und wohl abgewogen an die sieben Familien verteilt, die sich als Anhänger um den Buddha verdient gemacht hatten und jetzt Kuppelmale über seinen Knochen errichten wollten.

Auch die Fürstin Tschundi hatte ihre Ansprüche angemeldet: in ihrem Lusthause hatte sich Gautama, der Buddha, die Verheißung, die Gewähr, die Ursache zu seinem letzten Tode geholt. Als die Fürstin Tschundi erfuhr, es gäbe keine Knochen mehr, da wollte sie wenigstens die Asche des Buddha haben. „Die Asche kannst du haben, Fürstin," sagte da der ehrwürdige Ananda, „wenn du über ihr ein Kuppelmal aufzurichten versprichst. Doch es ist nicht die Asche des Buddha; es ist nur Holzasche, die sich unter dem Sarkophag gesammelt hat." — „Ei, so will ich die Sandelholzasche nehmen und ein Kuppelmal über ihr errichten. Mein Kuppelmal wird größer sein als alle andern und darum größeren Zulauf haben, ob auch nur Sandelholzasche darinnen ist."

Auch die Buhlerin Ambapali, die Freundin der Fürsten, wollte Überreste des Buddha besitzen. Der ehrwürdige Ananda, weil sie dem Buddha und seiner Jüngerschar den Mangopark zum Geschenke gemacht hatte, der hunderttausend Goldgulden wert war, überließ ihr den Sarkophag, in dem der Leichnam des Buddha verbrannt worden war. „Wertvolleres habe ich erworben als meine Fürsten, die einen weißgebleichten Schenkelknochen des Buddha erhalten haben. Den Sarkophag habe ich erworben, den erzenen, in welchem eine vorübergehende Erscheinung, der Körper des Buddha lag, wie in seiner menschlichen Gestaltung der Geist des Buddha lebte, eine vorübergehende Erscheinung." Da lachten die Fürsten der Licchaver und schnalzten mit den Fingern und riefen: „Und klüger ist die Ambapali auch noch als wir anderen alle!"

Die dreiunddreißig Götter sahen zu mit ihrem toten Götterlachen. „Es tut gut, der Bestattung eines Buddha zuzuschauen." Nur das Seelchen des Gautama, weil es noch nicht befreit war, noch nicht losgebunden war von Erinnerung und von Menschheit, starrte ohne göttliche Heiterkeit auf die Erde hinunter. Müde war es Gautama, der eigenen Bestattung zuzuschauen. Da hörte er, da

sah er, was ihn nicht mehr müde bleiben ließ. Der ehrwürdige Ananda gab seinen Mönchen Befehl, den Jüngling Subhadda zu fesseln. Als der Jüngling, den man von den Polstern hatte wegreißen müssen, auf denen der Buddha erloschen, von den Mönchen gefesselt worden war, schickte ihn der ehrwürdige Ananda zu dem gelehrten Brahmanen Kassapa mit folgender Botschaft: „Unsere Lehre und Satzung verbietet uns, den Jüngling Subhadda zu töten, den du ausgesandt hast, unsern Buddha auszuforschen, zu widerlegen, zu vernichten. Dein Schüler Subhadda hat dich verraten, hat dich geschmäht. Deine Satzung verbietet nicht, einen Abtrünnigen mit dem Tode zu bestrafen. Wie es dir belieben mag." Und die dreiunddreißig Götter sahen mit ihrem toten Götterlachen, wie der gelehrte Brahmane Kassapa den abtrünnigen Jüngling steinigen ließ.

Nur das Seelchen des Gottes Gautama fühlte wie aus weiter Ferne einen Schmerz. Er hatte ein Leides, weil er ein Liebes hatte. Er hörte und verstand, wie die dreiunddreißig Götter untereinander murmelten: „Noch ist er nicht befreit von Erinnerung, von Menschheit. Er muß Gottheit lernen. Gottheit fühlt keinen Schmerz, wenn Millionen Kiesel in der Welle der Brandung hinaufgeschoben werden auf den Strand und dann knirschend wieder hinunterrollen ins Meer. Nichts anderes haben wir erlebt. Rollende Kiesel."

Der Göttermantel mit dem Seelchen des Gautama war ungeduldig, ein Gott zu werden wie die andern Vorzeitbuddhas in der Wolkenwohnung des Hochgebirges. Riesenhaft wuchsen die dunklen Flügel, daß er aussah wie eine ungeheure Wetterwolke mit Schloßenschwefelsäumen; und purpurne Blitze zuckten über die breiten dunklen Flächen. Zu einem Ungeheuer wuchs der Göttermantel, und die dreiunddreißig Götter, der Tiger und das Krokodil, der Skorpion und der Haifisch, der Elefant und die Schlange murmelten untereinander: „Stärker als wir alle wächst der Göttermantel heran, der Gott

Gautama.“ Mit dem toten Götterlachen murmelten sie das.

Gautama, der Buddha, der Gott Gautama war aber auch nach seinem letzten Tode noch stärker als sein Göttermantel. Klein wurde der Göttermantel und in Wolkengestaltung stand Gautama wieder da als ein schöner alter Mann. Mit Donnerstimme herrschte er die dreiunddreißig Götter an, daß sie wie von ferne ihn vernahmen und ihm winselnd um die Füße krochen.

„Wer ist es, der da gelogen hat? Mein Erlösergedanke oder ihr? Noch habe ich nicht die beiden letzten Befreiungen erfahren: die Befreiung von Erinnerung und die Befreiung von Menschheit. Eintauschen soll ich Gottheit gegen Menschheit, Gottheit gegen das Nichtsein, dessen Wonnen ich den armen flüchtig lebenden Menschen in ihrer Not gezeigt, zu ihrem Troste gedeutet habe. Und gäbe es nach dem Tode, nach dem Erlöschen der Erscheinung nichts als das andere Nichtsein, das leere, das die guten Menschen so fürchten, die armen, dann will ich meinetwegen so ein Gott werden, noch eine Weile den Tierlein zuzuschauen. Nur will ich vorher erfahren, klar bewußt, was Gottheit ist. Zeigt mir, ihr scheußlichen Wolkengestalten, daß Gottheit etwas anderes ist als dies Nichtsein, das den meisten Menschen ein Schrecken ist, den weisen und ganz unseligen aber eine Sehnsucht. Daß Gottheit nicht ein bloßes Wort ist, den müden Willen nach dem letzten Tode noch einmal anzustacheln zu neuem Sein. Zeigt mir, daß ihr euch des leeren Götternamens nicht bloß bemächtigt habt, mich dem seligen Nichtsein untreu zu machen. Ist einer von euch, der irgend etwas geschaffen hat: den Himmel oder die Sonne, mich oder einen Grashalm, ein Steinbröckchen nur? Erweist mir, daß es Gottheit gibt.“

Winselnd krochen die dreiunddreißig Götter um seine Füße. Da erkannte Gautama, daß Gottheit nichts war als die letzte Versuchung des fahlen Mara, die letzte Versuchung nach dem letzten Tode. Und Gautama, der Buddha,

war der erste Buddha nach dreiunddreißig Vorzeitbuddhas, welche Götter geworden waren, war der erste Buddha, der der schwersten Versuchung widerstand, der jetzt mit den letzten Banden, mit Erinnerung und Menschheit, auch Gottheit über seine Achsel hinweg wegwarf. Gautama, der Buddha, war der erste echte Buddha. Einer, den es nicht gelüstete, ein Gott zu sein.

Gautama, der Buddha, der arme Gott Gautama hörte da auf zu wollen und entließ sein Seelchen und entließ seinen Göttermantel und erlosch im seligen Nichtsein. Wie ein weißes Wölkchen in der Mittagsonne zergeht. Wie der heilige Strom sich in das Weltmeer ergießt, seinen Namen verliert und seine Gestalt.

Stille und Frieden hatte er gesucht; jetzt war er die Stille und der Friede und wußte es nur nicht mehr.

Das Nichtsein hatte er gepriesen; jetzt war er das Nichtsein und wußte es nur nicht mehr.

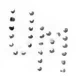
All-Einheit hatte er gelehrt, Einheit mit dem All der Tierlein, der Blumen und der Steinbröckchen; jetzt war er die Einheit mit allem und wußte es nicht. Und war die Einheit ganz, weil er es gar nicht wußte.

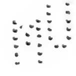
Ein Wissen war untergegangen, war heimgegangen. Eine Sonne war untergegangen, klar bewußt untergegangen, gern untergegangen, um niemals wieder aufzugehen, niemals wieder. Eine Sonne war heimgegangen.

Das habe ich gehört.



Noten





Die folgenden Bemerkungen sind für solche Leser bestimmt, die sich ein wenig in der Buddhaliteratur umgesehen haben, und denen es erwünscht sein wird, für einige Züge meines Buddhabildes Belege aus den Quellenschriften nachgewiesen zu erhalten. Leser, welche die wunderlichen, aber auch wunderbaren Reden des Buddha noch gar nicht kennen, seien hier zunächst auf die Bücher hingewiesen, die in diesen Anmerkungen immer nur kurz zitiert werden und deren vollständige Titelangabe hier stehen mag.

Hermann Oldenberg: Buddha, sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde. Vierte Auflage 1903.

Grünwedel: Mythologie des Buddhismus in Tibet und der Mongolei. 1900.

Karl Eugen Neumann: Die Reden Gotamo Buddhos. Aus der längern Sammlung des Pali-Kanons übersetzt. 1907.

Karl Eugen Neumann: Die Reden Gotamo Buddhos. Aus der mittlern Sammlung des Pali-Kanons übersetzt.

Karl Eugen Neumann: Die Lieder der Mönche und Nonnen Gotamo Buddhos. 1899.

Karl Eugen Neumann: Die letzten Tage Gotamo Buddhos. Aus dem großen Verhör über die Erlöschung Mahaparinibbanasuttam des Pali-Kanons übersetzt. 1911. (Ich habe manchen Ausdruck dieser feinhörigen Übersetzung entlehnt.)

Wer das Lehrgebäude des Buddhismus auf die bequemste Weise kennen lernen will, findet eine zuverlässige Übersicht in dem „Buddhistischen Katechismus" von Subhadra Bhikschu. Gründlicher und durch ein kleines Wörterbuch nützlicher ist der „Buddhistische Katechismus" von H. S. Olcott in der deutschen Ausgabe von Karl Seidenstücker. Wer dazu noch wissen will, wie sich die Wissenschaft zu den historischen Fragen des Buddhismus stellt, dem sei das Büchlein „Leben und Lehre des Buddha" empfohlen, in welchem Richard Pischel meisterhaft und in erstaunlicher Gedrängtheit das Wissenswerteste aus eigenen und fremden Forschungen zusammengestellt hat. Das Werk „Der Buddhismus" von Rhys Davids ist in der Hauptsache durchaus nicht veraltet.

Wer die Bewegung der deutschen Neubuddhisten kennen lernen möchte, findet einige gute Aufsätze in Seidenstückers Zeitschrift „Der Buddhist", von der zwei Bände (1905—1910) mit Unterbrechungen erschienen sind. Ich habe zu dieser Bewegung in dem Aufsatze „Die Wiedergeburt des Buddhismus" Stellung zu nehmen versucht. („Berliner Tageblatt" vom 4. August 1912.)

Mahabodhi-Baum (zu Seite 7). Der Mahabodhi-Baum, ein Feigenbaum (ficus religiosa), unter welchem Gautama in der heiligen Nacht zur Erleuchtung oder Erweckung kam, scheint wirklich durch die Jahrtausende erhalten oder erneuert worden zu sein, bis ihn vor noch nicht vierzig Jahren ein Sturm umwarf. An der Stätte, die viel besser bezeugt ist, als die Andachtstätten anderer Religionen, steht heute ein Tempel, um dessen Besitz die Sekten streiten. Ich habe das Sanskritwort ausnahmsweise gebraucht, weil es etymologisch mit dem Titel Buddha zusammenhängt; Buddha ist der kirchliche Name für Gautama, wie Christus der kirchliche Name für Jesus ist; die Bedeutung des Wortes buddha ist: der Erleuchtete, der Erweckte; bodhi, vom gleichen Stamme, heißt: die Erleuchtung, die Erweckung. Maha, das in so vielen Zusammensetzungen vorkommt, heißt groß.

Liebes und Leides (zu Seite 8). Die traurige Weisheit, daß man sich viel Leides aus dem Wege räumen könne, wenn man nichts Liebes habe, wird in den Reden des Buddha sehr oft ausgesprochen, wenn auch nicht just immer mit lieblosen Worten. Die Neubuddhisten vergleichen die Lehre ihres Meisters gern mit der Lehre Jesu Christi; die Freundlichkeit gegen alle lebenden Wesen, die Güte, die der Buddha gepredigt hat, ist nicht so eingeschränkt, aber dafür auch kühler als der Satz: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst"; auch will das Christentum, daß man das Leid und die Trauer mit freudiger Unterwerfung unter den Willen Gottes gern auf sich nehme, während der Buddhismus, weil er gottlos ist, jeden Schmerz vermeiden möchte. Sehr hübsch ist ein Beispiel für den Satz: „Wer nichts Liebes hat, der hat auch nichts Leides" ausgeführt in der buddhistischen Erzählung „Nala, der Schweiger" von P. D. („Der Buddhist" II, S. 113.)

Kristallberg (zu Seite 8). Das schöne Gleichnis von der Dauer der Ewigkeit, das ich einer alten Sammlung von Buddhareden entnehme, dürfte jedem deutschen Schulkinde aus den Märchen der Gebrüder Grimm bekannt sein. Die deutsche Form ist für unser Gefühl noch hübscher: „Es gibt in Hinterpommern einen Diamantberg, eine Stunde hoch, eine Stunde breit, eine Stunde lang. Zu diesem Berg kommt alle hundert Jahre ein Vöglein geflogen und

wetzt je einmal sein Schnäblein an dem Berg. Wenn nun der Berg durch das Wetzen abgenutzt sein wird, dann ist eine Sekunde der Ewigkeit verflossen." In der Phantasie der Inder spielen die verschiedenen Ewigkeiten oder Weltenalter (kalpa) eine bedeutende Rolle. Über das Wandergleichnis, über die Beziehungen der indischen und der christlichen Fassung findet man eine Betrachtung in der Zeitschrift „Der Buddhist", 1910, S. 458. Übrigens kannte schon Wilhelm Grimm einige Beziehungen seines Märchens zu orientalischen Märchen und Bildern.

Die weißen Zähne (zu Seite 19). Die Legende von der Hundeleiche, die den übrigen Menschen widerwärtig scheint, an der jedoch der Weise wenigstens die weißen Zähne schön und lobenswert findet, ist als eine Jesuslegende bekannt genug. Goethe hat (in den Noten und Abhandlungen zum „West-östlichen Diwan") sie wieder auf Jesus bezogen, da er die nachdenkliche Geschichte dem persischen Dichter Nisami (zwölftes Jahrhundert) nachdichtete; bei Goethe lautet der Vergleich: „Die Zähne sind wie Perlen weiß." Die buddhistische Fassung steht in einem allerdings jüngeren Kommentar zu einer sehr alten Spruchsammlung. (Vgl. „Der Buddhist" II, S. 456.)

Morcheln (zu Seite 20). Über die Speise, deren Genuß die letzte Krankheit des Buddha zur Folge hatte, sind die Sanskritphilologen nicht ganz einig. Das zusammengesetzte Wort der Quellenschrift bedeutet nach Oldenberg Eberfleisch (Pischel läßt den Buddha gar, ohne das Adjektiv belegen zu können, fettes Schweinefleisch essen); K. E. Neumann führt mancherlei Gründe an für die Vermutung, das Sanskritwort bezeichne nicht „das Fleisch des Schweines", sondern „was das Schwein gern ißt". Ich habe diese Deutung gewählt, möchte aber damit durchaus nicht die philologische Frage entschieden haben. Mir zeigt die Darstellung nur, mag man sie nun so oder so übersetzen, daß die Almosenschalen der buddhistischen Bettler nicht immer mit frugalen Speisen gefüllt wurden. Die Berichte über Stiftungen von Gärten und Rasthäusern lassen auf das Vorkommen eines nicht geringen Prunks schließen.

Sakka (zu Seite 27). Sakka ist einer der vielen Namen des Gottes Indra, den unsere vergleichende Religionsgeschichte zum indischen Zeus, zum Himmelsgotte, zum Herrn der Blitze machen will. Wie wenig der volksmäßige Buddhismus, wie er in Siam usw. verbreitet ist, an dem alten Götterglauben zu ändern imstande war, mag man auch daraus ersehen, daß die Legende den Gautama Buddha, als er geboren wurde, von den Göttern Indra und Brahma begrüßen läßt; und die Mahayanaschule machte den alten Vedengott

Indra gar, wieder unter einem neuen Namen, zum Beschützer Buddhas. Ich beneide jeden, der von sich behauptet, er begreife die indische Religionsgeschichte; ich beneide ihn um seinen Glauben. (Grünwedel, S. 179.)

Mara (zu Seite 29). Man hat sich viel Mühe gegeben, den indischen Todesgott Mara mit Satan, der den christlichen Heiland versuchte, gleichzusetzen. Die Ähnlichkeit ist so groß, das Anerbieten der Weltherrschaft so übereinstimmend, daß die Gelehrten, die ja auch die Macht des Teufels kennen lernen, sich versucht gefühlt haben, historische Beziehungen zwischen dem Mara des Buddhismus und dem Satan des Neuen Testaments herzustellen. Es wird sich aber nicht einmal mit Bestimmtheit ausmachen lassen, ob überhaupt eine Entlehnung vorliege; denn die Ähnlichkeit mit der Versuchung des christlichen Heilands ist erst in den jüngeren Fassungen der Maralegenden auffällig. Ich habe mich mehr an die älteren Fassungen gehalten. Wer sich für den indischen Mara interessiert, findet das Wesentliche bei Pischel (S. 24 ff.), etwas über den Todesgott bei Oldenberg (S. 59 ff.), und mag noch etwa Windisch's Monographie „Mara und Buddha" nachlesen.

Die Parallele zwischen dem indischen Mara und dem christlichen Satan ist nicht die einzige, auf die von den Forschern hingewiesen worden ist. Mir scheint eine Parallele besonders merkwürdig; und auf diese ist meines Wissens noch nicht hingewiesen worden. In der Bibel heißt es: „Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als daß ein Reicher in das Himmelreich gelange." Ich glaube den gleichen Gedankengang in noch östlicherem Gewande vor mir zu haben, wenn der Buddha sagt: „Ein Mann wirft eine einlochige Reuse ins Meer, und dort wird sie von allen Winden hin und her getrieben; an einer bestimmten Stelle des Meeres liegt eine einäugige Schildkröte, die nur alle hundert Jahre einmal in die Höhe steigt. Eher noch wird, ihr Mönche, die einäugige Schildkröte in jene einlochige Reuse den Hals stecken, als daß ein Tor, der (auf dem Wege der Seelenwanderung) in die Höllenpein gekommen ist oder Tier, Gespenst, Dämon geworden ist, wieder Mensch wird."

Krankheit (zu Seite 30). Die Besiegung der Krankheit durch den festen Willen des Buddha wird in den Quellen berichtet, wenn es sich auch dort nicht um die letzte Krankheit handelt. „Der Erhabene hat diese Krankheit durch Kraft von sich abgewendet und ist leben geblieben, auf den Lebensgedanken gestützt." Sofort kam der ehrwürdige Ananda und hielt dem Genesenen folgende Rede, die auch nach den Quellen den Buddha ein wenig geärgert haben mag: „Zum Glücke, o Herr, geht es dem Erhabenen wohl. Ein Glück ist's, o Herr, daß es dem Erhabenen leidlich geht. Freilich war

mir, o Herr, der Körper wie süßen Mostes trunken geworden und ich wußte nicht links und nicht rechts und konnte an nichts mehr denken bei den Beschwerden des Erhabenen. Aber ich hatte, o Herr, eben doch noch eine gewisse Zuversicht. Nicht eher wird der Erhabene zur Erlöschung eingehen, nicht bevor der Erhabene in betreff der Jüngerschaft noch etwas angeordnet hat." („Die letzten Tage", S. 48.)

Ich (zu Seite 31). Es wäre einer historischen Untersuchung wert, festzustellen, wieviel Schopenhauer der indischen Philosophie und insbesondere dem Buddhismus entlehnt hat, und worin er den Buddhismus mißverstand, dessen echteste Schriften er ja noch gar nicht kennen konnte; und den er, als er sein Hauptwerk 1818 vollendete, gar nur aus einigen englischen Aufsätzen kannte. Ein Irrtum war es, den Buddhismus eine atheistische Religion zu nennen; nicht ganz richtig war es, den Pessimismus des Buddha, der ein Entsetzen vor dem Alter, der Krankheit und dem Tode war, mit dem sophistischen Pessimismus Schopenhauers gleichzusetzen. In einem Punkte jedoch, auf welchen Schopenhauer keinen Wert zu legen scheint, geht schon der Buddha über die kühnste Befreiung von der Sprache hinaus, die Fichte und Schopenhauer angebahnt haben. Fichte hatte mit gewagten Konstruktionen den Ichbegriff untersucht. Schopenhauer hatte das Verhältnis zwischen dem Ich und dem individuellen Willen mit ebenso gewagten Konstruktionen zu einem Angelpunkte seines Systems gemacht; aber erst bei Mach finden wir klar und hart die Aufhebung des Ichbegriffs: „Von einer Zentralisierung des ganzen Lebens in einem Hirn und einer entsprechenden Ichbildung kann kaum die Rede sein." Natürlich nicht in so präziser Ausdrucksweise, aber dafür mit um so einprägsameren Bildern hat der Buddha zweieinhalb Jahrtausende früher die Unwirklichkeit des Ichbegriffs gelehrt. Selbstverständlich kann der Buddha bei diesen abgründigen Grübeleien aus dem Banne des indischen Glaubens an die Seelenwanderung nicht herauskommen. „Wenn ein Mann eine Lampe anzündet und diese die ganze Nacht brennt, so ist die Flamme in der ersten Nachtwache nicht dieselbe wie in der zweiten; und nicht dieselbe wie in der dritten. Ebenso folgen auch die Elemente der Daseinsformen aufeinander. Das eine entsteht, das andere vergeht; ohne Anfang und Ende folgen sie unmittelbar aufeinander." Das Bild von der Lampe, vom Erlöschen der Flamme kehrt in den Reden des Buddha immer wieder. Die wahre Erkenntnis, das Eingehen in das Nirwana, besteht darin, daß der Erwachte die Täuschung des Ichgefühls durchschaut, das Erlöschen der Lampe begreift. Das berühmte Schlagwort Nirwana („nibbana" in der Palimundart, in welcher die wertvollsten Sammlungen der Reden abgefaßt sind) ist von diesem Erlöschen hergenommen; es bedeutet

Silbe für Silbe: Ausgewehtsein, Ausgelöschtsein. Die Vernichtung der Täuschung und darum Vernichtung der Sünde und der Wiedergeburt ist das Nirwana. Das Erlöschen des Durstes, ohne daß der Durst gestillt worden wäre.

Schopenhauer (zu Seite 31). Die Erleuchtung des Buddha hatte nach der Legende ihren Ursprung darin, daß der Prinz Gautama Siddhartha, trotzdem der Hof es verhindern wollte, einen Alten, einen Kranken und einen Toten zu sehen bekam, also in der alltäglichsten Weise das Elend des menschlichen Lebens begreifen lernte; konsequenter hat dann Schopenhauer den Pessimismus zu der einen Grundlage seines Systems gemacht. Die andere, die metaphysische Grundlage seines Systems, die Lehre, daß das bei Kant noch unerkennbare Ding-an-sich der Wille sei, entspricht ziemlich gut dem tanha (die Paliform des Sanskritwortes trishna) des Buddhismus, dem Lebensdurste, dem Daseinstriebe, sogar auch schon dem Willen zur Macht. Darum hat man sehr häufig und nicht ohne Berechtigung auf die Übereinstimmung zwischen der Philosophie Schopenhauers und dem Buddhismus hingewiesen. Natürlich ist es ganz falsch, wenn Zahn („Der Buddhist" I, S. 339) die Überredungskraft dieser Übereinstimmung durch die Behauptung zu verstärken sucht, die beiden Weltanschauungen seien gänzlich unabhängig voneinander entstanden; Schopenhauer zitierte die indischen Veden, aus denen doch der Buddha den Stock seiner Lehre entnommen hatte — wie eben gesagt —, schon in der ersten Ausgabe seines Hauptwerks, und berief sich später, als er den Buddhismus so genau als damals möglich kennen gelernt hatte, sehr häufig auf den Buddha. Es wäre aber verfehlt, das System Schopenhauers mit dem des Buddhismus irgendwie gleichzusetzen. Der Buddha war kein Kantianer gewesen; seine Lehre vom Flusse aller Erscheinungen darf mit dem erkenntnistheoretischen Idealismus von Berkeley und Kant nicht verwechselt werden; für den Buddha war der Lebensdrang, der Lebenswille allerdings der stärkste Feind, den man zu überwinden hatte; aber just dieser Wille zum Leben gehörte für ihn mit zu der Welt der Erscheinungen, war von der ehernen Kette der Ursächlichkeit oder Kausalität nicht abgelöst. Für Schopenhauer stand der Wille außerhalb des Satzes vom Grunde, außerhalb der Kausalität, wie sich das für das Ding-an-sich schickte; für den Buddha beruhte das Elend der Welt mit ihren unzähligen Wiedergeburten auf der Eigenschaft des Lebenswillens, einer moralischen Kausalität, eben dem Karman, unterworfen zu sein, wodurch das Leiden in der neuen Geburt auf Taten in der früheren Geburt zurückgeführt wurde. So viel Mühe sich Schopenhauer später gab, seine Lehre der Lehre des Buddha anzunähern, der Gegensatz zwischen dem morgenländischen Glauben an endlose

Wiedergeburten und der abendländischen Erkenntnistheorie ließ sich nicht ganz verwischen.

Hölle (zu Seite 35). In der Ausmalung der Höllenstrafen ist die Phantasie der Buddhisten fast ebenso abscheulich wie die der mittelalterlichen Mönche; nur daß die unmenschlichen Strafen bei den Buddhisten wie eine Konsequenz der menschlichen Handlungen erscheinen und nicht wie eine kalte Bosheit eines henkermäßigen Gottes, und nicht ewig dauern. „Da lassen ihn die höllischen Wächter die Strafen durchmachen, die die Strafe der Fünfschmiede heißt. Einen glühenden Eisenkeil bohren sie ihm in die eine Hand, einen glühenden Eisenkeil bohren sie ihm in die andere Hand, einen glühenden Eisenkeil bohren sie ihm in den einen Fuß, einen glühenden Eisenkeil bohren sie ihm in den anderen Fuß, einen glühenden Eisenkeil bohren sie ihm mitten in die Brust. So hat er da schmerzliche, brennende, stechende Gefühle zu empfinden, und nicht eher kann er sterben, bis nicht sein böses Werk erschöpft ist." (Reden der mittlern Sammlung III, 329.) Sodann mag man in dem gleichen Werke (S. 349 ff.) einige Folterarten und insbesondere die grauenhafte Beschreibung der Erzhölle und der Dreckhölle nachlesen.

Die erste Schilderung erinnert sofort an die Marter der Kreuzigung. Wir besitzen aber den alten Bericht eines Reisenden, der das Christentum viel näher angeht, ebenfalls bei der Erzählung von einer Höllenstrafe. Der Bericht ist abgedruckt in einem wohlbekannten Buche, in Bayles „Dictionnaire Historique et Critique", doch an einer schwer auffindbaren Stelle. Wer sollte glauben, daß mit dem Namen Sommona-Codom (so ist der Artikel des Wörterbuchs überschrieben) der Buddha gemeint wäre? Hat man das Stück aber aus Neugier gelesen, so errät man leicht, daß Sommona-Codom nichts anderes ist als Samano-Gotamo, der Büßer Gautama, wie der Buddha in den Palitexten unzählige Male genannt wird. Bayle behauptet, daß die Siamesen einen außerordentlichen Mann so nennen, der nach ihrer Meinung zur höchsten Glückseligkeit gelangt sei. Der Reisende erzählt nun (ich folge Gottscheds Übersetzung), daß Thevathat (in den heiligen Schriften der Inder heißt er Devadatta und ist ein Vetter des Buddha), der Bruder des Sommona-Codom, dem Erhabenen nach dem Leben getrachtet habe. „Weil er viel Verstand und Geschicklichkeit besaß, so hat er eine neue Sekte gemachet, in welcher er verschiedene Könige und Völker zu seiner Lehre gezogen, welche ihm auch gefolget sind um seine Nachfolger zu sein. Dies ist der Ursprung einer Spaltung gewesen, welche die Welt in zween Teile geteilet und zwo Religionen aufgebracht hat, anstatt daß zuvor alle Menschen nur eine einzige hatten. Die einen sind Thevathats und die anderen Sommona-Codoms Schüler geworden... Die Herrschsucht hat

ihn bewogen, zu wünschen: er möchte ein Gott werden; weil er es aber nicht wahrhaftig gewesen, so hat er viel Dinge nicht gewußt, davon sein Bruder eine vollkommene Erkenntnis hatte ... Nach allen Gewalttaten, welche Thevathat seinem Bruder erwiesen hatte, ohne einige Ehrerbietung, weder gegen die Rechte der Natur noch die Gottheit selbst zu haben, ist es billig gewesen, daß er deswegen gestrafet worden. Es gedenken auch die Schriften der Siamer seiner Todesstrafe, und Sommona-Codom selbst erzählet darin, daß er, nachdem er Gott geworden, diesen gottlosen Bruder in dem tiefsten Abgrunde der Hölle gesehen. Ich habe ihn daselbst, saget er mit Plagen überhäuft, und unter dem Elende seufzend gefunden. Er ist in der achten Wohnung gewesen; dies heißt, an dem Orte, wo die allergrößten Missetäter gemartert werden, und daselbst hat er, durch eine entsetzliche Leibesstrafe alle seine Sünden und vornehmlich die Ungerechtigkeiten, die er mir erwiesen hatte, gebüßet. Nachdem er die Marter erkläret, welche Thevathat leiden müßte, saget er: daß er an ein Kreuz mit großen Nägeln angeheftet wäre, welche, da sie ihm die Hände und Füße durchbohret, ihm unsägliche Schmerzen verursachet; daß er auf dem Kopfe eine Krone von Dornen gehabt, daß sein Körper ganz mit Striemen bedeckt gewesen, und daß ihn zum Übermaße des Leidens das höllische Feuer brenne, aber nicht verzehre. Ein so erbärmlicher Anblick nun hat ihn zum Mitleiden bewogen; er hat alle Beleidigungen vergessen, die ihm sein Bruder erwiesen hatte, und ihn in diesem Zustande nicht sehen können, ohne daß er den Entschluß gefasset hätte, ihm zu helfen. Er hat ihm also drei Worte, Pputhang, Thamang, Sankhang (gemeint ist die Formel Buddha, Dharma, Sangha, mit welcher der Proselyt heute noch seine Zuflucht sucht: bei Buddha, bei der Lehre und bei der Gemeinde oder der Kirche), anzubeten vorgetragen: heilige und geheimnisvolle Worte, gegen welche die Siamer eine besondere Verehrung haben, und davon das erste Gott, das andere das Wort Gottes, und das andere den Nachahmer Gottes bedeutet ... Thevathat hat darein gewilliget, die zwei ersten Wörter anzubeten, aber das dritte hat er niemals anbeten wollen; weil es Priester oder Nachahmer Gottes bedeutet, indem er beteuert, daß Priester sündige Menschen wären, welche nicht die geringste Ehrerbietung verdienten ... Dieses überredet die Siamer, daß Jesus Christus nicht von Thevathat unterschieden sei, und in diesem Vorurteil bestärket sie noch mehr (nach den Worten des Reisenden), daß wir das Bild des gekreuzigten Heilandes anbeten, welches Thevathats Strafe vollkommen vorstellet ... Sie bilden sich ein, daß die Christen Thevathats Schüler sind, und die Furcht, die sie haben, mit dem Thevathat in die Hölle zu fallen, wenn sie seiner Lehre folgen, erlaubet ihnen nicht, das Christentum anzunehmen."

Als Gegenstück dazu bemerke ich, daß nach einer hübschen Entdeckung Kuhns der Buddha wiederum als ein Heiliger in das Martyrologium Romanum aufgenommen worden ist; unter dem Namen Josaphat, das ist Bodhisattva, wie in Indien ein zur Buddhaschaft vorherbestimmtes Wesen hieß.

Dauergedanke (zu Seite 42). Ich will es wagen, die getreue Übersetzung der entscheidenden Stelle meiner Darstellung gegenüberzustellen; nur lasse ich die endlosen Wiederholungen, die uns vom Lesen der Reden des Buddha so leicht abschrecken, größtenteils fort.

An den ehrwürdigen Ananda, der da beiseite saß, wandte sich der Erhabene also:

„Schön gelegen ist, Ananda, Vesali, schön gelegen der Udener Park, schön gelegen der Garten der Gotamiden, schön gelegen der Siebenmangohain, schön gelegen der Hügel mit dem Vielblätterlaub, schön gelegen das Grabmal an der Sarandada, schön gelegen der Pavaler Baumfrieden. — Wer auch immer, Ananda, die vier Machtgebiete geübt, gepflegt, ausgeführt, ausgebildet, angewendet, durchgeprüft, durchaus entrichtet hat, der könnte, Ananda, wenn ihn danach verlangte, ein Weltalter durchbestehn, oder bis zu Ende des Weltalters. Der Vollendete hat, Ananda, die vier Machtgebiete geübt, gepflegt, ausgeführt, ausgebildet, angewendet, durchgeprüft, durchaus entrichtet; bei Verlangen danach, Ananda, könnte der Vollendete ein Weltalter durchbestehn, oder bis zu Ende des Weltalters."

Ob nun gleich also dem ehrwürdigen Ananda vom Erhabenen ein wichtiger Wink, ein wichtiger Hinweis gegeben war, hat er es nicht zu merken vermocht, hat nicht den Erhabenen gebeten: „Bestehn, o Herr, möge der Erhabene das Weltalter durch, bestehn möge der Willkommene das Weltalter durch, vielen zum Wohle, vielen zum Heile, aus Erbarmen zur Welt, zum Nutzen, Wohle und Heile für Götter und Menschen!" als wie da vom Bösen im Geiste umgarnt.

Ein zweites Mal aber und ein drittes Mal hat der Erhabene sich also an den ehrwürdigen Ananda gewandt; immer mit den gleichen Worten. Zum zweiten- und zum drittenmal hat Ananda den Buddha nicht gebeten, daß er bleibe; da sagte der Erhabene: „Gehe hin, Ananda, wie es dir nun belieben mag."

Nun erscheint Mara beim Buddha, und auf dessen Drängen entschließt sich der Buddha zu erlöschen, den Dauergedanken zu entlassen. Ein Erdbeben setzt ein, das Zeichen, daß der Dauergedanke vom Buddha entlassen ist. Auf die entsetzte Frage Anandas erklärt der Buddha die acht Gründe eines solchen Erdbebens, worunter die Empfängnis und die Geburt eines Buddha und die Entlassung des Dauergedankens. Jetzt eben habe der Buddha den Dauer-

gedanken entlassen. Nun erst, zu spät, fällt dem ehrwürdigen Ananda ein, was er früher zu sagen hatte: „Bestehn, o Herr, möge der Erhabene das Weltalter durch, bestehn möge der Willkommene das Weltalter durch, vielen zum Wohle, vielen zum Heile, aus Erbarmen zur Welt, zum Nutzen, Wohle und Heile für Götter und Menschen!"

Der Buddha antwortet: „Laß es gut sein, Ananda, bitte den Vollendeten nicht. Die Zeit ist vorbei, den Vollendeten zu bitten." Ein zweites und ein drittes Mal bittet Ananda immer mit den gleichen Worten; und nun sagt der Buddha, nachdem auch er wieder die gleichen Worte endlos wiederholt hat, mit seiner zierlich höflichen Festigkeit: „Hättest du, Ananda, den Vollendeten gebeten, so hätte wohl zweimal der Vollendete deine Worte abgewiesen, aber das drittemal hätte er ihnen entsprochen. Darum aber, Ananda, hast du eben hier es versehn, hast du eben hier es versäumt. („Die letzten Tage", S. 52 f. und 73 f.)

Selbstmord (zu Seite 45). Die Frage, die Schopenhauer und nach ihm Eduard von Hartmann wieder gestellt haben, ob nämlich der Mensch durch Selbstmord oder Freitod den Leiden des Daseins entfliehen könne, diese Frage hat die Inder schon sehr früh beschäftigt; denn der Glaube an die Seelenwanderung (richtiger würde man sagen: Wiedergeburt) mußte zu der Lehre führen, man wäre der Natur mehr als einen Tod schuldig. Die letzte Erkenntnis eines Buddha: „Das gehört mir nicht, das bin ich nicht, das ist nicht mein Selbst" — diese Erkenntnis macht eigentlich den Schrecken der Seelenwanderung ein Ende. Wer in dieser Erkenntnis „zur Waffe greift", der ist (wie es an vielen Stellen in den Reden heißt) nicht zu tadeln. Nur wer den einen Körper ablegt und einen anderen Körper annimmt, der ist tadelnswert. Es muß aber hervorgehoben werden, daß der Selbstmord oder Freitod stets ruhig beurteilt wird, nie vom Standpunkte einer festen Paragraphenmoral bepredigt.

Ort des Erlöschens (zu Seite 49). Die für unser Gefühl so befremdliche Wahl des Ortes, wo der Buddha sterben sollte, mag wohl spätere Zutat sein; der Verfasser des betreffenden Gesprächs mag sich verpflichtet gefühlt haben, zu erklären, warum der Buddha just bei Kusinara in das Nichtsein eingegangen sei. Die Überlieferung (man vergleiche „Die letzten Tage", S. 125) läßt den ehrwürdigen Ananda sagen: „Möge der Erhabene nicht an diesem unbedeutenden Orte, der in der Wildnis gelegen ist, bei der kleinen Landstadt zur Erlöschung eingehn! Es gibt andere große Städte (Ananda nennt sechs Städtenamen), dort geruhe der Erhabene, erlöschen zu wollen, dort sind viele hochmögende Fürsten, hoch-

mögende Priester, hochmögende Bürger dem Vollendeten freundlich ergeben, die werden dem Vollendeten die Leichenfeier richten." Der Buddha begründet seine Wahl mit der glorreichen Geschichte der Stadt Kusinara.

Der weise Hase (zu Seite 50). Die für indisches Wesen so charakteristische Fabel vom weisen Hasen, der sich selbst als einen wohlschmeckenden Braten zum Opfer darbrachte, wird vom Buddha selbst erzählt, und zwar so, daß er selbst „in einem anderen Leben" ein Häschen war, das in einem Bergwalde lebte; Buddha in Gestalt des Häschens war so opferwillig. (Man findet die Geschichte ausführlich bei Oldenberg, S. 349.) Aber die Fabel vom weisen Hasen ist eine Wanderfabel geworden, die ich in japanischen und auch in chinesischen Sammlungen wiedergefunden habe.

Nashorn (zu Seite 51). Das Bild vom einsam wandelnden Nashorn, an dem Nietzsche seine Freude hatte, wird besonders häufig auf eine Klasse der Erleuchteten angewandt, deren Hervorhebung den nördlichen Buddhisten nicht geringe Ehre macht. Es gibt da eine Rangstufenreihe der Heiligkeit; auf der obersten Stufe steht der Buddha, auf der zweithöchsten Stufe steht der zur Buddhaschaft Vorherbestimmte; auf der dritten Stufe stehen die Schüler oder Jünger des Buddha. Nun gibt es über dieser untersten Stufe noch eine, die der Selbstdenker, die der Eigenen (das Sanskritwort bezeichnet eigentlich einen, der einzeln, durch sich und für sich ein Buddha geworden ist). Diese Eigenen erreichen die höchste Erkenntnis und das Nirwana aus eigener Kraft, ohne dem Gefolge des Buddha anzugehören. Dafür sind sie aber nicht imstande, ihr Erlebnis mitzuteilen; „so wie ein Stummer einen wichtigen Traum haben, aber ihn anderen nicht erklären kann." So kann ein Waldmensch in der Stadt zu einem auserlesenen Mahle geladen worden sein, kann aber nachher im Walde den anderen Waldmenschen die genossenen Speisen nicht beschreiben. Als Waldmenschen werden diese Selbstdenker, diese Selbsterlöser (die das Christentum nicht kennt) dargestellt; und so ein Pratyekabuddha wird gern mit einem einsam wandelnden Nashorn verglichen (Pischel, S. 94).

Lärm (zu Seite 53). An vielen realistischen Stellen der Buddhareden finden sich kurze Bemerkungen, aus denen erhellt, wie wenig feierlich es im Kreise der Büßer zuging, wie da nach orientalischer Sitte laut geschwatzt und gelärmt wurde. Der Gegensatz zwischen dem Buddha und diesem weltlichen Treiben kommt sehr schön heraus zu Anfang einer Rede der „Längeren Sammlung" (I, S.226): „Die Pilger machten lauten Lärm, großen Lärm, und unterhielten sich über allerhand gemeine Dinge, als wie über Könige, über Räuber,

über Fürsten und Soldaten, über Krieg und Kampf, über Speise und Trank, über Kleidung und Bett, über Blumen und Düfte, über Verwandte, über Fuhrwerk und Wege, über Dörfer und Burgen, über Städte und Länder, über Weiber und Weine, über Straßen und Märkte, über die Vorzeit und über die Veränderungen, über Märchen, Seegeschichten, über dies und das und dergleichen mehr. Es sah nun ein Pilger, wie der Erhabene von ferne herankam; und als er ihn gesehen, mahnte er die Umsitzenden zur Ruhe. Nicht so laut zu sein, keinen Lärm zu machen. Da komme der Entsager Gautama heran. Der Ehrwürdige liebe nicht lauten Lärm. Ruhe preise er. Vielleicht könne der Anblick einer lautlosen Versammlung ihn bewegen, seine Schritte nach dem Orte der lautlosen Versammlung zu lenken."

Kausalität (zu Seite 55). Die Bedeutung des Kausalitätsbegriffs für die Lehre des Buddha ist oft hervorgehoben worden, sehr gut von Pischel (S. 65); aber auf den Unterschied zwischen der Kausalität der Inder und der unseren ist wohl noch nicht genügend hingewiesen worden, trotzdem Lippert (Geschichte des Priestertums II, S. 438) den wichtigsten Punkt schon hervorgehoben hatte. Ich möchte besonders daran erinnern, daß heutzutage im Abendlande zweierlei Menschen nebeneinander leben: den einen ist ihre sogenannte wissenschaftliche Weltanschauung geläufig, die besonders seit Spinoza keine Lücke in der Kette der Kausalität kennt oder zuläßt; den anderen erlaubt ihre religiöse Weltanschauung, ja diesen andern befiehlt ihre Religion, an ein Durchbrechen der Kette der Kausalität zu glauben, an die wunderbare Kraft der Götter. Jedes einzelne Menschenkind wächst nun unter der Führung der Amme und der Volksschule in der religiösen, kausalitätsfreien Weltanschauung auf und erlebt später, wenn ihm der Zugang zu einer höheren Bildung gestattet wird, den plötzlichen und oft schmerzlichen Übergang zu der sogenannten wissenschaftlichen Weltanschauung. Dieser Übergang zum Glauben an eine lückenlose Kausalität, diese Befreiung vom Wunderglauben, die fast keinem Knaben oder Mädchen unserer Zeit ganz erspart bleibt, war vor mehr als zweitausend Jahren eine unerhörte Revolution in den Köpfen einzelner Erwachter in Indien. Und weil die neue Ahnung noch kein klarer Gedanke war, darum führte er nicht zu einer wissenschaftlichen, ganz gottlosen Weltanschauung, sondern nur zu einer Art Religion, die trotz des wüstesten Götter- und Dämonenglaubens dennoch lehrte: die Götter wären machtlos, wären unfähig, die eherne Kette der Kausalität zu durchbrechen; die Opfer und Gebete wären darum nutzlos, die Priester wären überflüssig. Das ist ungefähr der Glaube des Buddha, der unwissenschaftliche und inkonsequente Glaube, der bei uns so häufig für Atheismus ausgegeben wird.

Blinde und Lahme (zu Seite 63). Das Bild von dem Blinden und dem Lahmen ist eines der feinen Gleichnisse der Sankhya-philosophie, der der Buddhismus so erstaunlich nahe verwandt ist. Die Sankhyaphilosophie lehrt einen rationalen Dualismus, der uns Moderne an Leibniz erinnern könnte: die Materie leistet in der Kette der Kausalität jede Weltveränderung bewußtlos, die Seele ist nur Zuschauer und selbst zu allem Tun unfähig. „So gleichen die beiden dem Blinden und dem Lahmen, von denen der erste den zweiten auf seinen Schultern aus dem Walddickicht (dem Leiden) trägt." (Oldenberg, 65.)

Tierpredigt (zu Seite 63). Die Liebe zu den Tieren ist einer der menschlich schönsten Züge des Buddhismus; das Christentum beschränkt seine theoretische Vorschrift der Liebe auf die Nächsten, auf die Menschen. Innerhalb des Christentums steht nur Franziskus, der liebe Heilige, der Natur so nahe; auch der Buddha hätte Tiere und Pflanzen und Sonne, Mond und Sterne als seine Brüder und Schwestern anreden können.

Tod (zu Seite 64). Ganz naiv lag dem Weltschmerz des Buddhismus, dem Entsetzen, das man meinetwegen Pessimismus nennen mag, die Furcht vor dem Tode zugrunde und — weil Leben ohne Geburt nicht vorkommt — auch die Furcht vor der Geburt, vor der Wiedergeburt. Bekannt ist, daß des jungen Gautama Harmlosigkeit und Weltfreude erschüttert wurde durch den Anblick von Alter, Krankheit und Tod. „Sollte ich, der ich noch nicht alt (krank, tot) bin, nicht Unbehagen, Scham, Ekel empfinden, wenn ich einen Alten (Kranken, Toten) sehe?" Ähnlich wie in der modernen Parabel vom „Hemd des Glücklichen" wird in den buddhistischen Erzählungen die Wertlosigkeit des Lebens durch die Allgemeinheit des Todes bewiesen. Einem Kinde wird Auferweckung des toten Vaters versprochen, wenn es irgendeine Familie finden sollte, der noch niemand gestorben ist; das Kind wandert vergebens von Haus zu Haus. Und wieder klagt eine Mutter um die tote Tochter; „Jiva! Jiva!" ruft sie verzweifelt. Man antwortet ihr: „Vierundachtzigtausend Jungfrauen, die alle Jiva hießen, hat man an dieser Stätte verbrannt. Um welche von ihnen weinst du?" (Oldenberg, S. 246.)

Seltenheit der Buddhas (zu Seite 75). Der Mönch weiß: „Unmöglich ist es und kann nicht sein, daß in ein und derselben Weltordnung (Weltenalter) zwei Heilige, vollkommen Erwachte zugleich auftreten mögen; ein solcher Fall kommt nicht vor." (Die Reden Gotamo Buddhos aus der mittleren Sammlung des Pali-Kanons III, 173.)

Geburt des Buddha (zu Seite 79). Der Buddha hat es gern, wenn die außerordentlichen Zeichen, durch welche sich sein Leben von dem gewöhnlicher Menschen unterscheidet, in seiner Gegenwart ausgekramt werden; auch die Geburt des Buddha geschieht unter wunderbaren Zeichen. Zehn Monate wird ein künftiger Buddha von seiner Mutter ausgetragen; sieben Tage nach der Geburt stirbt die Mutter. „Von Angesicht hab' ich es vom Erhabenen gehört, von Angesicht vernommen: wenn auch wohl andere Weiber sitzend oder wiegend gebären, doch nicht also den Erwachsamen des Erwachsamen Mutter; stehend nur gebiert den Erwachsamen des Erwachsamen Mutter. Daß aber den Erwachsamen des Erwachsamen Mutter nur stehend gebiert, eben das hab' ich mir als erstaunliche, außerordentliche Eigenschaft des Erhabenen gemerkt." (Reden der mittleren Sammlung III, 257.) Bildliche Darstellungen (aus Tibet) zeigen, wie weit diese Vorstellung von des Buddha Geburt sich von dem natürlichen Vorgange entfernt. Auf einem alten Bilde (Grünwedel, „Mythologie des Buddhismus", S. 16) steht Maya, die Mutter des Buddha, in der Entbindung zierlich wie eine Tänzerin da und faßt mit zierlichen Fingern nach einem Zweige.

Man hat zur Vergleichung an die Geburt des Apollon erinnert. In dem angeblich Homerischen Hymnus auf den delischen Apollon heißt es in einer angeblich Goetheschen Übersetzung: „Es nahte Letos Entbindung. Mit den Armen umschloß die Göttin den Palmbaum; die Füße stemmte sie gegen das Gras, die Erde lächelte." Man sieht, daß der alte Grieche die Entbindung selbst ohne Wunder darstellt; weder der Schmerz der Wehen noch die Hebamme fehlen. Im griechischen Original stemmt die Mutter die Knie (nicht die Füße) gegen den weichen Rasen.

Nathaputta (zu Seite 82). In den letzten Jahrzehnten haben die Untersuchungen deutscher und englischer Forscher einige Persönlichkeiten von Männern hervortreten lassen, die als Häupter anderer Sekten Rivalen des Gautama Buddha waren. Nathaputta war der Begründer der sehr mächtigen Jainasekte. Die genaue Bekanntschaft der Buddhisten mit den Lebensumständen dieses Nathaputta, das besondere Interesse der Buddhisten für seine Person und einige Legenden lassen die Möglichkeit zu, daß Nathaputta ein Jünger des Gautama Buddha gewesen sei. Die Anhänger des Nathaputta nannten ihn nach seinem Tode einen Buddha.

Priester (zu Seite 83). Nicht gottlos ist die Anschauung des Buddha; er steht unter dem Banne eines starken Dämonen- oder Götterglaubens. Aber unkirchlich ist der Buddha, ein Feind der Priester. In dem Gespräche über die „Dreiveden" (Längere Sammlung von

K. E. Neumann I, 296 f.) kann man zwischen der gewundenen Darstellung äußerste Verachtung gegen die Priester herauslesen. Die Priester haben den Brahma nie gesehen, haben keine Beziehung zu Brahma. Brahma ist kein grimmiger, kein grollender, kein unsauberer Geist, ist unumschränkt und selbstgewaltig; die Dreivedenpriester sind grimmige, grollende, unsaubere Geister, umschränkt sind die Dreivedenpriester, unumschränkt ist Brahma. „Kann es nun etwa zwischen den umschränkten Dreivedenpriestern und dem unumschränkten Brahma eine Übereinstimmung, ein Übereinkommen geben?“ Gleich wie eine Reihe Blinder, einer dem andern angeschlossen, und kein vorderer sieht, und kein mittlerer sieht, und kein letzter sieht; denen gereicht, den Dreivedenpriestern, jene Rede nur zum Spotte, zum bloßen Namen, erweist sich ganz eitel und nichtig.

In der Rede über das „Priesternetz“ (I, S. 36) wendet sich der Buddha besonders gegen die geschulten Theologen, gegen die indischen Scholastiker. „Es gibt einige Priester und Asketen, die sind Verwickler der Nabelschnur; um dies oder das mit einer Frage angegangen, verwickeln sie da die Worte, verwickeln die Nabelschnur. Sie sagen, anstatt mit Ja oder Nein zu antworten: das paßt mir nicht, und auch so paßt es mir nicht, und auch anders paßt es mir nicht, und auch mit Nein paßt es mir nicht, und auch mit Nichtnein paßt es mir nicht.“

Liebe (zu Seite 83). Man braucht nicht an Entlehnung zu denken, wenn sich schon in den Reden des Buddha findet, was von den Worten des Paulus im Abendlande sprichwörtlich geworden ist: Ohne Liebe ein tönend Erz oder eine klingende Schelle. Paulus schreibt: „Wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen und hätte der Liebe nicht, so wäre mir's nichts nütze.“ Der Buddha lehrt: „Wer am Morgen, Mittag und Abend ein Geschenk von je hundert Töpfen Speise macht, und wer am Morgen, Mittag und Abend auch nur einen Augenblick in seinem Herzen Liebe erzeugt, der zweite hat davon größeren Nutzen.“ (Pischel, S. 79.)

Götter (zu Seite 89). Es ist schon gesagt worden, daß die Lehre des Buddha kein Atheismus ist. Der Buddha scheint an die Götter der Brahmanen zu glauben, und auch sonst wimmelt es in den buddhistischen Schriften von Göttern, legionenweise. Nur dürfen wir da nicht an die Gottvorstellung des Judentums und seiner Tochterreligionen denken. Für den Buddha wie für alle Inder ist die Seelenwanderung der leitende Glaube. Die Göttlichkeit ist auch für die Götter nur eine Station auf ihrer Seelenwanderung. „Ein Mensch kann in der nächsten Geburt ein Gott, ein

Gott ein Mensch, ja ein Tier oder lebloses Ding sein. Wie die Menschen, sind auch die Götter der Geburt, dem Alter und dem Tode unterworfen." Wie bei den Menschen, hing auch bei den Göttern die nächste Form von ihren Taten in der letzten Form ab; ein musterhafter Mensch konnte als Gott wiedergeboren werden; in seinem göttlichen Dasein konnte er aber wieder Sünden begehen und dafür wieder bei einer neuen Geburt in der Stufenleiter der Wesen tief hinabsteigen. Insofern er bloß ein Gott war, war der gottgewordene Mensch noch nicht vom Fluche des Daseins erlöst, war als Gott noch nicht in das Nirwana gelangt. Ein Buddha, ein Erwachter, ein Erlöster stand höher als ein Gott. (Pischel, S. 53 f.)

Pantheismus des Rigveda (zu Seite 90). Das berühmte Lied des Rigveda beginnt: „Da war nicht Nichtsein, und da war auch Sein nicht. Nicht war das Luftreich, noch der Himmel drüber. Was regte dort sich? Wo? In wessen Händen? Gab es das Wasser und den tiefen Abgrund? Nicht Tod und nicht Unsterblichkeit war damals, nicht gab's der Tage noch der Nächte Schauung." Und in einem früheren Liede endet jede Strophe nach Worten, die uns pantheistisch anklingen, mit dem Refrain: „Wer ist der Gott, daß wir ihm opfern mögen?" (Rigveda X, 129 und 121.)

Totenfeier (zu Seite 91). Des Buddha Bestattung und Leichenfeier wird in den Quellenschriften sehr ausführlich beschrieben. Die entscheidende Stimme bei der Anordnung der Zeremonien hat häufig Ananda; auch die Errichtung eines Kuppelmals über der Asche wird von ihm besonders verlangt. Mit folgender Begründung: „Die etwa dort einen Kranz oder eine Blume oder wohlriechendes Sandelholz niederlegen oder einen Gruß darbringen oder das Herz heiter zuwenden werden, denen wird das langehin zur Freude, zum Wohle gereichen." Zur Zeit, da der Buddhismus in Indien herrschte, gab es überall solche Kuppelmale oder Topen (Stupas) über den Reliquien oder vermeintlichen Reliquien des Stifters; archäologisch nachgewiesen sind solche Kultstätten allerdings erst zwei- bis dreihundert Jahre später als die Zeit, die für den Tod des Buddha zu berechnen ist.

Aufatmen (zu Seite 91). Der Mönch, der bei der Nachricht vom Tode des Buddha wie befreit aufatmete und seinem Gefühl so unbefangen Ausdruck gibt, wie das etwa die Berliner nach dem Tode Friedrichs des Großen taten, ist nicht etwa eine moderne Erfindung. Ein greiser Pilger, der übrigens zufällig den gleichen Namen führte wie der letzte persönliche Jünger des Buddha, rief aus: „Genug, ihr Brüder, seid nicht traurig, lasset die Klage! Erlöst sind wir endlich von jenem großen Asketen! Heimgesucht waren wir immer von seinem ‚das geziemt euch zu tun, das geziemt euch zu lassen' usw."

Krieg um die Asche (zu Seite 92). Die Nachrichten von einem Kriege, der zwischen den Mallern und den anderen Fürsten um die Asche des Buddha zu entbrennen drohte, finden sich ausgeschmückt in der Dichtung „Buddha-Carita“ von Asvagoshas; der Verfasser lebte ungefähr 500 Jahre nach dem Buddha; wieder etwa 400 Jahre später wurde das Gedicht ins Chinesische übersetzt, dann die chinesische Übersetzung im vorigen Jahrhundert einer englischen zugrunde gelegt, und nach der englischen Übersetzung in einer grausamen Sprache ins Deutsche übersetzt. Die englische Übersetzung des indischen Originals, von welcher das chinesische Gedicht nur eine ganz freie Nachbildung sein soll, habe ich leider nicht eingesehen. Die schlimme deutsche Bearbeitung ist unter dem Titel „Buddhas Leben und Wirken“ herausgekommen; der Übersetzer heißt Th. Schultze.

Asche (zu Seite 94). Über den Handel mit der Urne und der Holzasche wird berichtet („Die letzten Tage“, S. 167—171), wenn auch nicht eben die Tänzerin Ambapali und die Fürstin Tschundi diese Reliquien erwerben. Die Urne erhält ein Priester, nachdem er die Errichtung einer Stupa versprochen hat. Dann meldet sich (wahrscheinlich ist dieser Bericht recht später Zusatz) ein Fürstengeschlecht, das erst Jahrhunderte nach dem Tode des Buddha durch einen seiner Enkel, den König Asoka, den Buddhismus ungefähr so zur Staatsreligion machte wie Constantinus das Christentum. Die buddhistischen Reden mußten der Dynastie dieses Königs wohl eine Reliquie-Buddha zuweisen. Da nun offenbar nach älterer Tradition alle Überreste mitsamt der Urne schon verteilt waren, wurde diesen Fürsten die Holzkohlenasche überwiesen, über der sie denn auch eine Stupa errichteten.

Ambapali (zu Seite 94). Ambapali ist die bekannteste unter den vornehmen Hetären, die sich früh zu Buddha bekannten; wir wollen nicht untersuchen, zu welcher der vier indischen Gattungen der illegitimen Männergenossinnen sie gehörte. Die „Lieder der Nonnen“ geben sehr viele Beispiele für die Art, wie diese Frauen sich im Alter dem Übersinnlichen zuwandten, nachdem „vertrocknet ist der Wunschestrieb wie dürres Kraut in irdenen Scherben“. Der Ambapali selbst wird ein Gedicht zugeschrieben; in gegen zwanzig Strophen wird äußerst naturalistisch die Vergänglichkeit ihrer einstigen Reize dargestellt (Haar, Augenbrauen, Blicke, Nase, Ohren, Zähne, Stimme, Arme, Finger, Brüste, Schenkel, Knöchel, Füße), der Refrain lautet immer: „Wahrheitkünders Kunde dauert unverderbt.“ Jetzt hängen die Brüste ausgetrocknet herunter, kahl schimmert der Schädel durch das graue Haar, schlaff wie Seile sind die Arme geworden. „Mörtel fiel und Malter ab vom alten Haus — Wahrheitkünders Kunde dauert unverderbt.“

Im Haine, der später der Hain der Ambapali hieß, rastete der Buddha kurz vor seinem Tode. Ambapali suchte ihn auf, unter strenger Einhaltung des Zeremoniells. Sie bat ihn, mit seinen Jüngern bei ihr zu speisen. Schweigend (so lautet die Formel regelmäßig) gewährte der Erhabene die Bitte. Auf der Rückfahrt begegnete Ambapali den Fürsten der Licchaver. Die Darstellung der Szene, in welcher die Hetäre über die Fürsten triumphiert, mag hier stehen mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß selbst so leiser realistischer Humor den feierlichen Quellenschriften sonst fehlt.

Die Fürsten haben erfahren, daß der Buddha die Einladung der Hetäre angenommen habe; da rufen sie: „He, Ambapali, überlaß uns dieses Gastmahl, hunderttausend Goldstücke zahlen wir dafür!" — „Und wenn ihr, gnädige Herren, mir gleich die Hauptstadt Vesali mit allen ihren Einnahmen zum Geschenke gäbet, so würd' ich auf ein so bedeutendes Gastmahl doch nicht verzichten." Da schnalzten die Fürsten mit den Fingern und riefen: „Da seh mal einer an! Geschlagen hat uns die Mangodame! Übertrumpft hat uns die Mangodame!"

Die Fürsten begaben sich dann zu dem Erhabenen, setzten sich an seiner Seite nieder, wurden vom Erhabenen in lehrreichen Gesprächen ermuntert, ermutigt, erregt und erheitert. Sodann luden sie ihn ein, mit der Jüngerschar bei ihnen zu speisen. Der Buddha erwiderte, er hätte die Mahlzeit schon der Tänzerin Ambapali gewährt. Da schnalzten die Fürsten wieder mit den Fingern und riefen: „Da seh mal einer an! Geschlagen hat uns die Mangodame! Übertrumpft hat uns die Mangodame!"

Nachdem der Buddha mit seiner Jüngerschar von Ambapal bewirtet worden war, machte die Tänzerin dem Erhabenen und seiner Jüngerschar das Haus und den Park zum Geschenke. („Die letzten Tage", S. 42 ff.)

Zwischen Hetären und legitimen Frauen unterschied der Buddha nicht eben streng. Im allgemeinen sind der Buddha und andere indische Sektengründer schlecht auf die Frauen zu sprechen; eine Ähnlichkeit mehr zwischen dem Buddhismus und der Lehre Schopenhauers. Die Frauen sind „die vollständigste Fessel des Versuchers". Bei günstiger Gelegenheit würden alle Frauen Unzucht treiben, auch mit einem Krüppel, wenn sie keinen anderen fänden. Sie wären das größte Hindernis für das Eingehen in Nirwana. Deshalb werden die Mönche besonders vor ihnen gewarnt. Übrigens werden geschlechtliche Dinge mit äußerster Unbefangenheit besprochen.

Natürlich wollte darum der Buddha keine Frauen in seinen Orden aufnehmen. Dreimal schlug er seiner Stiefmutter die Bitte ab, als sie nach dem Tode von Buddhas Vater beim Buddha ihre Zuflucht suchte. Erst von Ananda ließ er sich später überreden,

auch Nonnen aufzunehmen. Aber er mißtraute der Neuerung so sehr, daß er prophezeite: seine Lehre, die sonst tausend Jahre bestanden hätte, würde jetzt nur fünfhundert Jahre bestehn. (Pischel, S. 38 f.)

Nirwana (zu Seite 97). Die Worterklärung ist schon in der Anmerkung zu Seite 31 gegeben. Über die Frage, ob man unter Nirwana nur einen negativen Begriff zu verstehen habe, die Ruhe nach dem letzten Tode etwa, oder ob Nirwana als ein wonniger Zustand ein positives Gut dessen sei, der Nirwana erlangt habe — über diese Frage wäre eine ganze Literatur auszuschreiben. An der Häufung dieser Literatur haben sich die alten Inder und die Neubuddhisten, haben sich englische und deutsche Gelehrte beteiligt. Man hat den unglücklichen Versuch gemacht, die Begriffe Nirwana, Parinirwana und Mahaparinirwana logisch zu unterscheiden, während es sich doch nur um poetische Steigerungen eines einzigen Begriffes handelt. Ich gebe Rhys Davids darin recht, daß man Nirwana an den meisten Stellen recht gut mit Heiligkeit übersetzen kann. Der Volksglaube freilich, der aus dem Buddhismus eine tief abergläubische und gemeine Religion gemacht hat, versteht unter Nirwana am liebsten einen Zustand oder gar einen Ort überirdischer Seligkeit; es scheint, daß keine Religion ohne die Vorstellung eines Paradieses ihre Gläubigen befriedigen kann.

Aus dem
Märchenbuch der Wahrheit

Die dunkle Sehnsucht wollte zu ihrer lieben Schwester, der hellen Wahrheit. Durch alle Himmel war die Sehnsucht geflogen auf weitgespreizten Fittichen, durch alle Meere war sie geschwommen bei Sturm und Wetter, durch alle Spalten der Berge war sie geschlüpft in Dunkel und Not; den Tod nicht scheute die dunkle Sehnsucht um die liebe helle Wahrheit.

Es kam die heilig lachende Stunde des Glücks. Es leuchtete aus selig ernsten Augen, es schimmerte duftend rosig wie Pfirsichblütenglanz, es flüsterte wie Engelston von suchenden Lippen. Die Sehnsucht hatte die Wahrheit aufgefunden.

Alle Sprachen der Menschenerde hatte die Sehnsucht geübt, ihre Schwester zu grüßen und zu fragen. Aber — ach! — die Wahrheit redete anders als irgendeine Sprache der Erde.

Da verstummte die dunkle Sehnsucht; sie nickte traurig und wollte der Wahrheit ihr Teuerstes schenken, ihr liebstes Kind, den kleinen Glauben, auf daß die Wahrheit ihn lehrte und ihn dereinst reich machte mit den Rätselworten ihrer gar anderen Sprache.

Eine Weile trug die Wahrheit den Glauben auf ihrem Arm, wie eine gemalte Madonna den Knaben. Bald aber schüttelte sie lächelnd das helle Haupt und reichte das Kind zurück. Bescheiden zuckte sie leicht mit den herrlichen Schultern, als wollte sie sagen: „Die arme Wahrheit hat leere Hände!"

Dann gab sie dem Knaben, was sie besaß: ihre Märchen von der Welt; und weil er sie nicht verstanden

hätte in den Rätselworten ihrer Sprache, darum war es ein Märchenbuch in Bildern.

Ängstlich nahm der Knabe das Buch; später erst, als er allein laufen gelernt hatte und auch schon allein lesen konnte, da schritt er einsam durch die Welt neben der dunkeln Sehnsucht, und da erblickte er wieder in der stillen Natur und im geschäftigen Menschentreiben das Märchenbuch der Wahrheit.

Der Mann ohne Uniform

Zwei große Heere lagerten einander gegenüber. Ein einsamer Mensch nur schloß sich keinem der Führer an; denn er besaß keine Uniform. Aber er befand sich nicht wohl in seiner Freiheit. Bald glaubte er sich hoch über den beiden Heeren; dann fror er und wünschte sich aus der Sonnenhöhe hinab auf die Erde. Bald glaubte er sich tief im Erdinnern warm gebettet und sicher geborgen; dann aber roch er Grabesmoder und sehnte sich hinauf an das Licht. Gewöhnlich aber schwebte er über den Berggipfeln zur Rechten oder zur Linken der Walstatt und sehnte sich hinab zu einem der Heere, einerlei zu welchem, nur hinab unter Menschen.

Eines Abends trug er es nicht länger. Er wanderte hinab und trat unter den Troß, der hinter dem einen Heere kochte und tanzte und lachte.

„Die Parole!" rief man ihm zu.

Er schwieg.

Da hatte eine der liederlichsten von den Troßdirnen Mitleid mit ihm:

„Ruf du nur: Hie Hinz und Blau! Dann gehörst schon zu uns und kannst lustig sein. Siehst bis jetzt nicht danach aus. Willst essen? Willst mit mir gehn? So sag mal: Hie Hinz und Blau!"

Heiser brachte der einsame Mensch hervor:

„Hie Hinz und Blau!"

Dann tanzte er mit der Dirne. Aber er mochte nicht essen und auch nicht mit ihr gehen. Er stahl sich hinweg

vom Troß und drang weiter nach vorne vor. Bei jeder Abteilung wurde er nach der Parole gefragt. Immer mühsamer, immer heiserer brachte er es hervor: „Hie Hinz und Blau!"

Er kannte den Hinz gar nicht persönlich. Und Blau war ihm nicht lieber als eine andere Farbe.

So gelangte er bis an die Vorwacht des Heeres. Es war Nacht geworden und das Feld hallte wider von Hinz und Blau. Da schlich sich der einsame Mensch durch die Wachen hindurch, um vielleicht bei dem anderen Heere zu bleiben und zu kämpfen.

Als er etwa auf halbem Wege zwischen den beiden Lagern war und nur noch leise den Ruf vernahm: „Hie Hinz und Blau!" — da drang auch der Kriegsruf des zweiten Heeres herüber:

„Hie Kunz und Rot!"

Der Mann ohne Uniform blieb stehen. Er kannte auch den Kunz nicht persönlich. Und auch Rot war ihm nicht lieber als eine andere Farbe.

Wo er von beiden Lagern gleich weit entfernt war, blieb er stehen; da führte ein Feldrain. Am Feldrain stand ein Holzkreuz. Der Mann ohne Uniform lehnte sich müde an das Kreuz; aber er reckte die beiden Arme aus und legte sie auf das Querholz und wartete. Die ganze Nacht.

Von beiden Seiten tönten die Schlachtrufe herüber. Von beiden Seiten stiegen Leuchtkugeln auf, die das Heer des Gegners beleuchteten, und von beiden Seiten sausten Granaten, welche das feindliche Lager anzünden sollten. Leuchtkugeln und Brandgranaten flogen hoch über dem Kopfe des einsamen Mannes hin. Die beiden Lager waren erhellt, von Brand und Feuerwerk, aber immer doch hell. Am Feldrain war das Dunkel. Da schien dem Manne der Krieg mit Brand und Mord lustiger, als sein Friede. Und die ganze Nacht beneidete er die Soldaten um ihre Parole und um ihre lustigen Uniformen.

Als der Morgen graute, rückten die Heere gegeneinander los. Von beiden Seiten wurde er zusammengeschossen.

Wieder wurde es Abend und man suchte das Feld nach den Gefallenen ab. Die Toten beider Heere wurden in eine große Grube geworfen. Sie sahen im Tode alle zornig oder lustig aus, oder auch ruhig. Nur einem Toten las man Verzweiflung vom Gesicht. Er lag an einem Holzkreuz und trug allein keine Uniform. Er wurde besonders begraben. Unter dem Holzkreuz.

Der arme Dichter

Der arme Dichter stand vor dem Berge, wo die Unsterblichen wohnen. Eine Zahnradbahn führte hinauf, und er wollte sie benützen. Er klopfte an das Schiebefenster des Schalters und rief vergnügt:

„Ein Billett erster Klasse. Nur hinauf. Kostenpunkt?"

„Tausend Goldkronen Rente," sagte der Kassierer grinsend; er hatte ihm das Fensterchen nur ein bißchen gelüftet.

Der arme Dichter lachte. „Tun Sie's nicht billiger? Ich hab' kein Geld. Aber ich will und muß hinauf."

Dabei hob der arme Dichter das Schiebefenster, so scharf auch der Rand war, steckte den Kopf hindurch und lachte den Beamten an.

„Ja," sagte der, „wir nehmen anstatt der Rente auch das Kapital. Lassen Sie uns Ihren Kopf für Lebenszeit hier, und wir befördern einstweilen das allerwerteste Übrige hinauf."

„Einverst . . . . ." rief der arme Dichter. Und rasch war das Schiebefenster herabgefallen; sein Kopf lag sauber abgeschnitten in der Kasse.

Schon am nächsten Tage wurde der Kopf zurechtgemacht, und dem Kegelklub „Gemütlichkeit" vermietet. Nun schoben Müller und Schulze mit dem Kopf des armen Dichters allwöchentlich Kegel.

Anfangs tat es ihm weh, weil er noch kleine Ecken hatte. Mit der Zeit aber wurde er rund und immer kugelrunder und hielt es endlich für eine Eigentümlichkeit der Dichter, daß ihre Köpfe auf Erden rollen müßten.

Nur daß ihn der Kegeljunge immer so heftig in die Rinne schmiß, und er am Ende mit anderen runden Dichterköpfen im selben Kasten lag, das tat seiner Eitelkeit weh.

Werkeltags übten sich an ihm die Jungen; sie klopften mit ihm auch Nüsse auf, und wenn sie müde waren, warfen sie ihn in den Dreck. Das taten sie aber ebenso mit den anderen Dichterköpfen.

Kurz bevor er im Kegelklub „Gemütlichkeit" sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum feiern sollte, kriegte er einen Sprung und wurde ausgeschieden. Er hatte sich die fünfundzwanzig Jahre lang das dumpfe Gefühl bewahrt, daß er eigentlich nicht bestimmt sei, hinunterzurollen, sondern hinaufzufahren. Er meldete sich also an der Kasse und wurde richtig auf den Berg gebracht.

Oben saßen etwa ein Dutzend Herren in den verschiedensten Trachten heiter beisammen. Die Unsterblichen. Ringsumher standen in ebenso bunten Kostümen weit über tausend Körper ohne Köpfe. Des armen Dichters Augen waren durch das viele Rollen schwach geworden, und es dauerte lange, bevor er sein allerwertestes Übrige fand. Er erkannte sich endlich an einem abgerissenen Westenknopf.

„Du, Hans," sagte er trübselig zu sich selbst, „da bin ich endlich. Setz mich mal auf."

Schon streckte das allerwerteste Übrige die Hände nach seinem Kopfe aus. Da lachten die Unsterblichen und riefen durcheinander:

„Woran erkennst du ihn denn? Ist es denn gewiß dein Kopf? Ist es überhaupt ein Kopf? Er hat keine Nase! Er hat keine Physiognomie im Gesicht!"

„Wahrhaftig!" rief das Übrige und steckte die Hände wieder in die Hosentaschen. „Du hast keine Physiognomie im Gesicht, hast keine Nase."

„Ach Gott," sagte der Dichter weinend, „das kommt nur daher, weil man mit mir Kegel geschoben hat. Dir fehlt ja auch ein Knopf!"

„O, mein lieber Kopf!“ rief das Allerwerteste. „Ein Knopf gibt Physiognomie, auch dann noch, wenn er abgerissen ist. Eine Nase aber muß man hier durchaus haben.“

Und unter dem Gelächter der Unsterblichen stieß das allerwerteste Übrige seinen eigenen Kopf mit einem Fußstoß wieder vom Berge hinunter.

Sieben

Ein reicher Bauer hatte viele Hunderttausende von Schafen. Wenn er sie zählen wollte, mußte er sich dazu einen Professor kommen lassen, so viel waren ihrer. Der Professor war angestellt für Schafzählerei oder Mathematik.

Der reiche Bauer hatte auch zwei Kinder. Die waren noch klein und hatten für ihre sieben Lieblingsschafe besondere Namen erfunden; für sie gab es ein weißes Schaf, ein braunes, ein schwarzes, ein scheckiges, ein dickes, ein trauriges Schaf und endlich das Hanswurstel.

Einst besuchte den reichen Bauer ein armer Verwandter.

„Hoho!" fragte er die Kinder, weil er dem Vater schmeicheln wollte. „Wieviel Schafe habt ihr wohl?"

„Sieben!" schrien beide Kinder wie aus einem Munde.

„Die dummen Fratzen!" rief lachend der Bauer, und der Professor der Schafzählerei, der gerade zugegen war, fügte ernsthaft hinzu:

„Was sie nicht benennen können, das wissen sie auch nicht, die Kinder."

* * *

Es regnete und die Sonne guckte zu. Hunderttausend Sonnenstrahlen spielten mit hunderttausend Regentropfen, die ihnen verlobt waren. Jeder Sonnenstrahl bemalte den lieben Regentropfen aus seinem Tuschkasten. Jeder Tuschkasten hatte hunderttausend verschiedene Farben. Und es gab keine zwei Tuschkasten, in denen auch nur eine Farbe ganz gleich gewesen wäre. Die Sonnenstrahlen sahen alle die Myriaden von Farben und waren froh.

Ein kleiner Strahl wurde mit dem Bemalen seines Tropfens nicht schnell genug fertig oder hatte ihn zu lieb; genug, er kam der Erde zu nahe. Da fing ihn der Professor der Schafzählerei, sperrte ihn in eine dunkle Kammer und erzählte seinen Schülern im Dunkeln ein langes und breites über die Farben. Schon glaubte der Sonnenstrahl sterben zu müssen, denn der Professor wollte ihn brechen. Da kam zum Glücke die Professorsfrau mit dem Kaffee, und er konnte durch die offene Tür entschlüpfen.

Schneller wie ein Blitz fuhr der Sonnenstrahl hinaus und hinauf, setzte sich rittlings auf einen lustig bemalten Regentropfen, fiel vor Lachen wieder hinunter und setzte sich wieder und rief: „Kinder, fallt nicht um! Wißt ihr, wieviel Farben wir haben? Sieben! Sieben! Der Schafzähler hat's gezählt! Sieben! Alle unsere Tuschkasten zusammen sieben Farben!“

Da gab es unter den feinen Sonnenstrahlen und den verliebten dicken Regentropfen vor Lachen und Ausgelassenheit ein solches Schreien, Purzeln, Schießen, Sterben, Bersten und Tränenvergießen, daß die Frau Sonne, obwohl sie sich selbst vor Lachen schüttelte, ein Ende machen mußte. Sie rief alle Strahlen zu sich heran, barg sie wie eine Glucke unter ihre goldenen unsichtbaren Flügel, hieß sie schlafen und sagte:

„Die wahre Dummheit des Schafzählers kennt ihr noch gar nicht, ihr Schafsköpfe. Er hat den sieben Farben — sieben! — weil er nur die kennt, Namen gegeben. Es sind das Worte. Und auf solchen Worten will er uns nahe kommen wie auf einer Leiter, uns, auf einer Leiter von sieben Sprossen.“

Die Sonne lachte, daß ihre unsichtbaren goldenen Flügel schütterten und wieder einige Strahlen nach ihren Bräuten blinzeln konnten, wie Küchlein ihre Köpfchen unter der Glucke hervorstrecken. Und der Sonnenrand schimmerte in hunderttausend Farben.

Die Warte der Liebe

Die Liebe wollte unten bleiben, trotzdem es eine wilde Liebe war. Sie wollte keinen hohen Standpunkt gewinnen.

Ob sie aber wollte oder nicht, sie stieg immer höher. Nacheinander begrub sie, was sie liebte, und einen Wartturm von Gräbern schüttete sie also langsam auf. Zu unterst lagen dicht die kleinen Gräber ihrer Jugendfreuden, dann kamen nacheinander immer größer und fester die Gräber alles dessen, was sie eigen zu besitzen geglaubt hatte.

Als der Hügel oder Wartturm so hoch gewachsen war, daß es einen weiten Ausblick gab, da stand die wilde Liebe oben, sah um sich und trauerte. Ihre Augen waren scharf geworden und grau ihr Haar.

Der wilde Haß blickte mit kleinem Neid zu ihr empor:

„Das kann ich auch! So hoch hinauf kann ich auch!"

Und der wilde Haß bemühte sich, eine ebenso hohe Warte zu gewinnen. Aber ewig blieb er unten; denn er hatte nichts Liebes, daß er es begrübe.

Das große Karussell

Auf einer schönen und fruchtbaren Ebene lebten Kinder, nackt und bloß und froh. Es gab dort keine Häuser mit Stockwerken, es gab keine Kleider und keine Schule. Eines Tages kam ein alter Schullehrer von Anderswo auf diese Ebene und schüttelte seinen Kopf. Denn die Kinder wußten nicht einmal etwas von der vaterländischen Geschichte, nicht was zuerst und zuletzt geschehen war, und es gab unter den Kindern selbst keine Ersten und keine Letzten. Da baute ihnen der Schullehrer von Anderswo ein ungeheures Karussell. Am Rande der kreisrunden Scheibe standen hölzerne Pferde und Esel, Schlitten und Wagen, hölzerne Hirsche und Ziegen, Löwen und Tiger. Die Kinder aber durften sich setzen, wohin sie wollten. Der Schulmeister nahm in der Mitte Platz und drehte eine Kurbel. Mit der Kurbel setzte er das ganze Karussell in Bewegung und machte noch Musik dazu.

Die Kinder prügelten sich lange um ihre Plätze. Jedes wollte auf dem Hirsch sitzen oder auf dem Löwen oder auf dem Schlitten, keines auf dem Esel oder auf der Ziege. Als sie endlich untergebracht waren und das Karussell sich drehte, gaben sie sich jedoch zufrieden. Wie aus einem Halse schrien sie alle: Ich bin zuerst, ich bin zuerst! Der vor mir ist der Letzte.

Und weil jedes glaubte den Letzten vor sich zu haben und den Zweiten hinter sich, wurde die Erfindung des Schulmeisters von Anderswo sehr beliebt. Namentlich des Sonntags mußte er von früh bis spät die Kurbel

drehen, und die Kinder hopsten auf ihren hölzernen Tieren, spornten sie und peitschten sie, und jedes verlachte seinen Vordermann.

* * *

Viele tausend Jahre vorher gab es auf dieser Ebene noch keine Kinder und keine Menschen und keine Sprache. Nur ein großer Wald stand da. Durcheinander gemischt wuchsen riesenhaft in den Himmel hinein moosbewachsene, harzige, schwarze Stämme, die Pyramiden von Nadeln trugen, und andere glatte, graue Bäume, deren Laubkronen sich wie Domeshallen über den Nadelpyramiden wölbten. Auf dem Boden lagen klafterhoch umgerissene Stämme und harte Nadeln und rötliche welke Laubblätter. Bei Sonnenschein bröckelte es im Walde überall in den Baumstämmen am Boden, und an den aufrechtstehenden Bäumen krochen geschäftige Käfer hin und her und freuten sich ihres Lebens. In den Kronen wiegten sich Vögel und auf dem Boden raschelten Schlangen. Wenn es dann wieder geregnet hatte, so ging das Wasser an seine stille Arbeit. Es floß durch die feinsten Röhren in die Bäume hinein, sott in den Kronen Blätter und Nadeln, färbte sie schön und warf sie dann wieder hinunter. Auf dem Boden fraß es die liegenden Stämme und machte aus den harten Nadeln und den roten Blättern einen schönen Teig und hörte nicht auf zu wirtschaften, auf und nieder.

Da kamen Menschen in den alten Wald, zahme Menschen mit zahmen Hunden.

Unter denen war ein gelehrter Hund. Der machte: Bau! vor den Bäumen mit Nadeln und machte: Wau! vor den Bäumen mit Blättern. Da nannten die Menschen die einen Bau oder Fichte und die anderen Wau oder Buche. Und sie brachten ihrem Schöpfer ein Dankopfer, weil er ihnen die Sprache verliehen hatte. Die war schön. Denn außer den sprechenden Menschen

konnte niemand wissen, daß die Nadelbäume Fichten und die Laubbäume Buchen hießen.

Die Menschen aber wurden übermütig durch diese herrliche Zaubergabe und benannten jetzt alles, was ihnen einfiel. Wenn ein Hund gegen den Himmel bellte, so sagten sie Oben. Wenn ein Huhn den Boden kratzte, so sagten sie Unten. Die stehenden Bäume nannten sie Leben, die ruhende Erde nannten sie Tod. Die Erde schwieg lange zu der Menschen Sprache, dann schüttelte sie sich eines Abends kurz nach Sonnenuntergang und verschlang die Fichten und Buchen, die bellenden Hunde und die sprechenden Menschen.

* * *

Viele, viele tausend Jahre früher gab es eine Zeit, wo man die Zeit noch nicht kannte. Das Zuerst und das Zuletzt war ja noch nicht erfunden, die Sage vom Leben und vom Tod war noch gar nicht erzählt. Dämmernd träumte das Chaos, das war die Nacht. Da ging zum erstenmal die Sonne auf. Ein goldener Trompeter voran und ein schwarz gezäumtes Pferd hinterher. Das Chaos gähnte und fragte: Was? Wecken? Auf?

Wirklich wachte das Chaos auf, und es war der erste Morgen.

Der Trompeter ging voran und schmetterte in die Welt des Chaos hinein: Heute ist heute! Ich bin heute, morgen kommt das schwarze Pferd.

Hinter dem Trompeter stieg die Sonne sieben Stufen hinauf, dann blieb sie stehen zu Mittag. Und wieder sieben Stufen hinab zum Abend.

Hinter der Sonne kam das schwarzgezäumte Pferd und sprach:

„Heute ist heute! Ich bin heute. Die Sonne war gestern, morgen ist der Trompeter.“

Rastlos und ruhelos in ewigem Kreislauf jagen seitdem das Morgen und Heute und Gestern hintereinander her wie die Kinder auf dem Karussell.

Heute zieht der Trompeter das Pferd am Zaum, morgen schlägt es mit den Hinterhufen nach ihm aus, und die Sonne hat ewig hinter sich das Morgen und vor sich das Gestern.

* * *

Außer der Welt in einem Schneekristall wohnt eine Frau. Sie heißt die Ewigkeit. Sie kann nicht sprechen. Und wenn sie vom redenden Menschen Worte hört, so lacht die Ewigkeit. Zuerst, Zuletzt, Leben, Tod, Gestern, Heut. Bei solchen Worten lacht sie am lautesten. Denn Frau Ewigkeit stammt aus einer Zeit, wo die Zeit noch nicht erfunden war.

Der stille Baumeister

Er war ein kühner Baumeister und wollte ein weites und reiches Gebäude errichten aus allen Völkern der Erde. Er zeichnete seine Pläne. Als er aber zur Ausführung schreiten wollte, erfuhr er, daß es keinen Mörtel gebe, um Völker zu binden.

Hierauf zeichnete er neue Pläne, kleiner als die ersten, aber immer noch recht groß. Einen Kuppelbau seines eigenen Volkes wollte er schaffen. Da erfuhr er, daß die Leute keine Bausteine sein wollten. Nur wenn man sie hauen ließ, dann wollten sie Bausteine sein. Der Baumeister aber hatte seinen Plan in Liebe auszuführen gedacht; da ließ er sein Volk.

Nun zeichnete er einen ganz kleinen Plan, ein Häuschen für sich und die Seinen. Mörtel und Steine lagen schon bereit. Da erfuhr er von einem Gesetze, wonach ein Haus nur bauen dürfte, wer eine Scholle besaß, es darauf zu stellen. Der Baumeister hatte keine Scholle Erde zu eigen, und traurig ließ er Stein und Mörtel verwittern.

Um nun doch etwas zu tun, erklärte er den Leuten seine alten Pläne; doch niemand verstand ihn, nicht die Welt, nicht sein Volk, nicht die Seinen. Niemand.

Da ging der Ärmste aus seinem Hause hinaus, aus seinem Volke und aus der Welt und wurde ein stiller Baumeister. Er sprach nur noch mit sich selbst, nannte sich einen Baudichter und baute fortan große und kleine Gebäude ohne Mörtel, ohne Steine und ohne eine Scholle Erde, sie darauf zu stellen.

Mahadöh

Mahadöh, der Herr der Erde, kam herab zum siebentenmal. Er hatte vom sechstenmal her die Erinnerung an einen großen Moralischen. Diesmal wünschte er, Menschen göttlich zu sehen, Genuß ohne Bitternis zu erfahren, einen Rausch ohne Moralischen.

Als er nun hereingekommen, wo die letzten Häuser sind, ging er mitleidig, aber schnell vorüber. Er achtete kaum auf die gefälligen schönen Kinder und eilte nach der Mitte der Stadt, wo die vornehmsten Häuser stehen und die ersten Familien wohnen.

Zu den Menschen trieb es ihn, ehrlich und opferbereit. Den Tod wollte er auf sich nehmen, wenn er die Ärmsten dadurch loskaufen könnte von Not und Gewissensqual. Aber stärker noch als in den Tod trieb es ihn in die Arme eines liebenden Mitgeschöpfes. Sterben für die Elenden! Ja! Aber auch Leben wecken auf der Höhe der Menschheit.

Und Mahadöh suchte Rausch und Leben auf den Höhen der Menschheit.

* * *

Ihn fand ein erstaunliches Weib, die gelehrteste und geistreichste Frau der Zeit. Im Scherz und im Ernst wurde sie nicht anders genannt als die große Philosophin. Dabei war sie auch noch jung und erfreulich anzusehen.

Mahadöh ertrank in Liebe zu ihr, und vor Seligkeit glühte er in ihren Armen, und hätte lieber auf seine Sonne und die Sterne verzichtet, als auf den Anblick

ihrer großen klaren Augen, die geheimnisvoll zu ihm sprachen wie seine Sterne mit ihm sprachen zur Nachtzeit.

Auch die große Philosophin schauerte wonnevoll in seinen Armen. Doch ewig offen hielt sie ihre großen Augen, auch im Genuß klar auf ihn gerichtet, als suchte sie etwas. Sie gestand es ihm ein. Sie konnte sich nicht ganz vergessen. Sie beobachtete sich im Taumel der Leidenschaft und beobachtete ihn. Noch nie hatte ihr ein Gott zum Studium vorgelegen.

Als sie ihn genugsam studiert hatte, lächelte sie traurig und überlegen. Sie nahm den goldenen Sonnenschein an sich, der bis dahin wie ein Diadem seine Locken umleuchtet hatte, und sagte:

„Ich habe mich doch in Ihnen geirrt, mein Freund. Es gibt eben keine Götter. Auch Sie sind kein Gott."

Sie verschloß die Aureole, seinen goldenen Götterschein, in ihrer Raritätensammlung, klebte eine Nummer darauf und wurde ihm treulos.

* * *

Ohne seinen Götterschein trieb sich Mahadöh in den ersten Straßen der Stadt umher. Die gefälligen Weiblein lockten ihn, er aber wollte mit seiner Liebessehnsucht oben bleiben, auf den Höhen der Menschheit. Eines Tages begegnete ihm die Fürstin und winkte ihm. Da ertrank er in Liebe zu ihr und verging in ihren Armen. Ihr Schlafgemach war von Alabaster, der Boden mit Samt überzogen, die Wände mit Spitzen bedeckt, die Decke von Spiegelglas. Ihr Lager war weicher als der Flaum von Rosenblättern, und ihr Atem duftiger als der Atem der Rosen. Sie war nicht mehr so jung wie Mahadöh, aber auch sie schauerte in seinen Armen. Ihre Lippen lechzten nach ihm.

In später Stunde sagte er einmal zu ihr, und die Weihrauchglut aus der Ampel beschien dabei sein edles Antlitz:

„Eigentlich bin ich ein Gott, Geliebte. Man hat mir nur den Schein genommen."

Da jauchzte die Fürstin und schrie:

„Einen Gott habe ich noch nicht getötet."

Und langsam saugte sie ihm das Blut aus unter der Weihrauchglut der Ampel.

Als Mahadöh seinen letzten Blutstropfen verloren hatte, ließ sie den Hofmaler kommen und den toten Gott für ihre Galerie malen. Dann befahl sie, den Körper auf die Straße zu werfen, und wurde ihm treulos.

* * *

Leichenblaß und ohne seinen Götterschein setzte sich der blutlose Mahadöh auf eine Bank der öffentlichen Anlagen nieder. Ihn bekümmerte wieder die Not der Menschen; er half den Bettlern ihre Lasten tragen und fing die Schläge auf, die den Bettelkindern galten. Aber noch verzweifelte er nicht, sein Glück zu finden auf den Höhen der Menschheit.

Da kam das schönste Weib der Welt vorübergeritten und sah die durstigen Götteraugen aus seinem leichenblassen Gesicht auf sich gerichtet. Sie hieß die rote Schöne. Sie war so schön, daß Greise sich töteten, weil sie nicht mehr jung waren. Zweijährige Knaben weinten, wenn die rote Schöne vorüberritt und ihnen nicht lächelte.

Mahadöh ertrank in Liebe zu ihr und konnte nicht satt werden, ihre Schönheit zu schlürfen und zu sammeln mit seinen Götteraugen. Auch sie schauerte in seinen Armen vor Wonne, aber niemals vergaß sie ihre Schönheit zu hüten auch in seinen Armen.

„Küsse nicht so unvorsichtig! Das macht mir den Mund welk!" ...

„Was machst du mit meiner Schönheit?" fragte sie einmal um die Mittagszeit, als sie in seinen Armen ruhte und die Sonne zugleich in ihrem Nackenhaar-

gekräusel spielen ließ. „Was machst du mit meiner Schönheit, wenn du dich mit ihr gefüllt hast?"

„Ich könnte dich besingen, wie noch nie ein Weib besungen wurde."

„So tu's, ich warte drauf."

„Ich kann nicht singen, solange meine Augen deine Schönheit trinken."

„So schließ die Augen!"

„Ich kann die Augen nicht schließen, solange ich dich sehe. Und ich sehe dich immer."

Da stach sie ihm die beiden Augen aus, und er sang zur Ehre ihrer Schönheit das schönste Lied, das je erklungen war.

Sie schrieb es auf und fügte es ihrem Liederbuche bei. Dann steckte sie seine beiden Augen auf ihren neuen Frühlingshut und wurde ihm treulos.

* * *

Leichenblaß, ohne seinen Götterschein und ohne Augen lag Mahadöh in seinem Garten. Da sah ihn die berühmteste Künstlerin des Landes und erkannte an seiner Tracht, daß er ein Gott sein müsse oder so etwas. Sie ließ ihn zu sich führen.

Es hatte nie eine vollkommenere Künstlerin gegeben.

Wenn sie sang, so lauschten selbst die Hunde; und wenn sie tanzte, blieben die Sterne stehen.

Er ertrank in Liebe zu ihr und lachte vor Glück, wenn sie in seinen Armen schauerte.

Die Tänzerin liebte ihn; und sie nahm Stück für Stück von seiner Göttertracht, was sie gerade für ihren Flitterstaat brauchen konnte, und sie tanzte, gekleidet in seine himmlischen Stoffe. Als er nichts mehr zu geben hatte, schnitt sie ihm die goldbraunen Locken ab, seine goldenen Augenbrauen und die goldenen Wimpern. Sie tat alles bedächtig in ihren Perückenkasten und wurde ihm treulos.

* * *

Leichenblaß, ohne Götterschein und ohne Augen, rattenkahl und rattenbloß fuhr Mahadöh zum Himmel zurück. Da nahm er wieder Göttergestalt an, aber er blickte menschlich und armselig drein.

„Na?“ fragte Wolfgang Goethe und tätschelte dabei die gute Christiane, die als seliger Engel neben ihm stand, frisch und jung. Nur an der rechten Hüfte hatte sie ein Brandmal. Da hatte sie Goethe gefaßt, als er sie mit feurigen Armen zum Himmel emporhob. „Na, wie war's auf den Höhen der Menschheit?“

„Du hast doch wohl recht gehabt,“ sagte Mahadöh. „Und wenn ich wieder herabkomme auf meine Erde, will ich die Liebe hier lassen und nur das Mitleid mitnehmen.“

„Ei,“ sagte die gute Christiane in ihrer Dummheit, „ist Liebe denn nicht Mitleid?“

„Und die Klügsten sind sie auch noch, und überdies,“ rief Wolfgang Goethe.

Das glückliche Lächeln

Ein Menschenkind wurde geboren. Mit einem leisen Seufzer kam es zur Welt. Um seine Wiege aber standen die Gevattern und lächelten glücklich.

Siebenzig Jahre lebte das Menschenkind in schwerem Erdendienst. Dann starb es nach langem Todeskampf mit einem letzten Seufzer. Um sein Sterbebett standen die Vettern und verbargen nur schlecht ihr Lächeln.

Oft hatte das Menschenkind so ein bißchen zu lachen vermocht, weißt du, nur so durch Ansteckung, dumm vor sich hin, wie man gähnt, wie Pferde wiehern.

Nur dreimal in seinem Leben konnte das Menschenkind glücklich lächeln.

Einmal mit den Gevattern an der Wiege seines Kindes.

Einmal mit den Gevattern an der Wiege seines Enkels.

Einmal ganz allein, als es noch jung war, im Traume, da hat es aber nicht gewußt warum, und hat es auch nie erfahren.

Lügenohr

In den ersten Lebensjahren war er der prächtigste Junge des ganzen Städtchens. Unnahbar und unfaßbar für falsche Menschen, war er für Eltern und Geschwister, und alle, die ihn wirklich lieb hatten, der lebendige Sonnenschein. Und so sicher war man, daß er sich niemals in den Leuten täuschte, daß die Lügner sagten, er habe eine Witterung wie ein Hund; seine Mutter aber wußte, er habe ein Lügenohr.

Als er in die Schule kam, da machte ihm das Lügenohr viel zu schaffen. Er glaubte immer zu hören, ob die Lehrer etwas Wahres lehrten oder etwas Gelerntes. Das Wahre behielt er, das Falsche vergaß er und lachte noch dazu. Daß zum Beispiel eine Präposition den Akkusativ „regiere", das glaubte er nicht, und merkte sich's darum nicht. Auch die sieben römischen Könige konnte er sich nicht merken. So wurde er bei seinen Lehrern unbeliebt und hieß ein schlechter Schüler.

Als ein Lehrer aber eines Tages erklärte, Tiere und Pflanzen seien allein um des Menschen willen geschaffen worden, da lachte der Junge hellaut auf. Dafür erhielt er auch sofort eine furchtbare Maulschelle.

Er fiel hin und ein durchsichtiges Heuschrecklein flog aus seinem linken Ohr. Er wurde recht krank, und als er wieder genas, hatte er Ohren wie andere Leute. Nur etwas taub war er links geworden, und so war er bald der Erste der Klasse.

Er blieb nun ein musterhafter junger Mensch bis in die Zeit hinein, da ihm ein braunes Bärtchen um Lippen und Wangen sproßte. Er glaubte alles und war beliebt bei hoch und nieder.

Eines Mittags wanderte er über Feld und legte sich in der heißen Stunde wegmüde hinter einen Heuhaufen. Er dachte an gar nichts. Da sprang ihm plötzlich etwas wie ein durchsichtiges Heuschrecklein, nicht größer als ein Marienkäferchen, auf den Rücken seiner rechten Hand und stöhnte zum Steinerbarmen. Der junge Ekel, der damals noch einen viel hübscheren Namen hatte, fragte mitleidig wie und wo und was, und erfuhr vom Heuschrecklein, daß es verdammt sei zugrunde zu gehen, wenn es nicht in der Ohrmuschel eines Sonntagskindes mit den und den Eigenschaften wohnen dürfe. Es kenne aber auf der ganzen Welt nur ein Sonntagskind mit den und den Eigenschaften, eben ihn, na kurz und gut, er hieß damals noch Hans. Und das Heuschrecklein bitte ihn inständig und erbärmlich, es doch wieder bei sich aufzunehmen; es sei damals bei der Ohrfeigengeschichte hinausgeschleudert worden. Hans werde freilich mit dem Heuschrecklein im Ohr wieder jede Lüge vernehmen, aber dafür wolle ihm das Heuschrecklein Gold und Ruhm verleihen, bergehoch.

„Ei," rief Hans, „an Gold und Ruhm ist mir nichts gelegen; aber ein Lügenohr besitzen, das möchte ich wohl wieder."

„Ich will dich auch Zaubereien lehren, die Menschen zu berücken und die Sterne zu sehen," bat das Heuschrecklein noch erbärmlicher.

„So sei doch still, du kleiner Narr," rief Hans. „Ich will ja nichts von dir! Brauchst keine Miete zu zahlen. Komm nur! Du bist mir ein lieber Gast."

Da hatte Hans wieder sein Lügenohr und wurde der Ekel. Er zog in der Welt umher, und die Leute sahen es ihm an, daß er sie lügen hörte, lügen, wenn sie sich auch verstellten und Eide leisteten. In keiner Stadt konnte er darum lange bleiben. Bald mied man ihn wie einen Büttel.

Er aber war dem Heuschrecklein dankbar für alle seine Gaben. Die Zauberei und das Sterngucken war

über alle Maßen schön, auch Gold und Ruhm war nicht zu verachten; aber das Lustigste war ihm doch das Lügenohr.

Was immer die Menschen sprachen, was immer sie taten und wie sie auch blickten, das Heuschrecklein in seiner Ohrmuschel zirpte seine stille Melodie, und der Ekel hörte, daß sie logen, logen mit Worten, Taten und Blicken. Der Ekel zog von Land zu Land und lachte wie der Sonnenschein und freute sich auf die Heimkehr. Denn es gefiel ihm wohl, daß alle Leute in der Fremde logen, und daß er, zurückgekehrt zu seinen lieben Genossen, Kurzweil zu erzählen haben würde aus der Fremde.

Lange blieb er fort. Braun und lang war sein Bart, und je drei weiße Haare hielten schon rechts und links Wache an seinen Schläfen, als er zurückkam in die Heimat zu seinen lieben Genossen.

Es erschreckte ihn nicht gleich, als es da hieß: „Der Ekel ist wieder im Land." Denn er hatte Gold und Ruhm mitgebracht, bergehoch, und das Zaubern und Sternegucken war immer noch eine Freude. Und als seine Lieben und Genossen sein Gold und seinen Ruhm wahrnahmen, da nannten sie ihn auch wieder Hänschen. Er freilich hörte sie Ekel sagen.

Von dieser Stunde an wurden täglich zwei Haare weiß auf seinem Kopf, eins zur Rechten und eins zur Linken, und seine Lieben und Genossen logen, logen so vielemal am Tage, als sie Worte sprachen am Tage. Er wollte fliehen, aber er konnte nicht. In der Wogenbrandung und im Sturmgebrüll, im Feuerlärm und im Getöse der Schlacht, wohin er ging, überall hörte er das Zirpen des Heuschreckleins. Und wenn in der Volksversammlung ein tausendstimmiger Zuruf der Begeisterung erscholl, so hörte der Ekel noch das leise Zirpen.

Sein Haupt war halb weiß, halb braun, da traf er ein Weib, das schaute ihn verlangend an, verlangend nach Ruhm und Gold, nach Zauberei und Sterngucken und verlangend nach des Ekels Leib. Da endlich ver-

stummte das Zirpen für eine Stunde, für eine gute Stunde.

Laut lachte der Ekel auf und hing dem Weibe die Zauberei und das Sterngucken in ihre Ohren, warf ihr Ruhm und Gold in den Schoß und schloß sie in seine Arme und hatte sie lieb, sehr lieb. Täglich eine Stunde schwieg sie und sah ihn verlangend an; dann verstummte das Zirpen und der Ekel ruhte aus und brauchte nicht zu fliehen vor seinem eigenen Lügenohr.

Täglich eine Stunde ruhte er aus. Dann aber kam ein Tag, da gebar das Weib ein Kind, das sah aus wie alle Kinder, und das Weib blickte ihn nicht mehr verlangend an und schwieg nicht mehr, und er hörte so viele Lügen, als Worte kamen aus ihrem Mund.

Nächtelang sprach der Ekel mit dem Heuschrecklein und bat um Armut, Elend und Taubheit. Das aber zirpte leise weiter in seinem Lügenohr, und er hörte jetzt schon Tiere lügen, die Haustiere, seinen Hund, seine Katze, seinen Star.

Da kaufte sich der Ekel ein kleines Schießgewehr und schoß nacheinander den Hund tot, die Katze tot und den Star. Jedesmal zögerte er lange. Darüber wurde das letzte Haar auf seinem Kopfe weiß, und er nahm noch einmal das kleine Schießgewehr und zögerte nicht und schoß das Heuschrecklein tot in seinem Lügenohr.

Der Blitz und die Regenwürmer

In einem Gemüsebeet hausten ein paar Regenwürmer. Leise drang bis zu ihnen das Rollen eines hohen Gewitters. Die Regenwürmer freuten sich nach Wurmart, und einer sagte zum anderen:

„Uns tut der Blitz nichts. Vor uns hat er Angst."

Plötzlich fuhr ein Blitz in das Gemüsebeet und tötete drei von den Würmern, bevor ihn die durstige Erde verschlang.

Als die überlebenden Regenwürmer sich von ihrem Schrecken erholt hatten, sagte einer zum anderen:

„Ja, wir Regenwürmer! Wir sind eine Macht! Der Blitz hat einen Haß auf uns."

Praktisch

Ein reicher Onkel hatte einen armen Neffen. Der arme Neffe saß in einem Amt und verzehrte sich in Sehnsucht nach Kenntnissen, nach Kunst und Freude. Dabei tat er seine Pflicht und schrieb endlose Zahlen ins Buch, ohne sich je zu irren. Als er sich aber genügend abgezehrt hatte, legte er eines Tages die Feder hin, setzte seine Mütze auf, ging auf die Straße, krampfte die Finger zusammen, warf mit der letzten Kraft seinen Stolz auf das Straßenpflaster und trat ihm ins Genick. Er wurde ganz bleich von der Anstrengung. So bleich ließ er sich bei seinem reichen Onkel melden, nahm die Mütze ab und faltete die Hände.

Der reiche Onkel war guter Laune. Vielleicht wurde was aus dem Jungen, so einer, von dem es dann in den Zeitungen heißt, daß ihn sein Onkel hat ausbilden lassen. Und so schenkte der Onkel seinem Neffen zum vorläufigen Lebensunterhalt einen guten Rat und drei harte Taler. Auch der Rat war hart: „Du mußt praktisch werden."

Der Neffe sprang dankbar und glücklich die Treppe hinunter. Die Sonne schien, die Welt lag offen, und er nahm sich vor, praktisch zu werden.

Zuerst und für den ersten Taler kaufte er sich eine Flasche Wein. Denn er hatte keinen Hunger.

Dann und für den zweiten Taler kaufte er sich einen Rosenstock. Denn er hatte keine Geliebte. Wenn er aber eine fände, so wollte er den Rosenstock pflegen, und für sie jede volle Blüte abschneiden, solange es Sommer war.

Zuletzt und für den letzten Taler kaufte er sich eine persische Grammatik bei dem alten Trödler hinter dem Mühlendamm. Denn er verstand die persische Sprache nicht.

Wenn er aber alles andere erlernt hätte, unterstützt von seinem Onkel, Französisch und die Weltgeschichte, die Kunst und die Philosophie, dann wollte er ja auch Persisch lernen und in seligem Rausche mit dem winterdürren Rosenstock und der rosigen, jungen Geliebten nach Persien wandern, unter den Laubgängen der Rosengärten wohnen, persische Lieder singen, einen persischen Säbel verdienen und ihn ziehen an der Spitze des Perserheers im Kampfe gegen Rußland, und niederwerfen den Koloß und befreien das arme Europa von dem alten Alp und einziehen als Triumphator neben der Geliebten durch die Straßen der Heimat und dem Onkel die Schätze des Orients zu Füßen legen.

Am nächsten Tage kam er wieder zu dem reichen Onkel und drehte die Mütze und faltete die Hände und wurde hinausgeworfen. Da suchte er auf der Straße bis zum Sonnenuntergang seinen Stolz, dem er ins Genick getreten hatte. Als er ihn nicht mehr fand, fühlte er mit der linken Hand, ob er die persische Grammatik noch in der Tasche hätte, und sprang ins Wasser. Das war an der Oberfläche zum Schreien kalt. Als er aber in die Tiefe sank, wurde es wohlig, warm und hell und duftig und farbenschimmernd wie die Rosengärten von Schiras.

Die Spielerin

Es war einmal eine sanfte Königin, die sollte geköpft werden. Als sie von ihrem Töchterchen Abschied nahm, schrie die kleine Prinzessin, Mama solle nicht sterben, Mama solle sich nicht köpfen lassen.

„Ängstige dich nicht, mein Kind," sagte die gute Königin, „das ist ja alles nur zum Spaß. Weißt du, wie auf dem Theater. Sie werden mir ein schwarzes Kleid anziehen, der Henker wird das Beil erheben, und die Zuschauer werden alle glauben, ich sei hingerichtet. Wie auf dem Theater. In Wirklichkeit aber geschieht gar nichts."

„Wenn alles nur ein Spaß ist, Mama, warum weinst du dann?"

„Ich weine, mein Kind, weil du niemals eine Königin werden wirst."

„Warum denn nicht, Mama?"

„Weil es keine Könige mehr gibt. Es ist alles nur ein abgekartetes Spiel. Die einen spielen Zauberer, die anderen spielen Könige, es gibt aber keine wirklichen Zauberer und Könige mehr."

Die Königin wurde geköpft, und die kleine Prinzessin wartete acht Tage lang auf die Rückkehr der Mutter. Dann fand sie neue Kameraden und vergaß ihr früheres Leben. Sie spielte Schülerin und spielte Puppenmütterchen. Später spielte sie junge Dame. Als sie aber groß genug war, ging sie zum richtigen Theater und spielte nach der Kunst tragische Rollen in schöner Sprache. Man lobte sie immer, wenn sie unglückliche Gräfinnen gab.

Sie wußte oft nicht, wovon sie ihre Gräfinnenkleider bezahlen sollte. Da heiratete sie einen reichen Zauberer mit dem Beinamen das Trüffelschwein. Er war natürlich kein Zauberer, sondern ein Taschenspieler. Er gab vor, aus Schmutz Gold machen zu können. Aber sein

Gold hatte er immer aus fremden Taschen geholt. Seine Zauberei war nur, daß er sich dabei wirklich die Hände schmutzig machte. Den Beinamen Trüffelschwein hatte er nicht davon bekommen, weil er etwa Trüffeln auszufinden verstanden hätte. Vielmehr davon, daß er Trüffeln fraß, wie ein Schwein Kartoffelschalen.

Die Ehe mit dem Zauberer war für die spielende Prinzessin mit manchem Opfer verbunden. Denn es lag ein Fluch auf ihm, daß er nicht nach Trüffeln roch, sondern nach dem Schweinestall. Und wenn er Ananas gegessen hatte, so roch er nach dem Mistbeet. Und nach dem Genuß von Champignons stank er wie Pferdedung.

Trotzdem fand die Spielerin das Leben an seiner Seite ganz erträglich. Er zahlte ihre Theaterkleider und warf es ihr nur selten vor. Sie mochte allen Grund haben, mit dem Trüffelschwein zufrieden zu sein. Denn ihre Bekannten beneideten das Ehepaar: sie um das dicke, reiche Trüffelschwein, und ihn um die schöne Gräfin. So ließen sie sich oft Arm in Arm auf dem Marktplatz sehen.

Eines Tages kam ein richtiger König aus fernem Land zu der Spielerin. Sie gewannen einander lieb. Der König sagte zu ihr königliche Worte, und das gefiel ihr. Da sie aber immer noch glaubte, es gäbe keine wirklichen Könige, so hielt sie ihn für einen Spieler und seine Reden für Lernerei. Wenn er davon sprach, sie neben sich auf den Thron zu setzen, ein Diadem auf ihr seidenweiches, schwarzes Haar zu drücken und sie seinem Volk als Königin zu zeigen, so schloß sie wohl die Augen und lächelte zufrieden. Aber sie glaubte ihm eigentlich nicht.

Wenn sie recht verliebt in ihn war, borgte sie sich von einem Kollegen eine Krone von Goldpapier und einen Mantel von falschem Hermelin und schmückte damit den wirklichen König. Dann liebten sie einander.

Als ihre Liebe den höchsten Grad erreicht hatte, sagte der König eines Tages:

„Nun kommst du mit mir."

Die Spielerin schloß die Augen und träumte von einer Hochzeitsreise nach den italienischen Seen. Wenn man in Wirklichkeit auch nur ein Stündchen spazierenfuhr, um die Stadt herum, es war doch hübsch von ihrem Geliebten, daß er den König so gut spielte und so schöne Worte brauchte.

Der König aber kaufte dem Zauberer das Weib ab, für einen großen Sack Trüffeln. Dann hob er die erschreckte Spielerin in einen prächtigen Reisewagen, dem waren vier Rappen vorgespannt. Tagelang ging die Fahrt nach dem fernen Lande des Königs.

Dort sprach er:

„Jetzt hat das Spiel ein Ende. Du sollst mich in meinem eigenen Reiche sehen bei meiner Königsarbeit."

„Wo hast du denn die Krone und den Mantel?" fragte die Spielerin ängstlich.

„Ich spiele nicht Theater," sagte er ernst. „Ich bin ein wirklicher König!"

Und er setzte sich hin an einen festen grünen Tisch und schrieb seinen Namen auf hundert Blätter.

„Was tust du?" fragte die Spielerin.

„Ich baue Wege und Brücken. Ich weise Flüssen ihren Weg. Ich schließe Bündnisse und ich bestrafe Verbrechen."

Da ging die Spielerin leise auf ihr Zimmer und schrieb einen Brief an ihren Mann.

„Mein lieber guter Mann! Ich habe mit ihm eine schöne Hochzeitsreise gemacht, aber nicht an die italienischen Seen, sondern in ein kaltes Land, das er sein Königreich nennt. Ich bin entschlossen, zu dir zurückzukehren. Weißt du, mein liebes Trüffelschweinchen, er ist nämlich verrückt. Er hält sich für einen wirklichen König und spricht die reine Prosa. Du bildest dir wenigstens nicht ein, daß du ein Zauberer seist. Ich habe dich lieb."

Als der wirkliche König nach einigen Stunden von seinen Königsarbeiten aufstand, war ihm die Spielerin schon davongelaufen.

Der Kurrendejunge

Ende Februar war's, aber noch strenger Winter. Eisig wehte der Wind von Nordost und jagte ein hartes Schneegestöber durch die Straßen. Da und dort häufte er Berge von Schnee. Die Sonne war dem Untergange nahe und immer kälter blies der Wind.

Der Lehrer mit zehn Kurrendejungen hatte sein Stadtviertel abgesungen. Der Erlös war gut. Bei solchem Wetter jagt man keinen Hund hinaus, sagten die Bürger und warfen ihre Groschen in die Höfe hinunter. Der Lehrer wollte das günstige Wetter benützen und noch eine Stunde im Vorort singen. Da wohnten reiche Leute. Einmal hatte er dort ein Goldstück bekommen.

Bei den letzten Häusern der Stadt kehrte man rasch in einer Schenke ein. Der Lehrer ließ Grog geben. Von jedem Glase durften zwei Jungen einen Schluck nehmen, den Rest von allen Gläsern trank der Lehrer. Nur der kleine Gottlieb bekam nichts. Es war das achtjährige Söhnchen einer Näherin und fromm erzogen.

„Ich werde dich lehren, uns verpetzen, du Lausejunge. Totschlagen tue ich dich, wenn du noch einmal was weiter zu tratschen hast."

Sie setzten sich in Marsch. Fast eine halbe Stunde hatten sie bis zum Vorort über freies Feld zu gehen. Der eisige Wind fegte noch heftiger. Der kleine Gottlieb konnte kaum mitkommen. Die anderen waren guter Dinge, und einer von den älteren Knaben pfiff einen Gassenhauer. Der Lehrer verwies es ihm. Man könnte Leute treffen. Und durch einen Schneehaufen stapfend

gab er die Melodie an: „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld."

Gottlieb konnte nicht mehr Schritt halten, er blieb zurück. Da stolperte der Lehrer bis zu ihm heran, gab ihm einen Stoß vor die Brust und schrie:

„Wir brauchen dich gar nicht, du Aufpasser! Du glaubst, weil du eine helle Stimme hast! Machen wir allein. Wir brauchen dich nicht. Und du brauchst uns nicht. Hier bleibst du, wenn du Lust hast! Petzer! Kannst hier aufpassen und für dich allein singen!"

Und fort stapfte der Lehrer mit den übrigen Jungen. Gottlieb nahm seine letzten Kräfte zusammen, um zu folgen. Die Tränen liefen ihm über die Wangen hinunter, und da und dort im Gesicht stach es ihn wie Eisnadeln.

Weiter und weiter blieb er zurück, dann lief er ein Stückchen, ging wieder langsamer, stieß irgendwo an und lag in einem Schneehaufen. Eisig jagte der Wind über ihn hin.

Die Füße schmerzten und der Kopf, und er hatte unsägliche Angst. Aus Angst fing er zu singen an:

„Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld
Der Welt und ihrer Kinder,
Es geht und büßet in Geduld
Die Sünden aller Sünder.
Es geht dahin, wird matt und krank,
Ergibt sich auf die Würgebank,
Entzieht sich allen Freuden."

Das half. Die Schmerzen ließen nach. Eine warme Decke legte sich wie von der Mutterhand geschoben, ganz sacht über Gottliebs Füße. Er hörte auf zu weinen und schlief ein bißchen ein. Dann wachte er wieder auf, und ihm war ganz wohl. Er öffnete die Augen nicht, es war ihm, als ob es warmen Schnee schneite. Von der Ferne her vernahm er Hundegebell und dazwischen

den Choral seiner Genossen. Lächelnd wartete Gottlieb den Vers ab bis „Entzieht sich allen Freuden". Dann sang er mit seiner hellen Stimme mit:

„Es nimmt auf sich Schmach, Hohn und Spott,
Angst, Wunden, Striemen, Kreuz und Tod,
Und spricht: ich will's gern leiden."

Darauf schlief Gottlieb ganz fest ein.

Der Hochzeitstag

Die Frau Professor weinte leise vor sich hin. Ihr Mann ging mit kleinen Schritten und schweren Tritten auf und nieder.

„Nun ja, ich habe das Datum vergessen. Ich sehe aber wirklich keinen Grund zum Weinen. Denn erstens ist unser Hochzeitstag doch nur für uns persönlich von Interesse und ist dieserhalb eine Tatsache von ganz eigenartiger, ich möchte sagen inkohärenter Beschaffenheit. Das Datum dieses Tages reiht sich begrifflich in keine Wissenschaft ein. Ein Mann wie ich aber kann sich nur Reihen merken, nicht zufällige Fakta. Ich kenne das Datum des Erdbebens von Lissabon auch nur wegen der pessimistischen Literaturbewegung, die ätiologisch daran geknüpft ist. Und du wirst doch zugeben ... Herr Gott, ich kann mir doch keinen Sklaven halten, der mich täglich mit dem Rufe weckt: Herr, gedenke deines Hochzeitstages! Herr, gedenke des Geburtstages deiner Brüder, deiner Basen, deiner Kollegen!“

Die Frau weinte leise vor sich hin.

„Zweitens ist es doch ein reiner Zufall, daß unser Hochzeitstag gerade auf den heutigen Tag fällt. Es hatte keinen zureichenden Grund, daß es gerade der 24. Februar war ... Herr Gott, ich relativer Esel! Das alte Stück von Werner wäre ein gutes mnemotechnisches Mittel gewesen! — Zacharias, — Elias, der Wagen, der uns zur Kirche brachte ... also, daß der Tag nach unserem Kalender gerade der 24. Februar heißt, das ist eine inkohärente Erscheinung, die man erst seit etwa vier Jahrhunderten beobachtet, und noch nicht einmal in

ganz Europa. In Hellas hätte der Monat ganz anders geheißen und auch der Tag. In Rom wäre unser Hochzeitstag vor der Julianischen Berechnung in den Herbst gefallen, nachher in den April. Im Mittelalter hätte ich dir je nach dem Jahrhundert acht bis vierzehn Tage später zu gratulieren gehabt, und in dem Gebiete der griechischen Kirche heute noch im März. Also, was willst du eigentlich?"

Die Frau weinte leise vor sich hin und sah wie im Traum einen guten Jungen, der vor Jahren am 24. Februar gegenüber dem Hause ihres Vaters auf und nieder ging, eine Rose in der Hand, einen stummen Segen auf den Lippen, und der die Rose zu früh welken ließ in seiner warmen hohlen Hand. Ein guter, dummer Junge, der im Examen durchgefallen war.

Der Professor aber setzte sich an den Schreibtisch, um seine Briefe zu erledigen.

„Du, Schatz," rief er herüber, „was ist doch heute für ein Tag? Ach so, richtig! Der Hochzeitswagen — Wagen — Elias — Zacharias — der 24. Februar."

Das Genie

Ein Fremder wollte das Genie besuchen. Er fragte die Arbeit, welche die Portiersfrau des hohen Hauses war.

„Im sechsten Stockwerk," lautete die Antwort.

Der Fremde ging langsam hinauf und betrachtete sich dabei die Namen auf den Türschildern. Eine Treppe hoch wohnte der Luxus, darüber die Eitelkeit, im dritten Stock der Neid und im vierten die Sorge.

Auf dem fünften Flur stand mit goldenen Buchstaben auf einem verrosteten Blechschild zu lesen: „Dr. Wahnsinn."

Der Fremde beeilte sich, noch eine Treppe höher zu kommen, und klingelte beim Genie.

Dr. Wahnsinn aber öffnete die Tür und sagte lächelnd:

„Wir wohnen schon lange beieinander, das liebe Genie und ich, und wir vertragen uns recht gut. An den Werkeltagen ist es mein Dienstbote. Sonntags aber schmeißt es mich heraus und dient der Menschheit. Sonntags nämlich ist es verrückt."

Nazis letzter Wunsch

Der Schneider Nazi lag in den letzten Zügen. Es sah wüst in der Stube aus, denn er hatte keinen Kreuzer mehr übrig für den Arzt oder für seine Pflegerin. Essen konnte er schon gar nicht mehr. Auf seiner geblümten Bettdecke lagen aber noch zwei Zehnguldenscheine. Neben dem Pfühl, auf dem einzigen Stuhle, saß der gute, rundliche Pfarrer. Am Fußende stand der Nachtwächter und hielt eine Trompete in der Hand.

„Nazi," sagte der Pfarrer, „es ist dein letztes Stündlein. Schenk's der Kirchen, ich rat' dir gut, deine zwanzig Gulden. Dann les' ich dir eine Messen, und du hast dafür die ewige Seligkeit. Sonst bleibst leicht in der Höllen."

„Ich will nichts gegen Hochwürden sagen," brummte der Nachtwächter. „Aber du weißt, Schneider, was du haben kannst: eine Musik zum Begräbnis und noch dazu in Uniform. Die kriegt nur, wer Mitglied der Bürgerwehr ist. Du bist nicht Mitglied, kriegst also keine Musik. Jetzt, lang hast nicht mehr Zeit, dir's zu überlegen. Gibst mir die zwanzig Gulden, springst jetzt noch ein, kannst übermorgen dein Bürgerbegräbnis haben. Zureden tu ich zu nix."

Der Schneider dachte nach. Der Pfarrer murmelte Gebete, und der Nachtwächter blies aufmunternd die ersten Takte des beliebtesten Trauermarsches. Der Schneider horchte bald dahin, bald dorthin. Als der Nachtwächter plötzlich absetzte, griff der Schneider so rasch er konnte nach den beiden Zehnguldenscheinen und reichte sie zitternd ihm.

„Da, schreib mich ein. Ich will meine Musik haben."

Der Nachtwächter rannte mit dem Gelde fort. Der Pfarrer wurde nicht zornig. Nur traurig schüttelte er das rote Köpfchen und sagte:

„Schau, Nazi, du tust mir leid. Jetzt wirst in der Höllen bleiben."

Der Schneider röchelte.

„Hochwürden ... ich hätte noch was ... da ... unterm Kissen ... leicht kommt ein Terno ... übermorgen ist Ziehung ... ich hab' gehofft, es noch einmal zu erleben ... Hochwürden, nehmen S' den Lottozettel für sich."

Der Pfarrer zog unter dem Kopfkissen den kleinen blauen Papierstreifen hervor und blickte zuerst auf die drei Nummern. Sie schienen ihm zu gefallen.

„Ist brav, Nazi, ist aber nichts Gewisses. Zehn Kreuzer Einsatz? Hm! Hm! Ich will dir was sagen, Nazi. Umsonst ist der Tod. Kommst raus mit dem Terno, kommst raus aus der Höllen, bleibst drin, bleibst drin."

Der sterbende Schneider faltete die Hände und betete zu Gott, daß sein Terno herauskommen möchte.

Die hundertjährige Aloe

Es war einmal eine Gegend, nicht zu heiß und nicht zu kalt, hübsch in gemäßigter Lage. Im Sommer wurde das Getreide ziemlich reif, wenn's nicht gerade ein schlechter Sommer war, im Herbst flogen die Blätter eilig von den Bäumen und die Vögel nach dem Süden, im Winter hatte man gute Kachelöfen und im Frühling gar . . .

Im Frühling hatte die Gegend Hochzeit. Überall, fast alle Finger breit, schoß ein grünes Grashälmchen aus dem Boden, und die Bäume, die das gewohnt waren, bedeckten sich fast mit grünen Blättchen. Nur wenige Nachtfröste störten das Vergnügen. Die Sonne erhob sich ein hübsches Stückchen höher und blieb ein Stündchen länger sichtbar. Die Menschen zündeten keine Kohlen mehr an, und die Jüngeren unter ihnen machten sogar die Fenster ihrer Häuser auf und lachten, wenn ein Menschlein anderen Geschlechts vorüber kam. Dann sagte das eine: Du, du!, und das andere antwortete: Du, du!

Man nannte das den Lenz oder das Verliebtsein. Das war aber noch gar nichts gegen das Tütü der Vögel in den Zweigen. Sie waren alle in dieser Gegend zu Hause, und wenn sie den Winter über anderswo ihrer Nahrung nachgegangen waren, so kehrten sie jetzt zurück, machten Tütü, bauten sich Nester nach dem Muster der Kachelöfen und legten zwei bis drei Eierchen hinein. Einige selbst fünf bis sechs, aber die wurden schon mißtrauisch betrachtet. Sie seien nicht von der ehrsamen einheimischen Art.

Das war das Frühlingsfest der Gegend.

Mitten in der Gegend, nicht weit von einem alten Gemäuer, lebte eine Aloe. Beinahe hundert Jahre steckte sie schon da im Sande. Unbewegt von Wind und Stürmen starrten ihre starken Schwertblätter wie Eisenwaffen in die Gegend. Unheimlich zeichnete sich ihr Schatten des Abends vom Gemäuer ab. Kein Grashalm wuchs im Umkreis ihrer Blätter, kein Vögelchen nistete auf ihrem Haupt, und der gefräßigste Esel ging scheu an ihren Stacheln vorüber.

Und die Aloe dachte:

„Das ist keine Sonne. Das ist nur ein Widerspiel des Glanzes, den ich meine. Das ist eine Spielsonne für Kinder. Mich friert in dieser Kindersonne. Das ist keine Wiese, das ist Hungergras. Das ist das Hungergras, das bei uns zu Hause wuchs, vor Jahren, damals, als unsere Sonne zerbrochen war und der Feind Salz auf die Erde gestreut hatte. Das ist kein Vogelgesang, das ist kein Vogelgefieder. Entfärbt ist der Flaum, krank ist der Gesang. Sie frieren wohl alle wie ich. Und das ist keine Liebe, das Dudu der Menschen. Das ist verhungertes Liebesspiel. Darum sind sie auch so ängstlich dabei und verstecken sich. Sie frieren alle!"

Die kalte Nacht brach herein, und die Aloe verlor das Bewußtsein. Mit dem Tage wachte sie wieder auf. Es war der wärmste Frühlingstag der Gegend, ein Sommertag. Die Aloe zitterte und dachte:

„Mich friert. Hundert Jahre in diesem schlechten Sand. Ich wollte, ich wäre auf meiner Südseeinsel, in meinem warmen, fetten, tiefen, eigenen Boden. Ich wollte, die Kindersonne ginge für immer unter und die echte Sonne stiege auf über mir, lotrecht, und sie überschüttete mich mit ihren schwersten Strahlen. Schwarzglühend, dicht und fest. Wie würd' ich baden in der Sonne, baden, auftauen, mich recken und strecken, ihr entgegenwachsen, gebären. Ja, ich weiß, das könnte ich. Über Nacht einen Blütenstengel so stark und so hoch,

wie drüben der harte Eichbaum. Einen Baum über Nacht und ihn einhüllen in hunderttausend Blüten, und duften, duften zu deinem Preis, heilige Sonne, daß die ganze Gegend sich daran berauschen müßte. An mir allein, an meiner Blüte sollten sie alle sich berauschen, die armen, hungrigen Grashälmchen und die grauen, kranken Vögelchen. Und für alle Vögel und Schmetterlinge schüfe ich Raum auf meinem einen Blütenbaum. Das wäre mir ein Glänzen und Jubilieren. Und auch die armen, bleichen Menschen würde ich zwingen zum Rausch, zu Ringeltanz und Opferschmaus, und sie eine, eine Frühlingsnacht lang maßlos beglücken mit unserem allerheiligsten Du, mit der echten Liebe, der heißen Sonnenliebe."

Im kommenden Sommer wären die hundert Jahre der Aloe vielleicht um gewesen. Da kam aber ein Bauer und hob sie mit dem Pfluge aus dem Sand und warf sie auf den Mist. Sie störte ja mit ihren kalten Schwertblättern den Frühling der Gegend.

Der Invalide

Ein Mann hatte im Kriege mit Menschen seinen rechten Arm eingebüßt.

„Armer Teufel!" sagte der Arzt, als er den Stumpf zunähte.

„Ach was!" rief ein kecker Soldat, der heil nach Hause zurückkehren mußte, um da als Tagelöhner sein Brot zu verdienen. „Der Kerl hat Glück! Ein eisernes Kreuz baumelt ihm auf der Brust, das ist was für Weiberaugen. Drehorgelspielen kann er auch mit der linken Hand. Und in seinem Armstumpf spürt er das Wetter von morgen voraus. Da kann er mit Wahrsagen extra Geld verdienen."

Der Invalide wurde also Wahrsager und hatte recht gute Einnahmen, so oft er den Leuten schönes Wetter voraussagen konnte. Sonst freilich prügelten sie ihn.

Mit der Zeit aber wurde es ihm zum Jammer, daß er sich von den schmerzhaften Stichen in seiner Narbe ernähren lassen sollte. Auch kamen immer viel mehr trübe Tage als schöne, und er erhielt mehr Prügel als Münzen. Da faßte er den Entschluß, die Stiche in seinen Narben still zu dulden, kein Gewerbe aus seinen Schmerzen zu machen und fortan nur noch mit seiner gesunden Linken die Drehorgel zu spielen.

Eines Tages kam ein Dichter vorüber. Sie grüßten einander mit den Augen. Aber keiner konnte dem anderen eine Gabe reichen, denn sie waren beide arm, der invalide Drehorgelspieler und der wunde Dichter, der immer noch ein Gewerbe machte aus den Stichen in seinen Narben.

Die Palme und die Menschensprache

Am niederen Ufer des Kongo standen zwei Palmen, eine alte, hohe, mit Früchten behangene, nicht weit ab eine junge, schlanke, nicht größer als drei Menschenzwerge, und die blühte zum erstenmal. Die junge Palme dachte gar nichts, denn sie blühte. Die alte sann seit Jahren nach und wollte etwas sagen. Doch alles, was sie durch Biegen und Rauschen zustande brachte, war doch immer nur: Es ist schwül, es regnet, und so ähnlich. Da beneidete sie die Menschen, die so schön schwarz waren, auch um ihre geläufige Sprache.

Eines Tages kamen Mwato und Nganya mit Spaten heran und begannen die junge Palme mit allen Wurzeln aus der dunklen Erde zu graben. Die alte Palme hatte die Empfindung, nun könnte es hier still werden. Und sie wunderte sich, daß der Jüngling und das Mädchen nicht unaufhörlich plauderten, da sie es doch konnten. Die aber gruben nur immer tiefer.

Als die heiße Mittagstunde nahte, legte Mwato zuerst den Spaten fort und Nganya folgte ihm. Er holte Nüsse herbei, und sie brachte Wasser. Sie hielten eine Mahlzeit und dann begannen sie zu sprechen.

Nganya: Hat der weiße Mann dir das Geldstück schon gegeben, ich meine den Lohn, weil wir die junge Palme ausgraben?

Mwato: Er hat es mir versprochen. Versprechen ist dasselbe, wie geben.

Nganya: Kannst du mir sagen, zu welchem Zauber die weißen Männer die Palme brauchen?

Mwato: Das kann ich dir ganz genau sagen. Sie sind Priester des Kaisers, der kein Land hat und auf dem Wasser herrscht. Ich verstehe sehr gut ihre Sprache. Es ist Englisch, was soviel heißt wie die Göttersprache. Der Kaiser dieses Landes hat gar kein Land. Aber dort ist es das ganze Jahr so kalt, daß das Meer so hart wird wie Stein. Darum kann er auf dem Wasser herrschen. Auf dem harten Wasser wachsen aber nur Jamwurzeln und Reis, nicht Bananen und Datteln. Der Kaiser aber wird böse, wenn er nicht Bananen und Datteln hat, und findet er keine in der längsten und kältesten Nacht des Jahres, so muß der Himmel einstürzen, und das harte Wasser wird in Trümmer geschlagen, und ihr oberster Gott, der kein Wasser vertragen kann, muß ins Meer stürzen.

Nganya: Das ist Bitterwasser.

Mwato: Bitterwasser kann er auch nicht vertragen. Nun kamen die weißen Priester sorglich zu uns, um für ihren Kaiser Bananen und Datteln zu holen. Jetzt aber holen sie sich schon junge Bäume und wollen sie ganz und gar auf ihr gefrorenes Wasser pflanzen.

Nganya warf sich auf den Rücken und strampelte vor Vergnügen mit ihren schwarzen Beinen. Sie lachte unbändig. Dann sprang sie auf, umrankte mit ihrem schlanken Leib die junge Palme und rief unaufhörlich: „Ich will dich wärmen, du sollst nicht frieren!" — Und dann lachte sie wieder und sagte zu Mwato: „Soll ich auch dich wärmen?"

Mwato: Sie wird nicht frieren. Der oberste der weißen Priester hat mir alles genau erzählt, und ich habe alles genau verstanden. In der Hauptstadt des gefrorenen Wasserlandes steht ein großer Tempel, und seine Wände sind hart wie Eisen und durchsichtig wie Luft.

Nganya: Du lügst!

Mwato: Ich nicht. Es ist der Tempel der Palmen. Dorthin schaffen sie Erde vom Kongo und senken die Palmen mit Wurzeln ein. Dort auch — so sang mir

der erste der Priester — schüren des Tempels dienende Brüder ein ewiges Feuer im Palmendienst. Und die Sonne scheint durch die luftigen Wände und vermählt sich drin mit dem ewigen Feuer und ruft die Palmen hinauf in die Höh'.

Nganya: Weißt du noch mehr so Märchen? Was geschieht sonst in dem Tempel der Palmen?

Mwato: Des Morgens sieht man dort junge Mütter mit ihren Säuglingen und Lehrer mit den Knaben. An den Palmen lernen die Knaben lesen.

Nganya: Lesen? Was ist das?

Mwato (nachdenklich): Ich weiß nicht gewiß. Ich glaube so ungefähr gefrorenes Sprechen.

Nganya: Und dann?

Mwato: Dann kommt in der Dämmerstunde wohl ein Lehrer und eine junge Mutter allein unter die Palmen und empfangen die Weihen für das Geheimnis der Liebe.

Nganya: Liebe?

Mwato: Na ja, das ist wieder gefrorene Freude bei ihnen; wie zum Beispiel, wenn wir beide erfroren wären und uns doch umarmen wollten.

Nganya warf sich lachend auf Mwato und schrie: „Ich bin nicht erfroren, ich liebe dich nicht." Dann hielt sie plötzlich inne und sagte:

„Nein, es muß doch schön sein, sich vorher dazu weihen zu lassen. Womit werden sie geweiht?"

Mwato: Mit Kleidern.

Nganya: Kleider? Was ist das schon wieder?

Mwato: Bunte Matten. Wer dort keine solchen Kleider auf dem Kopfe trägt, der heißt ein Heide und wird verbrannt.

Nganya (weinend): Ich will nicht hin! Ich will mich vom Kleiderpriester nicht weihen lassen! Mir wird kalt!

Und sie warf sich schluchzend mit den Augen auf Mwatos Kniee.

Die alte Palme aber, die hoch hinausragte über den Urwald und viel gesehen hatte, wiegte sich leise und merkte, daß die weißen und schwarzen Menschen einander nicht verstanden.

Nach einer Weile flüsterte Nganya:

„Wie gut du bist!"

Mwato antwortete:

„Nein, du bist gut!"

Die alte Palme sah ihnen in die Augen und vernahm, daß sie beide sagen wollten:

„Ich bin glücklich."

Mwato und Nganya waren glücklich alle zwei beide. Aber die alte Palme wußte jetzt, daß auch gleichfarbige Menschen einander nicht verstehen, selbst dann nicht, wenn sie sich verstehen wollen, und sie beneidete die Menschen nicht mehr um ihre arme Sprache.

Der Donner

Ein greiser Derwisch war sein Leben lang fromm gewesen; darum glaubte er mit Allah auf besonders gutem Fuße zu stehen. Und als er hundert Jahre alt geworden war, verlangte er sogar, mit Allah in näheren Verkehr treten zu dürfen.

„Sprich zu mir!" rief er ganze Nächte lang. Da flog einmal ein Dschin zu ihm heran und sagte:

„Allah spricht nicht mit dir."

„Wenn er meine Sprache nicht spricht, will ich ihm entgegenkommen, ich will seine Sprache lernen. Hebräisch, Griechisch, Lateinisch oder Arabisch? Welche Sprache ist die seine?"

„Allah spricht nicht. Allah ist stumm."

„Unverschämter Dschin!" rief der Greis. „Allah wird doch mehr können, als du und ich. Warum sollte Allah nicht sprechen können?"

„Allah ist stumm. Er braucht unsere arme Sprache nicht. Er ist kein Bettler."

Sieben Jahre lang kämpfte der fromme Greis damit, daß Allah stumm sei. Dann verlangte es ihn wieder mit ihm zu verkehren.

„Höre mich wenigstens!" rief er ganze Nächte lang. Da erschien der Dschin wieder und sagte lächelnd:

„Allah hört dich nicht."

„Was muß ich tun, damit er mich höre? Soll ich seine Feinde vergiften? Soll ich meinen kleinen Enkel schlachten?"

„Allah hört nicht. Allah ist taub."

„Warum?" schrie der Derwisch entsetzt.

„Allah ist taub. Er braucht unser armes Gestöhne nicht. Er ist kein Bettelvogt.“

Da verlor der fromme Greis seine Vertraulichkeit mit Allah. Er begann ihn zu fürchten. Und wenn es donnerte, versteckte er sich und vermeinte, den drohenden Schrei eines Taubstummen zu hören.

Die beiden Kavaliere

Beide waren außerstande gewesen, ihre Schulden zu bezahlen, der Baron und der Graf. Beiden war die reiche Tochter des jüdischen Wucherers durch die Finger gewischt, denn beide hatten mit den Jahren schon anfangen müssen, ihren Bart zu färben. Beide waren zuerst aus der Armee ausgetreten und dann aus dem Klub herausgebeten worden. Dann wurden beiden die Möbel gepfändet und die Pferde, und endlich hatte der Baron seinen Kammerdiener entlassen und der Graf seinen Kutscher.

Der freiherrliche Kammerdiener trieb sich mit seinem Ersparten und Zusammengestohlenen in einem Modebade umher und spielte den großen Herrn. Er hatte sich ins Fremdenbuch als einen Grafen eingeschrieben und lebte diesem Stande gemäß. Er mietete eine schöne Wohnung, machte den Frauenzimmern Geschenke und fuhr viel spazieren.

Er hätte auch gern vornehmen Verkehr gehabt. Besonders auf einen stattlichen Mann mit blondem Schnurrbart hatte er es abgesehen, einen Baron, den besten Reiter des Bades. Bei einer exklusiven Reunion stellte er sich ihm vor und hatte schon am nächsten Tage das Glück, den Baron zu einem Diner einladen zu dürfen. Zwei verwöhnte Damen nahmen teil.

Das Diner verlief allerliebst. Der Baron mußte zugestehen, daß nur ein Herr wie der Graf ein so erlesenes Menü zusammenstellen konnte. Auch hatte der Graf eine Art, mit den Damen zu scherzen, die nur in unseren Kreisen erlernt wird. Der Baron seinerseits war fast



noch feiner. Er sprach nur von Pferden und Rennen. Der Baron war der entlassene Kutscher des Grafen.

Die beiden wirklichen Kavaliere waren aber glücklich nach Amerika gelangt. Dort glückte es dem Baron, daß er Kellner wurde, und der Graf fand eine Stelle als Trambahnkutscher. Wichtig dünkte das die Leute, die's betraf, die Kavaliere und die Mitmenschen, in Amerika wie in Europa. Denn wichtig scheint das Leben, solange man lebt.

Die Göttin Vernunft

Aller Völker verstorbene Götter leben auf einer goldenen Sonnenwolke. Die Wolke ist seltener Art. Sie kann nur blitzen und donnern, regnen kann sie nicht.

Die Götter sind müßig wie abgesetzte Fürsten.

Tausend Jahre hausten auf der goldenen Sonnenwolke die Götter der Griechen, froh, roh und behaglich. Sie liebten und freuten sich miteinander.

Da ging das Wolkentor wieder einmal auf und ein verstorbener Gott trat müde lächelnd herein.

Alle blickten ihn an, als wollten sie seinen Namen wissen.

„Mitleid," sagte er leise, und bleich war er von Wunden und Mitleid.

„Gott war sonst anders!" rief Apollon erstaunt; Zeus ließ den Bizeps seiner Rechten spielen, und Wotan, der herangetreten war, schmunzelte:

„Sie haben dich gut zugerichtet. Du siehst wahrhaftig einem Menschen ähnlich. Komm! Ruh' aus! Ich mach' dir Platz."

Wieder verging einige Zeit. Da öffnete sich das Wolkentor und die Göttin kam, die in Europa gerade hundert Jahre lang nach dem Mitleid geherrscht hatte.

Auf die fragenden Blicke erwiderte sie:

„Bin die Vernunft."

Da lachten alle Götter und Göttinnen, denn die Vernunft sah aus wie eine Rechenmaschine.

„Ein Einmaleinsspiel," sagte Sphinx und lachte.

„Sie kann nicht einmal lieb haben," sagte Buddha und lachte.

„Sie ist den Strohtod gestorben," sagte Wotan und lachte.

„Sie hat nie eine Dummheit getan," sagte Zeus und lachte.

„Sie ist Vegetarierin," sagte Moloch und lachte.

„Ich habe die Menschen glücklich gemacht!" rief die Vernunft.

„Ja, ja," schrie Hephaistos und lachte lauter als alle übrigen. „Sie hat eine große Erfindung gelehrt. Sie hat einen Nachttopf erfunden, der zu gleicher Zeit als Tintenfaß zu benutzen war. Patent!"

Da wandte sich die Göttin Vernunft an Pallas Athene.

„Schwester, warst du nicht auch ..."

„Ich?" rief Pallas entrüstet. „Ich eine Rechenmaschine? Dumm war ich freilich, damals mit Paris. Aber eine ehrliche Göttin. Meine Athenerstadt habe ich beschützt vor Persern, Spartanern, Philistern und vor der Vernunft. Mit dir habe ich kein Mitleid. Geh doch zu dem."

Da ging die Vernunft zum Gott Mitleid, der sagte lächelnd:

„Ich habe Mitleid mit allem Lebendigen. Nicht mit dir, denn du lebst nicht."

So wurde die Vernunft einstimmig aus dem Wohnsitz verstorbener Götter ausgewiesen.

Der Löwe

Da der Löwe noch jung war, gefiel ihm die Tigerkatze und er nahm sie zu sich in die Höhle. Dort sorgte er für sie wie ein großer Herr. Sie hatten aber keine Kinder, und so war die Tigerkatze niemals recht zufriedenzustellen. Sie war eine unverstandene Tigerkatze.

„Du bist nicht schön genug," sagte sie einmal, als sie eines Nachmittags, von der Sonne bestrahlt, auf einer Felsenstufe von rotem Granit aufwachte. Und als der Löwe vergnüglich dazu aufbrüllte, fügte sie hinzu: „Sag, was du willst, gestreift bist du doch nicht. Ich denke mir mein Löwenideal gestreift."

Ein andermal, als der Löwe gegen Mitternacht heimkehrte, schweißbedeckt und blutbefleckt — er hatte das Schaf zwischen Wachtfeuern über Plankenzäune und unter den Flinten der Jäger herausgeholt, seufzte die Tigerkatze gelangweilt auf und sagte:

„Ich danke für Schaf. Ich esse heute nicht. Du bist nicht recht tapfer. Du traust dich ja nicht durch das ganze königliche Heer hindurch in den Schloßturm zu dringen und mir die kleine Prinzessin zum Nachtmahl zu schaffen. Nicht einmal auf dem Magnetberg bist du gewesen, um mir den goldenen Paradiesvogel heimzubringen. Der soll gut schmecken, mit Prinzessinnenhirn farciert. Schaf mag ich nicht. Und das will ein Mann sein!"

Der Löwe zuckte von den Schultern bis zu den Flanken, leckte sich das Blut ab und fraß das Schaf allein auf. Für Kinder hatte er ja nicht zu sorgen.

Ein drittes Mal war er die ganze Nacht fortgeblieben, die Jagd war beinahe verfehlt. Endlich des Morgens kam er schweren Ganges heran, einen mächtigen schwarzen Büffel schleppte er heim. Die Tigerkatze lobte den Braten und aß des Büffels Augen und die beiden Lungenbraten. Dann putzte sie sich das Fell und sagte nicht unfreundlich:

„Wie bist du zu dem Stück gekommen?"

„Nu, eben so. Aufgespürt, aufgejagt. Wies die Hörner, mußte ihn tüchtig ins Genick beißen. Na, und da ist er."

Die Tigerkatze streckte die glänzenden Glieder und sprach:

„Du bist doch nicht so stark, wie ich mir den Löwen vorgestellt habe. Du solltest mit einem Schlag deiner Tatze die Pyramide umwerfen können, du solltest mit deinen Zähnen die Kette durchbeißen, die den Mondwolf an die Erde bindet. Du solltest ..."

„Ach was! Du solltest, du solltest!" brummte der Löwe verdrießlich. „Ich will! Sollen ist für die Tigerkatze!"

Da zog sich die Tigerkatze schmollend in den Winkel der Höhle zurück. Und sagte nur noch leise:

„Mag alles sein. Aber dir fehlt die Güte."

Da vermochte der Löwe nicht einzuschlafen. Langsam fraß er weiter am Büffel, die schlechteren Teile, und dachte darüber nach, warum ihm die Güte fehle. Um des Weibes willen hätte es ihn gefreut, auch die Güte zu haben.

Da fing die Tigerkatze Streit an. Die Höhle war ihr bald zu hell, bald zu dunkel. Der Büffel hatte nicht das richtige Alter und war nicht in der richtigen Saison erlegt. Die Gegend war zu einsam.

Der Löwe erwiderte nichts; solche gereizte Worte hatten bisher immer mit Koketterie geendet, auch wenn es bis zu tätlichen Neckereien gekommen war. Heute aber war die Tigerkatze wie außer sich. Sie beschimpfte ihn. Er sei ihr verächtlich durch seine Schwäche. Und sie bleckte ihn an, biß ihn heftig in die Ohren und zer-

kratzte ihm das Gesicht. Langsam stieg in ihm der Zorn auf. Und als sie ihm plötzlich und unversehens mit der kralligen Tatze über das linke Auge fuhr, daß er um ein Haar des Auges Licht verloren hätte, da brüllte er kurz auf und schlug ihr mit der furchtbaren Kraft seiner Pranke das Rückgrat ein, daß sie tot war. Die Nacht über sann der Löwe mühselig nach. Bei Sonnenaufgang schmiß er den Leichnam den Berg hinunter und begann zu trauern, solange als es um ein Löwenliebchen üblich ist.

Später heiratete er eine gesunde Löwin und hatte mit ihr zwei allerliebste Kinder. Jetzt mußte er noch fleißiger auf Nahrung ausgehen und mehr Vorrat schaffen, obwohl die Herden seltener geworden waren und noch besser bewacht wurden. Oft, wenn er erst beim hellen Sonnenscheine mit der Beute heimkehrte, todmüde oder gar wund, lehnte er es ab, sofort zu ruhen und sich pflegen zu lassen. Stundenlang durfte die Löwin ihm erzählen und die Löwenkinder ihn zausen. Dann kam das Gespräch wohl auch auf seine Vergangenheit und auf seinen Charakter.

„Nein," meinte dann die Löwin oft recht wohlwollend, „das muß dir der Neid lassen; schön bist du und tapfer und auch ziemlich stark für einen Löwen, von meinem Standpunkt. Ich bin eine einfache Frau. Natürlich, was man als Mädchen geträumt hat . . . aber wirklich, ich bin nicht unzufrieden. Gott, die Güte, die fehlt dir freilich."

Der Löwe, dessen Flanken noch vor Anstrengung flogen, und an dessen Mähne die Kinder zerrten, daß es schmerzte, sann wieder nach. Und weil ihm das schwer wurde und er also dazu die Augen schloß, bemerkte er gar nicht, wie listig und dankbar zugleich ihn die Löwin anblinzelte.

Der große und der kleine Neid

Der große Neid war ein gewaltiger Lehrer der Menschheit und der Erfinder der besten Dinge. Die Schiffahrt erfand er und den Ackerbau, die Götter und Häuser für Götter und Menschen, den Gebrauch des Feuers und die Künste. Nur das Brückenspannen vermochte er nicht zu erfinden.

Da nahm der große Neid die Liebe zur Frau und wurde ein Brückenbauer und Brückenspanner.

Der große Neid hatte einen Stiefbruder vom gleichen Vater, den kleinen Neid. Der lernte beim großen Bruder das Erfinden. Aber es gelang ihm nichts als ein wütender Sprengstoff. Da legte der kleine Neid Pulverminen unter die Brücken seines großen Bruders.

Sancho Pansa

Don Quichote, der edelste der Menschen, war gestorben, ein Märtyrer seines tapferen und guten Glaubens. Sancho Pansa aber, weil er klug und gemein war, blieb am Leben, und Sancho Pansa wurde der Erbe Don Quichotes.

Als nun Don Quichote, der edelste der Menschen, begraben war, weinte um ihn Sancho Pansa eine ehrliche Träne; dann sann er nach in seinem dicken Schädel, wie er Nutzen ziehen könnte aus dem Erbe seines Herrn.

Zuerst veranstaltete er eine Versteigerung, in welcher die Rüstungsstücke, die Lanze und der Helm des Ritters zu kaufen waren. Und weil sehr viele Leute lebten, welche zu dem Märtyrer Don Quichote als wie zu ihrem himmlischen Wohltäter aufblickten, so hatte Sancho Pansa aus den Gewandstücken einen guten Erlös. Das verleitete ihn freilich, eine ganze Handlung von alten Kleidern und altem Eisen aufzukaufen und all die Lumpen und die zerbrochenen Lanzen als echte Reliquien Don Quichotes von Zeit zu Zeit auszuwürfeln. Den glücklichen Gewinnern machte die Fälschung nichts. Denn sie schrieben den armen Habseligkeiten des edlen Ritters wunderbare Kräfte zu; das morsche Zeug aus dem Trödelgeschäft aber war um nichts weniger wirksam als die echten Waffen.

Da Sancho Pansa nun sah, daß man seinen guten Herrn als wie einen Wundertäter verehrte, war er nicht dumm und gründete daraufhin eine große Heilanstalt in derselben Gebirgswüste und an derselben Stelle, wo der edle Don Quichote einst auf dem Kopf gestanden hatte.

Er versandte lange Briefe an alle Kranken und Bresthaften Spaniens und versprach ihnen schnelle Genesung, wenn sie in seine Heilanstalt kämen nach der Wüste, fleißig beteten und Geld mitbrächten. Die Kraft der Heilung sei an den geweihten Boden gebunden, außerdem besitze er, der Direktor der Heilanstalt, noch die allerwirksamsten Reliquien: die vier Hufe des Rosinante. Nur die vier Hufeisen hätte er verkauft und sich mit Gold aufwiegen lassen. Die vier Hufe aber seien gut gegen Pest und Aussatz, gegen Fluß und die fallende Sucht, besonders aber gegen die übrigen Krankheiten.

Durch solche Klugheit wurde Sancho Pansa dermaßen reich, daß er seiner geringen Herkunft vergaß. Er sprach von seinem edlen Ritter nicht mehr als wie von seinem Herrn, sondern mehr wie von seinem Dienstknecht. Er fing an, sich wie ein Fürst zu kleiden und trank zur Erinnerungsfeier an Don Quichote nur noch aus goldenen Bechern.

Da ereignete es sich, daß ein schwarzer Handelsmann aus Afrika die Grabstätte Don Quichotes erwarb und dort eine noch viel größere Heilanstalt aufmachte. Und den Kranken aller Weltteile Genesung versprach durch den Zauber der Knochen Don Quichotes. Nun wurde Sancho Pansa wild, so dick er schon geworden war. Er gürtete sein Schlächtermesser, und es begann eine jahrelange Rauferei um das Grab Don Quichotes. Bei diesen Unruhen verloren sowohl Sancho Pansa als der schwarze Handelsmann aus Afrika viel von ihrem Vermögen. Da kamen beide eines Abends heimlich zusammen und trafen eine Verabredung. Die Rauferei sollte weitergehen, aber zu ihrem Nutzen. Auf jeder Seite des Grabes baute einer von ihnen ein Wirtshaus und verkaufte seinen rauflustigen Parteigenossen schlechte Getränke.

Durch solche Klugheit wurde Sancho Pansa immer nur noch reicher und dicker. Er faßte den Entschluß, sich Spanien anzueignen. War er schon einmal Statt-

halter einer Insul gewesen, so hoffte er auch als König gut zu bestehen. Er warb mit seinem Golde Tausende von Knechten, welche runde Schädel hatten wie er, Esel regieren konnten wie er, und sich wie er auf das Braten von Gänsen verstanden. Da hatte er eine gute Wahl getroffen. Mit ihren runden Schädeln rannten sie die Leute mit den hohen Stirnen über den Haufen, die Esel regierten sie vortrefflich, und zum Braten gab ihnen Sancho seine Feinde. Durch solche Klugheit wurde er am Ende mächtiger als der König von Spanien.

Bald nach diesen Erfolgen stellte es sich heraus, daß auch unter seinen Gefährten einige ehrliche Leute waren, die über seinem Triumph den edlen Don Quichote nicht vergessen hatten. Die rotteten sich zusammen und stellten eine neue Lehre auf. Don Quichote habe keinen runden Schädel gehabt, habe es geliebt, ein edles Roß zu regieren und habe seine Feinde nicht gebraten. Sancho Pansa überlegte nicht lange. Er trieb die Aufrührer aus seinem Reiche hinaus und machte seine Anschauung von den Schädeln, den Eseln und der Braterei zum Gesetz, bei Todesstrafe. Seitdem wurde in Spanien der Name Don Quichote kaum mehr genannt.

Sancho Pansa geht jetzt mit dem Plane um, sich aus eigener Machtfülle zum Sohne des edlen Ritters zu ernennen und seine eigenen Sanchokleider, seine eigenen Sanchoknochen und die Hufe seines eigenen Esels für wundertätig zu erklären.

Scherbenfrühling

In der Schule hat Jette es gelernt, daß der Frühling begonnen habe. Und es ist wirklich Frühling geworden. Mutter klagt weniger, Vater flucht weniger, Jette friert nicht mehr. Aber sie hat in der Schule auch gelernt, daß der Frühling tausend Freuden bringe. Jette soll ihren ersten deutschen Aufsatz machen über die Freuden des Frühlings. Jette möchte darum den Frühling auch sehen.

Eine Mitschülerin hat ihr drei Bohnen geschenkt. Auf dem Hofe, auf welchem sie nicht spielen darf, hat sie die Hälfte eines zerbrochenen Blumentopfes aufgelesen. In der großen Straße, wo Vater auf dem Bau ist, hat sie dem Portier eine Tüte voll Erde aus dem Vorgärtchen gestohlen. Sie hat die Bohnen eingesetzt und wartet auf den Frühling. Seit vierzehn Tagen begießt sie täglich fünfmal ihren Scherben und wartet. Sie friert nicht mehr, aber für die Bohnen ist es wohl noch zu kalt.

Wenn sie ihre fünf Treppen hoch am Fenster steht und auf den Frühling wartet, dann sieht sie ein großes Stückchen Himmel, aber niemals die Sonne; die scheint nicht vom Norden, das hat Jette wieder in der Schule gelernt. Wie ein Schlot gehen die Hofwände herab bis zum Pflaster. Die Kinder fallen nicht hinunter, wenn sie vorsichtig sind. Sie sieht vom Fenster aus siebenzehn Schornsteine, zwei Wäscheböden, und gerade gegenüber wohnen hinter zwei Fenstern mit roten Vorhängen zwei Mädchen, wo immer was los ist. Bald wird da gelacht, bald geschimpft.

Jette kommt wieder aus der Schule nach Hause. Sie geht ans Fenster und schreit auf. An drei Stellen

kommt ein weißgrüner, gebogener Stengel aus der Erde. Sie kann vor Freude ihre Salzkartoffeln nicht essen, sie kann vor Freude nicht schlafen. Am nächsten Morgen sind die Keimblätter noch immer nicht aus der Erde heraus. Anstatt den Bibelvers zu lernen, den sie auf hat, zupft und zupft sie an dem kleinsten Stengel. Endlich bricht er ab und Jette läuft heulend zur Schule.

Am nächsten Tage macht sie's gescheiter. Vorsichtig tut sie mit der Haarnadel die Erde beiseite vom zweiten Stengel, bis die Keimblätter frei sind. Dann zieht sie behutsam, leise die Bohne mit den kleinen Würzelein aus der Erde, betrachtet das Wunder und gräbt es wieder ein. Am Abend ist der zweite Stengel verwelkt.

Nun aber wird die dritte Bohne gehegt und gepflegt. Kein Finger darf sie berühren. Nur anhauchen muß sie Jette, und oft und lange mit der hohlen Hand bedecken, damit sie schneller kommt.

Die Bohne kommt und entfaltet schöne, große, grüne Blätter.

Mutter ist nun zwar in der Charité und Vater ist exmittiert. Was tut das? Auf einem Karren schleppt Vater sein bißchen Kram drei Straßen weiter. Auf dem Karren sitzt Jette, ihren Scherben in der Hand und ihren Frühling.

Die Wahrheit und die Schönheit

Die Wahrheit und die Schönheit mußten über einen breiten Sumpf, um zu dem hohen Lichtberg zu gelangen, wo sie zu Hause waren. Sie beratschlagten lange, wie sie hinüberkommen sollten. Denn der Sumpf war angefüllt mit häßlichen und giftigen Geschöpfen.

Zuerst wollte jede von beiden die Führung übernehmen. Endlich gab die Schönheit nach; denn sie liebte den Streit nicht.

„Ich gehe also voran," sagte da die Wahrheit, „du wirst es ganz bequem haben."

Und die Wahrheit faßte die Schönheit bei ihren langen goldweißen Haaren und schleppte sie durch den Sumpf hinter sich her.

„Au," sagte die Schönheit so laut, als es ihr möglich war. „Das tut weh! Und wie werden meine sauberen Röcke aussehen!"

„Dein Schmerz ist außerhalb meiner Nerven," sagte die Wahrheit, „also geht er mich nichts an. Aber allerdings würden so deine Kleider schmutzig und dein Haar zerrauft. Du wärst dann nicht mehr die Schönheit. Nein, so geht es nicht. Geh du lieber voran."

Nun versuchte es die Schönheit. Und weil es ihr zuwider war, die Gefährtin durch den Kot zu schleppen oder gar bei den Haaren zu ziehen, sollte die Wahrheit sich ihr auf die Schultern stellen. Das gefiel ihnen nicht lange. Denn schon beim dritten Schritt versank die Schönheit im Sumpfboden. Das Gewicht der Wahrheit war zu groß. Die Wahrheit fiel dabei mit dem Kopf

ins Moor, und so sah man am Ende von der Schönheit nur die zerrauften goldweißen Haare, von der Wahrheit nur die zappelnden Beine und noch etwas.

„So geht's auch nicht," sagte die Schönheit. Beide wurden traurig und es war eine traurige Wahrheit und eine traurige Schönheit. Die Schönheit bürstete ihre Kleider, die Wahrheit wischte sich die Augen aus; und beide dachten nach.

Der Wahrheit fiel nichts ein; denn sie glaubte zu sehr an sich. Die Schönheit aber rief plötzlich:

„Ich hab's! Meine irdische Gestalt ist zu schwer für den Sumpf! Ich will in meiner himmlischen Gestalt hinüber!"

Sie ließ ihre beschmutzten Gewänder zurück und wurde ein Irrlicht. Als ein wechselnder, flackernder, schöner bläulicher Schein schwebte sie über den Sumpf.

„Das kann ich nicht nachmachen," sagte die Wahrheit. „An mir ist alles wahr. Ich bin kein Irrlicht! Ich flackere nicht!"

Aber je länger sie die spielende Schönheit betrachtete, desto durchsichtiger wurde ihre irdische Gestalt. Sie legte ihre Rüstung ab und es ergab sich, daß auch sie ein Irrlicht war, ein langsam wechselnder rötlicher Schein.

Die beiden guten Irrlichter hüpften nun über den breiten Sumpf dem hohen Lichtberge zu.

Wenn sich die beiden Irrlichter einmal vereinigen werden, so werden sie eine herrliche veilchenblaue Flammensäule bilden, hell genug, um den häßlichen und giftigen Geschöpfen des Sumpfes den Berg aus der Ferne zu zeigen.

Das Schwein und die Taube

Es war einmal ein dickes Schwein. Als es nicht mehr dicker werden konnte, beteiligte es sich an einer Konkurrenz und wurde preisgekrönt. Es erhielt einen Kranz um den Hals und fraß von jetzt ab nur noch zu seinem Vergnügen.

Nun machte es sein Testament und vermachte dem Hofe nach seinem Tode seinen Schweinskopf und seine beiden Schinken. Dafür wurde es Hofschweinskopflieferant.

Als das dicke Schwein also Titel und Würden hatte, wurde es hochmütig und beschloß bei sich, keine Sau zu heiraten, sondern eine weiße Taube. Es hatte seinen Schweinskopf noch auf dem Leibe und hatte darum noch seinen ganzen Schweineverstand. Es ging zu den Eltern der weißen Taube und sagte ihnen:

„Seid ihr Hoflieferanten, ihr Gesindel? Ist eure Tochter preisgekrönt? Habt ihr Speck angesetzt? Habt ihr einen Stall? Ich bin alles und habe alles. Euch gebe ich alle Jahre einen Sack Erbsen. Euer ältester Sohn kann sich, so oft er will, Kartoffelschalen bei mir holen, und eure Nichte kann bei mir als Köchin eintreten. Dafür nehme ich die weiße Taube zur Frau."

Die Alten erbettelten noch für alle Frühjahr etwas junges Gemüse; dann willigten sie ein. So wurde die weiße Taube die Braut des reichen Hoflieferanten. Alle Tanten brachen erstaunt in den Ruf aus: „Wahrhaftig, hat die ein Schwein!"

Als die weiße Taube sich aber an ihrem Hochzeitstage von der Base Köchin den Hals abschneiden ließ, da waren ihre Tanten und ihre Eltern verwundert und entrüstet.

Der Hoflieferant versuchte es noch zweimal mit weißen Tauben. Sie ließen sich jedoch jedesmal am Hochzeitstage den Hals abschneiden. Da heiratete er endlich doch eine Sau und wurde mit ihr glücklich.

Sonntags fuhren sie spazieren. Der Hof kostete noch vor dem Tode der Sau ihre Schinken, und das dicke Schwein starb als Armeelieferant.

Der Diamant im Mörtel

Einmal, ganz zu Anfang der Weltgeschichte, wurde für einen der alten Götzen ein steinernes Haus gebaut, eins von den Häusern, welche bestimmt waren, durch Jahrtausende zu stehen. Sklaven türmten Quadern auf Quadern und legten Mörtelschichten dazwischen.

Das Haus war bestimmt, in seinem innersten Heiligtum die größte Kostbarkeit zu bergen, die der Götze besaß, einen Diamanten. Als das Haus der Vollendung nahe war, tat's ein boshafter junger Sklave: er stahl den Edelstein des Götzen, warf ihn in den Mörtel und rührte ihn ein mit Finger und Spatel. Und mit diesem Mörtel wurden die Wände des innersten Heiligtums gemauert.

Der Götze barg ruhig lächelnd einen falschen Diamanten im Tempel und sagte seinen Priestern gar nicht, daß der echte im Mörtel stecke.

Eine Kreuzspinne zieht ihre Fäden von Wand zu Wand des innersten Heiligtums. Und es ist geweissagt: Wenn die Kreuzspinne mit ihren Fäden die Quadermauern des Tempels zusammenreißen wird, dann wird auch der Diamant im Mörtel zum Vorschein kommen.

Der Traum im Herbstwald

Unter den rötlichen Kronen, zwischen grauen Buchenstämmen lag er auf Waldmoos, matt und selig und gedankenfrei. Sein Kopf ruhte auf dem Schoß der Geliebten.

Seine Augen blickten auf ihr schönes Gesicht. Sie streichelte sein Haar und lächelte. Da schien ihm das Lächeln leer, und er schloß die Augen.

Sie sagte:

„Mein geliebtes Herz.“

Da klang ihm ihre schöne Stimme hohl. Er schloß sein Gehör. Er schlief ein und träumte.

Er war ein edles Pferd, schwarzmähnig und ungezäumt. Die Geliebte saß auf seinem Rücken rittlings und hatte zwei dicke Strähnen seiner schwarzen Mähne um ihre weißen Finger geschlungen und spornte ihm die Flanken blutig. Sie lachte und spornte ihn und schlug ihn mit der Gerte um die Augen und um die Ohren. Da wollte er sie abschütteln und konnte nicht. Sie war eins mit ihm, nie konnte er sich von ihr trennen. Da faßte er sich einen Mut und jagte den Felsen hinauf und sprang mit einem furchtbaren Satz vom Stein hinunter ins Meer.

Er tauchte unter, und er war ein Delphin. Die Geliebte aber haftete an ihm als eine glänzende Schuppe. Die war mit Glasnägeln befestigt. Er schwamm zum Schwertfisch und bat ihn; der Schwertfisch sprengte die Schuppe von ihm los. Da saß die Geliebte auf einer Korallenbank am Meeresgrunde und hatte Korallen in den Haaren und Korallen um den Hals. Sie hielt eine

Angel von Korall in ihrer Hand, daran hing eine Schnur aus schwarzen Pferdemähnenhaaren, und an der Schnur hing ein goldener Angelhaken mit einem lebendigen zuckenden Herzen. Der Delphin verschlang das Herz und fühlte den Angelhaken schrecklich sein Inneres zerreißen. Er wollte seinen Leib ausspeien, um sich zu befreien.

Da lachte die Geliebte, und er fühlte, daß der Haken in seiner Seele saß. Und mit einem Jammerruf spie er seine Seele aus.

Seine Seele aber flog bis an den Meeresspiegel und wurde dort ein blauer Schmetterling. Am Ufer im Sande saß seine Geliebte und hielt ein Netz von stählernen Spinnenfäden in der Rechten und eine Nadel in der Linken und lachte boshaft. Sie stand nicht auf und bewegte sich nicht, aber wo immer er ans Ufer flattern wollte, da saß sie und wartete mit dem Netz und der Nadel.

Endlich wandte er sich und flatterte meerwärts, bis er kein Land mehr sah und in den Wellen ertrank.

Als seine Seele ertrunken war, wachte er auf. Immer noch ruhte sein Kopf im Schoße der Geliebten, und er weinte bitterlich.

Das Wachen im Herbstwald

Er weinte nicht mehr. „Und wenn du Lüge bist, ich liebe dich doch! Und wenn du Gift bist, ich berausche mich doch!"

Er wand sich heran bis zu ihrem Mund und umschlang ihren Leib. Sie duldete alles und blickte in die rötliche Krone und blickte hindurch zum Himmel, schickte Fragen hinauf und bekam keine Antwort.

Er zwang ihren Kopf ins Moos und küßte sie immer wilder. Sie befreite ihren Mund und sagte:

„Bist du wirklich außer dir? Bist du wirklich außer dir? Bist du wirklich bei mir? Bist du bei mir? Bist du ich? Lügst du nicht, so sag' mir nur eines! Jetzt! Jetzt ruf Du, ruf Du und denk' an mich, denk' nicht an dich, sag' „Du!" und sei bei mir."

Er erdrückte sie und rief:

„Ich bin so glücklich!"

Sie stieß ihm ins Gesicht und sagte:

„Du Schuft."

Die schöne Wahrheit und ihr hübsches Dienstmädchen

Ein echter Prinz lief seinem Hofstaat davon. Er hatte von der schönen Wahrheit gehört, Wunderdinge, und kein anderes Weib wollte er freien. Viele Bilder der schönen Wahrheit hatte man ihm gezeigt, keins dem anderen ähnlich, doch alle gleich geeignet, seine Sehnsucht zu verstärken.

Lange suchte er nach dem Lande der schönen Wahrheit. Endlich fand er einen ansehnlichen Berg, der stand mit den Füßen auf heißer Wüste, und sein Haupt bedeckte ein Gletscher. Tief im Gletscher, in einem Schneepalast, da sollte die Wahrheit wohnen.

Er klingelte und ein hübsches Mädchen machte ihm auf.

„Sind Sie die Wahrheit?" fragte er.

„Ach nein," antwortete sie kichernd und heftete auf ihn ein Paar ehrliche graue Augen. „Die ist unsichtbar. Ich bin ja bloß ihr armes Dienstmädchen, die Wahrhaftigkeit."

„So, so!" sagte der Freier. „Schade, daß ich ein Prinz bin. Aber bitte, mein hübsches Kind, melden Sie mich doch bei Ihrer Herrschaft."

„Ich sagte Ihnen ja schon, sie ist unsichtbar."

„Aber man hat mir doch Bilder der Wahrheit gezeigt? Zeigen Sie mir doch auch welche."

„Ich kenne die Wahrheit nicht," sagte das Mädchen lächelnd. „Ich kann nicht lügen, ich kann sie nicht malen. Aber unten, der alte, weise Unmensch, der malt. Gehen Sie doch zu ihm."

Der Prinz ging zu dem alten Unmenschen und ließ sich neue Bilder der Wahrheit zeigen.

Ein Gletscher, meilenbreit und himmelhoch, lag auf den Felsen. Starr die Felsen und tot der Gletscher. Da regte es sich im Steinkern des Felsens, und er wuchs. Es blühte in den Kristallen des Gletschers, und er begann zu wandern. Und der Gletscher und der Felsen führten Krieg miteinander.

„Das ist die Wahrheit," sagte der weise Unmensch.

Ein Panther lauerte hinter einem Baume. Eine junge Antilope kam äsend heran. Der Panther maß die Entfernung zum Sprung. Er dachte an sein Weib, an seine Kinder und an den Ruhm. Dann kaufte er sich doppelte Kraft vom Tode, der hinter ihm stand, und sprang der Antilope auf den Nacken.

„Das ist die Wahrheit," sagte der weise Unmensch.

Eine alte Frau saß am Spinnrocken und spann fleißig und lächelte. Nicht weit von ihr stand ein junges Weib am Herde, es war ihre Tochter. Sie tat Kartoffeln in den Topf. Sie war guter Dinge und hielt mit der freien Hand einen Säugling an die Brust. Der Säugling wollte wachsen wie ein Fels und blühen wie ein Kristall und wandern wie ein Gletscher und sich Kraft vom Tode kaufen, der hinter ihm stand. Denn Mutter und Großmutter hielt er schon für tot.

„Das ist die Wahrheit," sagte der weise Unmensch.

Da kehrte der Prinz entsetzt in den Schneepalast der Wahrheit zurück. Im Vorhof traf er wieder das hübsche Dienstmädchen.

„Na?" fragte die einfach.

„Ich habe nur schreckliche Bilder der Wahrheit gesehen. Sie, mein Kind, sind hübscher."

„Und man sagt doch," rief lachend das Mädchen, „ich sehe der Wahrheit ähnlich. Wahrhaftig!"

„Dann sollst du meine Frau werden," rief der Prinz, „und nicht die unsichtbare Wahrheit."

Sie wurden glücklich miteinander, aber er starb jung.

Draht und Peitsche

Ein eifriger junger Missionar ging nach Afrika, um dort im dicksten Innern am Ufer des Rufizi in seinem Beruf tätig zu sein. Vor seiner Abreise besuchte er einen berühmten Afrikareisenden. Der wohnte seit zehn Jahren in der Berliner Friedrichstraße nicht weit vom afrikanischen Bahnhof, ganz bequem.

Der Missionar hatte einen Frack angezogen und wurde freundlich empfangen. Er fragte dies und das, erhielt ordentliche Auskunft und machte sich kurze Notizen.

Endlich sagte er noch:

„Herr Doktor, in welcher Münze bezahle ich denn, was ich von den guten Schwarzen käuflich erstehe an Tand des irdischen Lebens?"

„Mit der Peitsche, hochwürdigster Herr. Sie kaufen sich in Bremen eine Peitsche von Nilpferdleder. Ein Hieb ist etwa so viel wert wie ein Taler. Handelt es sich um Groschen, so brauchen Sie nur zu drohen."

„Ich danke, Herr Doktor. Und was für Götter haben denn die Schwarzen am Rufizi gern?"

„Messingdraht, hochwürdiger Herr. Nehmen Sie ein paar Lasten Messingdraht mit. Daraus machen die Schwarzen des Rufizi sehr geschickt Armspangen, Ohrringe, Haarnadeln und andere Götter."

Der Missionar kaufte alles ein, wie ihm geraten worden, und reiste nach dem dicksten Afrika. Kurz bevor er dort anlangte, erkrankte er an einem heftigen Fieber, das ihn aber nicht umbrachte; denn er war ein frommer Missionar. Sein Gedächtnis nur wurde schlecht durch das Fieber, und so verwechselte er auch nach seiner

Genesung die wichtigsten Dinge. Ja sogar das Geld und die Götter der Schwarzen verwechselte er miteinander. Am Ufer des Rufizi gab er den guten Schwarzen Messingdraht, wenn sie Bezahlung haben wollten, und Peitschenhiebe gab er für die Götter aus, die er mitgebracht hätte. Die Schwarzen waren glücklich über sein prächtiges Geld und waren zufrieden mit seinen Göttern. Götter waren schon früher Nilpferdleder gewesen. Darin schien der weiße Mann sich von den schwarzen Medizinmännern nicht zu unterscheiden. Und der vergeßliche Missionar kam in den Ruf, der gütigste weiße Mann im Innern Afrikas zu sein.

Erst nach vielen Jahren, als der Missionar nach Hause zurückgekehrt war, bemerkte er seinen Irrtum. Aber er hatte in Afrika verlernt, sich zu entsetzen.

Staatsprüfungen

Ein Berliner Weinreisender klapperte seine Tour ab in einem fabelhaften Land, links vom Äquator. Er gab sich dort im Wirtshaus für den deutschen Gesandten aus. Aber er habe viele Fässer Kreuzberger Nordseite unausgetrunken liegen und wolle die edle Berliner Marke seinen neuen Freunden gern zum Selbstkostenpreise ablassen. Dazu schwadronierte er, daß es eine Art hatte.

Der Gastwirt hatte den Auftrag, es bei Hofe zu melden, wenn Fremde von Distinktion bei ihm abstiegen. Und weil er ein Gastwirt war, hielt er den Weinreisenden für einen Fremden von Distinktion. Sofort kam auch der Fürst des fabelhaften Landes herbeigelaufen und setzte sich mit den anderen Honoratioren an der Wirtstafel um den Fremden herum. Denn der Ruf der großen deutschen Erfolge war auch bis zu ihnen gedrungen, und weil er der Fürst des fabelhaften Landes war, hätte er gern was gelernt.

Er fragte viel nach Bismarck und dem heiligen Stephan, der durch wunderbare Tauben Ölzweige und andere Nachrichten im Lande herumtragen lasse; es durften auch die anderen Honoratioren sich satt fragen, nach den neuen Gewehren und dem Aussehen der Prinzessinnen. Der Weinreisende war nie um eine Antwort verlegen und verkaufte zwischendurch ganze Stückfässer des berühmten Kreuzberger Nordseite zum Selbstkostenpreise. Endlich sagte der Fürst:

„Können Exzellenz mir auch die wichtigste Frage beantworten? Ich denke mir nämlich, daß bei einer so

ungeheuren Verwaltung der Staat doch eine große Verantwortung auf sich lade. Er muß wohl an die hunderttausend entscheidende Männer anstellen als Ärzte, Richter, Trauungs- und Gerichtsvollzieher, Soldatenabrichter, Minister, Nachtwächter, Schutzleute und andere Lehrer. Wie kann nun der Staat bei so vielen Männern in wichtigen Stellungen wissen, ob der Beamte tauglich sei für sein Amt?"

Denn der Fürst des fabelhaften Landes war ein gewissenhafter Monarch.

„Majestäteken," sagte der Berliner Weinreisende, „det is die einfachste Sache von der Welt. Wer sich zum Amt meldt, wird jeprüft. Wer durchfällt, jeht zur Opposition; wer die Prüfung besteht, wird berappt, det heißt, er kriegt Kies, det heißt, er bekommt ein Amt und Jeld."

„Ah," machten alle Honoratioren, „das ist wirklich sehr einfach. Das müssen wir bei uns nachmachen."

Der Fürst aber schüttelte den Kopf und sagte:

„Bequem mag das sein, Exzellenz, aber gerecht dürfte man die Einrichtung schwerlich nennen. Wer prüft denn die Prüfenden daraufhin, ob sie tauglich sind für ihr Amt? Das müßte eigentlich der Fürst des Landes tun. Der kann aber unmöglich ein Gelehrter in allen Fächern sein."

„Unmöglich," nickte der Weinreisende. „Hebeammen werden ooch jeprüft."

„Exzellenz sehen das ein. Und dann, wenn auch alle Prüfenden tüchtige und gerechte Männer wären, sie müssen doch dem Genie und dem fleißigen Schwachkopf die gleiche Note geben; da wissen doch die Ansteller nachher nicht, wer zumeist gefördert werden sollte?"

„So ist es, Majestäteken. Sie sind nich uf den Kopf gefallen."

„Und noch eins," sagte der Fürst, „es müssen doch da Millionen Menschen sein, die sich zu gar keiner Prüfung melden können, weil sie zu arm sind, um die hohen Schulen zu besuchen. Und wer kann wissen, ob unter

ihnen nicht die begabtesten Gehaltbezieher zu erziehen wären?"

„Prost, Majestäteken!"

„Exzellenz zum Beispiel sind Gesandter und Weinhändler, und haben davon ein sehr gutes Auskommen. Prosit, Exzellenz, lassen Sie mich aber ausreden. Wonach regelt sich das in Ihrem Lande, daß Exzellenz zum Beispiel so viel Wein trinken dürfen, als Sie mögen, und viele andere nie im Leben einen Tropfen Wein zu schmecken bekommen?"

Der Reisende hatte schon zu viel getrunken. Lallend sagte er:

„Sire, Sie sind ein Schlauberger. Als Jesandter und Weinreisender brauche ich wirklich keine Prüfung abzulegen. Det wird man jewöhnlich durch seine Geburt. Aber mit dem Trinken is det anders. Sire, geben Sie keine Trinkfreiheit. Aufs Trinken wird jeprüft. Wer die feinste Zunge bei uns hat, der kriegt die besten Weine. Wer die feinste Nase hat, raucht die besten Zigarren, und wer die Weiber am besten versteht, kriegt von Staats wegen den schönsten Harem einjericht."

Der Fürst sprang auf und rief: „Gott segne die Trunkenheit Ihrer Exzellenz, daß Sie mir das große Geheimnis verraten haben. Ja, das ist ein herrlicher Gedanke, und den will ich auch in meinem Lande zur Tat werden lassen."

Der Fürst ging rasch ans Werk. Arbeiten mußten alle Bürger des fabelhaften Landes ohnehin; und da für alle Tätigkeiten ein mittlerer Verstand genügte, so führte der Fürst gar keine Beamtenprüfungen ein. Wohl aber ließ er alle seine Untertanen und sich selbst auf die Genußfähigkeit prüfen, und unerbittlich wurden von da an die Naturalgüter der Erde nach der Fähigkeit verteilt, ihrer froh zu werden. Vielen Grafen wurden ihre Gärten und Schlösser abgenommen, nur ihre Pferde, Hunde und Viehmägde wurden ihnen gelassen. Viele Bankiers mußten ihre Bildergalerien und ihre Köche hergeben

und bekamen dafür Spielkarten, so viel sie haben wollten. Junge Arbeiter erhielten plötzlich der eine eine junge Komtesse, der andere einen Weinkeller, der dritte die erlesensten Zigarren, und ein armer Steinklopferssohn sogar eine Bildergalerie, die er erst zwei Jahre später sehen lernte. Es war ein furchtbares Durcheinander. Ein armer Graf, der zu seinem angestammten Besitz noch eine herrliche Waffensammlung und eine große Bibliothek hinzubekam, und ein Finanzmann, dem der Staat zwei Pariser Köche bezahlte und außerdem ein großes Palmenhaus mit den seltensten Pflanzen, wurden mit den Fingern gezeigt. Dafür nahm der Staat unzähligen Bauern auch noch das bißchen Wäsche aus den Truhen ihrer Frauen fort und ließ sie auf faulem Stroh schlafen.

Die Kirchenplätze wurden an alte Frauen vom Lande verteilt.

Am deutlichsten konnte man den Umsturz in den Schauspielhäusern beobachten. Da behielten nur wenige Abonnenten ihre guten Sitze. Junge Leute, die noch vor kurzem zweifelhafte Hemdkragen gezeigt hatten, jetzt aber freilich in Batist einhergingen, saßen in den Proszeniumslogen. Junge Mädchen mit den üppigsten Rosen im Haar lauschten im Parterre des Opernhauses. Und wenn diese Zuhörer die Augen schlossen, so taten sie es nicht, weil sie schliefen.

Gar viele Bürger des fabelhaften Landes wanderten aus. Früher, als das Urteil noch bei den Gastwirten war, hatten sie für Leute von Distinktion gegolten.

Die Schöpfung des Menschen

Der liebe Gott war schon am Vormittag des sechsten Tages mit der Schöpfung jeder Art von Vieh und Gewürm auf Erden fertig geworden. Nur den Rest des Tages wollte er zum Ruhen benützen. Wäre er nicht gestört worden, so hätte die Woche nur sechs Tage gehabt, und vieles wäre anders.

Kaum aber war er eingeschlafen, da erschien der böse Feind im Paradiese, der setzte die Keime von zwei neuen Wesen hinein: den Keim des Denkens und den Keim der Todesfurcht.

Die beiden Keime hatten nur eben den Boden berührt und das erste Würzlein wie einen Fühlfaden auszustrecken begonnen, da entfloh entsetzt alles Getier und die Erde bebte. Darüber erwachte der liebe Gott.

Er besah den Schaden und runzelte die Stirn.

Die Keime vernichten, wie die guten Engel rieten, das konnte selbst seine Allmacht nicht. Wie sollte er aber das Denken und die Todesfurcht bändigen, daß seine Schöpfung nicht daran zugrunde ging? Was waren das für furchtbare Wesen! Das Denken, das ewig unfruchtbar und ewig begehrend, immer warum fragte und nie die Antwort erhielt! Die Todesfurcht, die Gewißheit des Endes, die die starke Erde selber beben machte und sie langsamer rollen ließ in der verzweifelten Aussicht auf den Tod!

Das konnte kein Vieh aushalten.

Da schuf der liebe Gott den Menschen, tüchtig dazu, die Keime des Denkens und der Todesfurcht auszuhalten.

Und so schwer war die Arbeit, daß der liebe Gott den ganzen siebenten Tag ruhen mußte.

Seitdem flieht alles richtige Getier vor dem blassen Menschen. Nur die zahmen Geschöpfe, die mit ihm gemeinsam wohnen in Haus und Hof, haben sich an sein Denken gewöhnt und an seine Todesfurcht, und sie selbst zittern vor ihm und vor dem Schlachtbeil.

Die Sonne als Malerin

Die Sonne kam zu ihrem Schöpfer und beschwerte sich über die Menschen.

„Immer ruchloser wird das Gesindel," sagte sie verächtlich. „Des Nachts zünden sie künstliche Glühwürmer an und nennen sie ihre Sonnenbrenner, und des Tages sperren sie meine Strahlen in einen dunklen Kasten ein und zwingen sie, Bildnisse zu machen von ihren Frauen, Kindern und Schwiegermüttern."

„So geh doch nicht mehr auf," sagte spöttisch der Schöpfer.

„Das kann ich nicht!" rief die Sonne. „Ich bin ja die Sonne und muß scheinen. Nur rächen möchte ich mich an meinen Strahlendieben, die mich dazu verurteilen, ihre Lichtbilder zu machen."

„So räche dich. Mach sie ähnlich."

Die drei Papageien

Als der römische Kaiserstaat vernichtet wurde, blieb von der ganzen lateinischen Herrlichkeit nichts übrig als marmorne Frauenzimmer ohne Arme, Badewannen ohne Wasser und Hofämter ohne Gehalt. Die alten Römer sahen ein, daß man sich begraben lassen müsse. Sie ließen sich also begraben und nahmen mit sich, was ihnen die Eroberer gelassen: Ahnenbilder, Ahnenasche, Tränenkrüglein, ihre eigenen Knochen und die lateinische Sprache, nichts Wertvolles. Die deutschen Eroberer aber tranken auf dem Grabe Roms einen lustigen Trauer-salamander. Denn sie glaubten, es wäre vorbei damit.

Ein gutmütiger Häuptling von der Donau aber ließ sich verleiten, dreien Papageien das Leben zu lassen, trotzdem sie lateinisch sprachen. So ein Papagei, dachte er. Und er schickte die drei Papageien in einem goldenen Käfig seinen Kindern an der Donau.

Bald darauf fiel diesem Häuptling eine Friedens-statue vom Grabmal des Hadrian auf den Kopf, und so blieb er in Italien.

Die Kinder glaubten das Andenken ihres Vaters nicht besser ehren zu können, als durch sorgsame Pflege seines letzten Geschenks. Jeder der drei Papageien erhielt einen besonderen heiligen Hain zur Wohnung, und weil die Papageien unverständliche lateinische Worte hersagten, hielt man sie nach einigen Jahren schon für göttliche Wesen und für Propheten.

Der erste Papagei war goldgelb und sagte immer nur die Worte: Suum cuique, das ist zu deutsch: Du hast recht, er muß bezahlen. Und die guten Leute an der

Donau gewöhnten sich daran, das Orakel dieses Papageien zu fordern, sobald sie nur den ersten besten armen Teufel von Schuldner zum Zahlen zwingen wollten. Von diesem Kultus lebten schon nach hundert Jahren unzählige Tempelwächter des goldgelben Papageien mit ihrer Familie und mit ihren Sippen.

Der zweite Papagei war pechrabenschwarz und sagte immer nur die Worte: Medicina non sanat, das ist zu deutsch: Du bist krank und wirst sterben, wenn du nicht gesund wirst. Und die guten Leute an der Donau gewöhnten sich daran, jedesmal das Orakel des pechrabenschwarzen Papageien einzufordern, kurz bevor sie starben. Von diesem Kultus lebten mit ihren Kindern und ihren Sippen unzählige Tempelwächter des schwarzen Papageien.

Der dritte Papagei war blutrot und sagte immer nur die Worte: Te Deum laudamus. Es ist schwer zu sagen, was das auf deutsch heißt. Die Kinder des Häuptlings stritten oft darüber, ob es bedeute: Wir haben viele Feinde erschlagen! oder: Es brennt. Jedenfalls gewöhnten sich die Leute an der Donau daran, das Orakel des blutroten Papageien jedesmal anzurufen, wenn ihnen was fehlte. Da ihnen täglich etwas fehlte, so forderten sie das Orakel täglich, und Scharen von Tempelwächtern des blutroten Papageien, zahlreich wie Heuschreckenschwärme, lebten von diesem Kultus, und diese Tempelwächter gaben ihren Sippen und ihren zahlreichen Kindern nicht einmal etwas ab.

Als die Dinge soweit gediehen waren, kam ein neuer Geist über das Volk an der Donau, und es verlangte die lateinischen Orakel auch zu verstehen. Die Tempelwächter wenigstens sollten alle Lateinisch lernen. Das war schwer, denn die Sprache war tot. Aber wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Man ließ in Italien einige verstorbene alte Römer ausgraben und munterte sie soweit auf, daß sie den Unterricht in den Anfangsgründen übernehmen konnten. Dann verbrannte man ihre schä-

bigen Reste. Die Tempelwächter aber erbauten aus den Anfangsgründen ein sehr schönes und schwieriges System einer kalten Sprache und machten es zum Gesetz, daß sie doppelte Sporteln bekamen, wenn sie lateinische Orakel gaben, und daß sie ohne Sporteln überhaupt nicht redeten.

Mißtrauische Menschen aber wollen wissen, daß die drei römischen Papageien längst tot sind, und daß die Tempelwächter heimlich eine Zuchtanstalt für lateinische Papageien in ihren Hainen eingerichtet haben. Sonst wäre es ja auch für die Tempelwächter an der Zeit gewesen, sich begraben zu lassen, damals, zugleich mit den toten Worten der heiligen Papageien.

Die heilige Mehrheit

Die Männer im Mond haben Fernrohre anstatt Augen im Kopf. Sie kommen so auf die Welt. Sie können darum das Nächste nicht immer unterscheiden, sind aber sehr weitsichtig.

Eines Tages sahen die Männer im Mond, daß auf der halben Erde wieder einmal illuminiert wurde. Dörfer und Städte brannten, und Blut floß in Strömen. So war die Erde festlich rot bei Tag und bei Nacht. Die Männer im Mond schickten eine Gesandtschaft ab, welche ihnen die neueste Errungenschaft der Erdenbewohner ausspähen und mitteilen sollte. Denn auf dem Monde wußte man aus Erfahrung: wenn man auf der Erde illuminierte, so hatte wieder einmal eine große Revolution gesiegt, und die kurzsichtigen Erdenmenschen waren um eine weltbeglückende Weisheitslehre reicher geworden.

Nach acht Tagen schon kam die Gesandtschaft mit Freudensprüngen zurück. Die Erdenmenschen hatten wirklich etwas Funkelnagelneues erfunden, eine neue Gottheit: die heilige Mehrheit. Nun konnte es nicht mehr fehlen. Die neue Gottheit war gar nicht stolz und auch nicht selten; sie war so gemein, daß sie sich überall einführen ließ. Wer aber die heilige Mehrheit hatte, der hatte auf seiner Seite die Weisheit und die Kraft, die Wahrheit und die Gerechtigkeit. Und es war doch bis dahin noch nicht vorgekommen, daß die Weisheit und die Kraft auf derselben Seite gestanden hätten, oder gar die Wahrheit und die Gerechtigkeit.

Die Männer im Mond beschlossen einstimmig, die heilige Mehrheit zu verehren; und sie ahnten gar nicht, daß dieser Beschluß selbst bereits von der neuen Gottheit

eingegeben war. Es war von nichts mehr die Rede als von der Mehrheit. Von der heiligen Mehrheit erwartete man Beseitigung aller mondlichen Übelstände: Vergrößerung der Oberfläche, Verbesserung der Atmosphäre und Änderung der Umlaufszeit. Man ließ die heilige Mehrheit leben und feierte Feste ein ganzes Mondjahr lang, was auf der Erde so viel wie ein Monat ist. Zu Ehren der heiligen Mehrheit wurden Reden gehalten, Kinder verbrannt, Kraterweine getrunken und Meteore abgefeuert. Der Jubel war grenzenlos.

Als der Jubelmonat um war, traten die ältesten Männer im Mond zusammen zur Untersuchung der Frage, was die heilige Mehrheit eigentlich sei. Denn die drei Abgesandten hatten sich beeilt, zurückzukommen, und nur den neuen Gott verkündet, sich aber über das Wesen nicht geeinigt.

Der erste Abgesandte war der Meinung, die heilige Mehrheit sei der gefrorene Regen, der zur Winterszeit auf die Erde niederfalle und Berg und Tal, Haus und Feld mit einem gleichmäßigen farbenlosen Leichentuch bedecke.

Die Erklärung gefiel den Männern im Mond anfangs, denn sie deutete ihnen endlich die rätselhafte Erscheinung, die man auf der Erde beobachtete. Da aber auf dem Monde weder ein nasser noch ein gefrorener Regen niederfiel, so hätte man von dieser Gottheit keinen Vorteil gehabt. Die Männer im Mond stimmten ab, und das Dogma des ersten Abgesandten wurde mit allen gegen seine einzige Stimme abgelehnt.

Der zweite Abgesandte wußte es besser. Die heilige Mehrheit war ein großer Wirbelwind, der von Zeit zu Zeit nicht nur Sand und Staub, sondern auch schwere Steine emporhob und, mit rasender Schnelligkeit dahinjagend, stolze Bäume umwarf und die Paläste der Erde gleich machte. Das schien das Richtige zu sein. Und weil das bißchen Atmosphäre auf dem Monde für starke Winde nicht genügte, so wurde das ganze Volk auf-

geboten und mußte aus Leibeskräften blasen von beiden Seiten. Viele von den schwächeren Männern platzten dabei; aber ein rechter Wirbelwind kam nicht zustande, und so kehrten die Ältesten in den Versammlungssaal zurück, um den dritten Abgesandten zu hören.

Der war klüger gewesen als die beiden anderen und hatte ein Bild der neuen Gottheit gleich in der Tasche mitgebracht. Es war ein Driesel, das heißt eine Art Würfel zum Spielen. Die Ziffern von eins bis sechs standen um eine Achse herum, man drehte den Driesel, und wenn er nach einer Weile niederfiel, lag immer eine Ziffer oben. Das war das Orakel der neuen Gottheit. Sie selbst aber, die Mehrheit, war ein Bleiklumpen im Innern des Driesels, den konnte man beliebig verstellen, und wo der Bleiklumpen lag, da fiel der Driesel schließlich hin. Die heilige Mehrheit war nach den Mitteilungen des dritten Abgesandten ein falscher Würfel.

Jetzt überschlugen sich die Männer im Mond vor Freude. Einstimmig wurde beschlossen, einen ausgebrannten Vulkan mit dem letzten Kohlenvorrat neu anzuheizen und tausend Kinder hineinzuwerfen. Der falsche Driesel wurde ebenso einstimmig zur alleinigen Gottheit der Männer im Mond gewählt.

Bei jeder wichtigen Frage wurde er getrudelt, und nach der Aussage der oberen Ziffer wurde gehandelt.

*

Es ging den Männern im Mond vortrefflich bei dem Orakel der neuen Gottheit. Der heilige Driesel verkündete ausnahmslos die Wahrheit. Wirklich und wahrhaftig.

Die Männer im Mond haben bis heute nicht erfahren, wie das kam. Nicht oben, unten lag ja der Bleiklumpen, die neue Gottheit! Unten lag das Orakel der heiligen Mehrheit! Die untere Ziffer galt! Und sie hatten immer die obere für die Wahrheit gehalten, hatten immer das Gegenteil getan vom Orakel der heiligen Mehrheit.

Der Pantoffel des Propheten

Mohammed war tot und die Gläubigen suchten einen Nachfolger des Propheten.

Es fand sich ein Mann, der behauptete, er hätte des Propheten Kopf geerbt und wüßte alle seine Gedanken, mehr noch, als im Koran ständen.

„Das wollen wir nicht wissen!" riefen die Gläubigen. Und sie schlugen ihm den Kopf ab, der die Gedanken des Propheten enthielt.

Es fand sich ein anderer Mann, der hatte die Lieblingsfrau des Propheten geerbt und seine Leibbinde, und er wußte viel zu erzählen von Mohammeds häuslichem Leben, von seiner Gemütsart und von seinen losen Streichen. Die Gläubigen hörten aufmerksam zu. Dann aber schlugen sie dem Erzähler den Kopf ab, verbrannten die Leibbinde und verschlossen die Lieblingsfrau des Propheten in eine Moschee. Dort mußte sie schweigen.

Es fand sich ein dritter Mann. Der hatte die Pantoffel des Propheten geerbt und schrieb über die Pantoffel des Propheten dreihundertundachtundachtzig Bände.

Da forschten die Gläubigen, ob er nicht auch etwas vom Kopfe des Propheten geerbt hätte. Er besaß aber gar keinen Kopf. Da forschten sie, ob er nicht heimlich mit einer Witwe des Propheten verkehrte. Er aber kannte gar keine Frau und trug keine Leibbinde. Er hatte nur Füße und die steckten in den Pantoffeln des Propheten.

Da wählten die Gläubigen ihn zum Nachfolger Mohammeds.

Havana

Ein spanischer Lord fuhr mit seinem Lustdampfer auf hoher See. Weib und Kinder hatte er an der Küste zurückgelassen, seine Lieblingssklavin nur hatte er mitgenommen, die sechzehnjährige braune Havana. Ihre Lippen waren rot und rosenfarben die Knospen ihrer Brüste. Schwarz lachten die Augen aus den weißen Augäpfeln, und weiß war das wirre lockige Haar. Nicht weiß wie das Haar eines Greises, nicht weiß wie der Schnee, weiß wie Mondlicht im Traum.

Eines Mittags ging der spanische Lord hinunter in den Maschinenraum und bewunderte den Verstand, der die Maschine erdacht hatte. Dann faßte er die große Eisenwelle und zerbrach sie.

Er ging auf Deck und sagte dem Steuermann seine Befehle. Er setzte sich im Speisesaal nieder und ließ auftragen. Er genoß die seltenen Speisen, bis er satt war. Dann warf er den Koch und die Küchenjungen ins Meer und nickte, als die Haifische sie verschlangen.

Die Matrosen murrten, weil die Dampfmaschine nicht mehr für sie arbeiten konnte, und auch wegen der Köche. Da warf der spanische Lord auch die Matrosen ins Meer und rief die schwarze Kaffeesiederin, um eine Schale Mokka. Er fand das Gebräu stark und heiß und süß und stieß die Schwarze über Bord.

Der Steuermann trat auf ihn zu und sagte:

„Herr, wie sollen wir weiter segeln? Die Eisenwelle hast du zerbrochen und die Matrosen ins Meer geworfen. Ich allein kann das Schiff nicht halten gegen Wind und Wellen.“

Der spanische Lord lächelte und sprach:

„Gegen Wind und Wellen brauchen wir Kräfte, brauchen wir Hilfe, brauchen wir Freunde. Ich aber habe beschlossen, mit dem Strom zu fahren. Allein."

Und er hob den Steuermann an dem bunten Gürtel seines Gewandes, schwang ihn dreimal in der Luft und warf ihn weit über Bord ins Meer, weit über den Meeresstrom hinaus.

Das Schiff aber trieb in dem Strome über den Ozean hin nach der Seite, wo es bergab geht und woher kein Schiff zurückkommen kann.

Der spanische Lord lag auf seinem Diwan; da kroch Havana zu ihm heran, leise, wie eine Schlange. Sie war splitternackt bis auf ein Räuchlein, das sie umgehängt hatte. Wie eine Schlange kroch sie über ihren Herrn hin, bis die Knospen ihrer Brust seine Hand berührten und dann ihre Lippen seinen Mund. Sie küßte ihn lange und innig, bis er die Augen schloß. Dann kicherte sie und fragte:

„Willst du mich auch über Bord werfen?"

Der spanische Lord blinzelte kraftlos:

„Spiel mir was vor!" sagte er endlich leise. „Komödie."

Havana kroch in ihr Räuchlein zurück, und dann saß eine stumme Sphinx vor dem Diwan, eine Sphinx mit Kinderaugen, Mutterbrüsten und Löwentatzen. Das Räuchlein zog blaue Ringe um das Untier, immer enger und enger, bis es verschwand, und dann verzog sich das Räuchlein, und ein weißer Engel kniete vor dem Diwan, sang ein himmlisches Lied und bewegte lautlos die veilchenblauen Flügel auf und nieder. Das Räuchlein umhüllte den Engel und verzog sich, und vor dem Diwan saß ein gelber Inder, deß grauer Bart reichte bis zum Nabel, und der Inder blickte mit beiden Augen an der Nasenspitze vorüber fest auf den Nabel und dachte und suchte ein Wort für sein Denken. Und das Räuchlein sank und stieg, und Havana schmiegte sich wieder an den Herrn.

„Sind das all deine Gestalten und Namen?" fragte der spanische Lord verächtlich.

Havana setzte sich aufrecht auf den Diwan, zog mit der Hand das linke Bein über das rechte Knie, blies kleine Rauchringelchen über ihre feinen braunen Schultern fort und sagte nach einer Weile:

„Da hab' ich mich jüngst von einem Gymnasiasten abküssen lassen. Der dumme Junge nannte mich Lethe. Aber mir ist immer, als ob ich schon einmal ebenso genannt worden wäre, auch von Gymnasiasten."

Und Havana schlug ihr Räuchlein wie einen Mantel um den spanischen Lord, und er kuschelte sich an ihren Busen.

Das Schiff jedoch war im Strom unter eine ungeheure schwarzrote Wölbung gelangt, wo es bergab ging. Und es verschwand mit dem spanischen Lord und seiner Havana in der Finsternis der schwarzroten Wölbung.

Das Kamel

Das Kamel beneidete das edle Pferd um seinen Adel, um seine Kraft und um seine Schönheit. Und auf Betreiben des Kamels kam man überein, daß das Pferd mit hundert Hunden um die Wette laufen sollte.

„Hundert oder einer!" rief das Pferd in seinem Übermut. „Das gilt mir gleich! Sie laufen alle zusammen nicht schneller als der einzelne!"

Denn es dachte, die hundert Hunde würden im Haufen rennen.

Aber das alte schlaue Kamel hatte es anders geordnet. Immer nur ein Hund lief neben dem Pferde. Eine halbe Meile weiter stand ein Futtertrog; dort ruhte der Hund vom Rennen aus, und ein frischer Hund, der gut gefressen hatte, nahm den Wettlauf für die nächste halbe Meile auf. Dort stand wieder ein Futtertrog und ein unerschöpfter Hund.

Das Pferd wieherte laut vor Zorn, als es den Betrug merkte. Aber stolz setzte es seinen Lauf fort und hoffte lange Zeit, daß es mit allen hundert Hunden fertig werden könnte.

Endlich aber ließen die Kräfte nach. Das edle Pferd erzitterte, als der drittletzte Hund es anbellte; es wehrte sich nicht, als der vorletzte es in die Flanke biß; und auf der letzten halben Meile brach es blutend zusammen.

So wurde zur Freude des Kamels das edle Pferd vom letzten Hund besiegt.

Der Dichter und die Muse

Es war einmal einer, der hieß Voltz, und alle seine Schulkameraden waren übereingekommen, er sei ein Dichter. Er war wohl wirklich so was, denn er machte sich nichts daraus. Er lebte seinen Tag dahin und hatte Einfälle, und am nächsten Tage waren sie wieder dahin wie ein Regenbogen von gestern. Er hatte nämlich nicht schreiben gelernt.

Eines Tages merkte er, daß er alt würde, denn er hatte keine Einfälle mehr. Da bekam er Lust zu schreiben. Er fragte einen uralten Dichter um Rat, einen Greis, dem der Lorbeer im Laufe der Zeit ins Gehirn hineingewachsen war und ihm so den Kopf ausfüllte.

„Ich möchte schreiben," sagte Voltz, „denn ich habe keine Einfälle mehr. Zum Lernen aber bin ich schon zu alt. Was fang ich an?"

Der Greis kratzte sich zwischen seinen Lorbeerblättern und sprach:

„Gehn Sie zu einer Muse. Das sind famose Frauenzimmer. Gute Schreiblehrerinnen. Und wenn man erst schreiben kann, dann diktieren sie gern."

„Das wär' was für mich," sagte Voltz, denn er hatte ja keine Einfälle mehr.

Er stellte sich also auf den Kopf und befand sich im Lande der Musen. Ganz ordentlich bewarb er sich um die Hand einer Muse und verlobte sich mit ihr. Sie waren Bräutigam und Braut und sehr glücklich, und er wartete darauf, daß sie ihn das Schreiben lehrte. Sie aber war sehr verliebt in den Dichter Voltz und verlangte von ihm gerade hübsche Einfälle. Daraus sollte er Reime machen auf ihre Augen, auf ihre Haare und

ihre Fingerspitzen. Er gab sich große Mühe, und es ging auch halbwege. Wenn sie ihn mit ihren Augen durch und durch sah, wenn sie ihr schwarzes Haar hinunterfließen ließ und ihn mit ihren Fingerspitzen bei den Ohrläppchen zupfte, so fielen ihm oft kleine hübsche Reime ein, so daß er sich dann und wann wieder etwas jünger fühlte. Die kleinen Reime aufschreiben aber lehrte sie ihn nicht. Die seien ihr Eigentum, ihr Brautgeschenk. Was sie ihn lehrte, war aber, Blumen für sie zusammenzustellen, so daß sie und die Blumen sich reimten. Das war sehr schwer, aber ganz und gar nicht schreibsam.

Wieder fragte er den uralten Dichtergreis um Rat. Der kratzte sich den Lorbeer und sagte:

„Sie sind wirklich noch jung. In die Muse darf man sich nicht verlieben, die muß man solide heiraten."

Da machte der Dichter Voltz nur: Ach! und folgte dem Rat. Er stellte sich und die Muse wieder auf die Füße und heiratete sie. Der Standesbeamte nämlich verlangte von beiden eine passende Stellung.

Vor der Tür des Standesamtes war auch eine Papierhandlung.

„Endlich sind wir Mann und Weib," sagte Voltz. „Wie wär's, wenn wir gleich mit dem Unternehmen anfingen?"

„Ach ja," sagte die Muse. „Aber du mußt die Sache auch ernst nehmen und fleißig sein. Und wie du wieder den Schlips sitzen hast."

Sie rückte ihm den Schlips zurecht und begann den Schreibunterricht.

Als er schreiben konnte, war er vergnügt und rief: „Nun kann's losgehen, nun will ich schreiben, was du mir vorsagst."

Die Muse sann nach, während sie drei Paar weiße Handschuhe in Benzin auswusch; dann diktierte sie ihm siebenunddreißig Einladungen zu einem Fest. Immer wieder: Dichter Voltz und Frau geben sich die Ehre, und so weiter.

Voltz war sehr vergnügt, so leicht hatte er sich die Sache doch nicht gedacht.

Dann brachte seine Frau hundert alte Bücher angeschleppt und befahl ihm, sie abzuschreiben. Alles durcheinander, da eine Seite und dort eine Seite. Je wirrer, desto besser. Und je schneller, desto besser. Schnelle Abschriften würden mit Gold bezahlt, und das junge Paar brauchte Gold.

Nach vierundzwanzig Stunden schon besaß Voltz eine große Fertigkeit im schnellen und wirren Abschreiben. Die Finger taten ihm zwar weh, aber der Kopf schmerzte nicht ein bißchen.

Seine Frau hatte nun Gold und kaufte dafür Rehrücken, Salat und Schlagsahne, ein Seidenkleid und Teekonfekt, für ihren Mann eine neue Kneiferschnur.

Sie gaben ein sehr gelungenes Fest, und Voltz sprach einen ganz gereimten Toast auf die Damen. Den hatte ihm die Frau mittags nach dem Abschreiben diktiert.

Seit diesem Tage sprach man von Voltz nicht mehr als von einem jungen Talente, was ihn immer geärgert hatte. Man nannte ihn „unseren Voltz", „einen unserer ersten Schriftsteller", lobte an ihm die entzückende Formgewandtheit und die erstaunliche Produktivität.

Du und ich

Das Feuer war gelöscht, die geretteten Möbel lagen und standen auf der Straße umher, und an der geborstenen Wand lehnte ein mächtig hoher Spiegel in vergoldetem Rahmen.

Ein Affe kam des Weges und stellte sich vor dem Spiegel auf. Er grinste vor Wut und Zorn und Neid, da er sein Ebenbild sah.

Wie jung und kräftig dieser Affe aussieht, dachte er, und wie elend und abgestanden ich schon bin. Er hat ein glattes Fell, und mir fangen die Haare an auszugehen. Er sieht so satt aus und ich werde in drei Stunden wieder Hunger haben. Und dabei muß ich mich hier auf der öffentlichen Straße herumtreiben, er aber macht sich breit in einem goldenen Rahmen.

Schon wollte der Affe gegen sein beneidetes Spiegelbild losgehen, da bemerkte er blitzschnell, daß sich vom rauchgeschwärzten Dachgesims ein schweres Stück losgelöst hatte und gerade über seinem Ebenbilde niederfiel. Er sah das alles im Spiegel.

„Wohl bekomm's," dachte er, „jetzt komm' ich an die Reihe."

Und tödlich getroffen stürzte er selbst zusammen.

Der Gummiwarenfabrikant

Er war ein alter Gummiwarenfabrikant und hatte eine schöne Frau und einen jungen Zeichner. Der junge Zeichner fertigte Modelle an für Gummihunde, Gummielefanten und Gummiaffen, und die schöne Frau gebar einen schönen Sohn.

Da war der Gummiwarenfabrikant von Herzen froh und beschloß, seinem Erben eine gute Erziehung zuteil werden zu lassen, damit er dereinst die Gummifabrik zu großer Blüte bringen und die Konkurrenz vernichten könnte. Glücklicherweise zeigte der Sohn, er wurde Alf genannt, auch noch Talent zum Zeichnen und Malen. Das wurde ausgebildet, denn der Gummiwarenfabrikant wollte dereinst den Zeichner entlassen, weil der immer frecher und anspruchsvoller wurde. Auch redeten die Leute mancherlei.

Alf war ein geweckter Junge, aber er nahm lieber Vogelnester aus, als daß er Lesen und Schreiben lernte; da prügelte ihn der Gummiwarenfabrikant mit der Rute so lange, bis Alf regelmäßig zur Schule ging. Alf hatte keine Freude an den lateinischen und griechischen Vokabeln, der Gummiwarenfabrikant schlug ihn so lange mit dem Stocke, bis Alf der Erste in der Klasse war. Als Alf mit der Schule fertig war, wollte er ein Maler werden; der Gummiwarenfabrikant gab ihm aber keinen Pfennig und blieb dabei, ihn verhungern zu lassen, wenn Alf etwas anderes malte als Hunde, Affen und Elefanten für die Gummifabrik. Alf mochte noch nicht verhungern und trat in die Dienste des Vaters.

Zur Belohnung wollte der Vater sein Glück und verlobte ihn mit der Tochter einer großen Schäftefabrik. Alf war aber schon fünfundzwanzig Jahre alt und fürchtete sich nicht mehr vor dem Verhungern. Er verließ das väterliche Haus und wurde nacheinander ein Lump, ein Bettler und ein berühmter Maler. Als er ein Lump war, hatte er Freunde. Als er ein Bettler wurde, nahm sich der ehemalige Zeichner des Vaters seiner an.

Als er aber berühmt geworden war, da verzieh ihm sein Vater und stellte in einem besonderen Saale der Gummifabrik Alfs Hunde, Affen und Elefanten aus.

Jetzt ist der Gummiwarenfabrikant schon lange tot, auch die Frau und der Zeichner sind längst gestorben, und der berühmte Maler Alf lebt auch nicht mehr. Nach Alfs Tode wurden viele Bücher über ihn geschrieben.

Der gelehrteste Alfkenner aber bereitet eben ein besonderes Werk vor über Alfs Vater, den Gummiwarenfabrikanten. Die Darstellung wird auf dem Prinzip der Vererbung beruhen. Der Alfkenner sammelt noch an den Materialien, und wenn der geehrte Leser den alten Gummiwarenfabrikanten gekannt hat, so wird er den Alfkenner mit jeder biographischen Mitteilung über des Künstlers Vater zu Dank verpflichten.

Der bittere Kaffee

Der Bauer lag im Sterben. Seit drei Tagen wußte es die Bäuerin, seit einer Stunde wußte er es selber. Der Bader war dagewesen und hatte die schiefen Achseln gezuckt und der Schäfer hatte gar versichert: der Bauer überlebt die Nacht nicht.

Der Bauer und die Bäuerin haben siebenundzwanzig Jahre miteinander gehaust, und brav gehaust. Gute Christen und gute Eheleute, gut gegen ihre Kinder und gut gegeneinander. Gezankt, ja oft, aber nicht mehr als schicklich und recht.

Jetzt sitzt die Bäuerin nicht lange am Sterbelager des Mannes. Sie schüttet das kleine Blechmaß voll Kaffeebohnen in die Mühle und mahlt gemächlich; dann kocht sie den Kaffee auf und gießt ihn in zwei Töpfe; auch Milch dazu.

Der Bauer verschlingt ihre Bewegungen mit den Augen. Er fühlt, wie ihm die Kälte in den Beinen schon bis über die Knie zieht. Aber er hat einen brennenden Wunsch. Seit siebenundzwanzig Jahren tut die Frau die Haut von der Milch in ihren Kaffeetopf. Heute möchte er die Haut haben! Heute nur!

Vielleicht tut sie's heute; und wenn er dann morgen nicht stirbt, wenn er wieder gesund wird, so ist sie die Gefoppte. Aber er ist ein stolzer Bauer und sagt nichts. Er schaut sie nur bittend an. Sie versteht seinen Blick. Aber sie tut die Haut in ihren Topf. Der Bauer stöhnt leise auf.

Die Bäuerin holt aus der Schublade zwei Stücke Zucker. Auch sie denkt nach. Wenn der Bauer jetzt gleich

stirbt, anstatt bis morgen zu warten, dann kann sie ein Stück Zucker ersparen oder in ihren Kaffee eins mehr hineinwerfen. Ihm muß es doch einerlei sein, ob er heute stirbt oder morgen. Und ruhig läßt sie beide Stücke Zucker in ihren Topf gleiten; den Kaffee ohne Zucker hält sie dem Sterbenden an den Mund.

„Du, der ist aber bitter."

„Ach was, dir schmeckt nichts mehr! Da könnt' man sich die Beine ausreißen, wär' auch umsonst!"

„Könnt'st nicht noch ein Stückerl Zucker 'rein tun?"

„Trink ihn nur so. Hast halt schon den Totengeschmack auf der Zunge. Da hilft aller Zucker der Welt nicht."

Und der Bauer trank mit nassen Augen den letzten Kaffee.

Die Eisenbahn

Der alte Zauberer hatte den Menschen eine schöne Eisenbahn geschenkt. Sie führte hundert Jahre lang mitten durch die Welt, an Sternen und Meeren vorbei über Berg und Tal, durch Gärten und Wüsten. Wie die Welt nun schon ist. Am Ende der Fahrt fuhr der Zug freilich mit Mann und Maus aus der Welt hinaus in einen schwarzen Abgrund hinein. Am Boden des Abgrundes zerschlug sich der Zug zu Brei. Aus dem Brei machte der alte Zauberer neue Wagen und neue Maschinen, neue Kohlen und Wasser und neue Menschen. Und auf der anderen Seite kam die Eisenbahn wieder frisch in die Welt hinein und fuhr durch die Welt wieder dem schwarzen Abgrund zu.

Die Menschen waren wie versessen auf die schöne Eisenbahn. Es gab da auch Schlafwagen, Speisewagen, Lesewagen und Kirchenwagen, alles erster bis vierter Klasse. In solcher Weise fuhren die Menschen über Berg und Tal, durch Gärten und Wüsten. Sie wußten, daß die Fahrt in den schwarzen Abgrund führte, aber sie dachten nicht daran, wenn sie nicht gerade aus dem Fenster schauten und die Weichensteller erblickten, grinsende Gerippe mit schwarzen Fähnlein.

Der alte Zauberer hatte die Maschine genau auf eine Fahrt von hundert Jahren eingerichtet. Die Menschen aber arbeiteten sich während der Fahrt zuschanden, nur um die Maschine überhitzen zu können. So haben sie es allmählich dahin gebracht, schon in fünfzig bis vierzig Jahren durch die ganze Welt zu fliegen, und am Ende in den schwarzen Abgrund hineinzustürzen.

Sie heizen die Maschine zum Spaß. Wenn es aber zum Kippen kommt, so schreien sie furchtbar auf und fluchen dem alten Zauberer.

Der Sammler und die Sammlerin

Es war einmal ein Kenner und Sammler. Als Knabe hatte er Schmetterlinge gesammelt und war hinausgezogen mit Netz und Nadeln und hatte die Sommervögel gejagt und sie des Nachts mit Laternenlicht gelockt und sie am Ende immer aufgespießt mit spitzen Nadeln und festgesteckt auf kleine Korkstückchen.

Als er aber groß geworden war, sammelte er die untersten Nackenlöckchen schöner Weiber. Er zog aus mit allen Waffen der Frauenpirsch und jagte des Tags mit goldenen Netzen und lockte des Nachts mit Ampellicht.

Eines Abends traf er auf die schöne Bus. Er jagte sie und lockte sie einhundertunddreiunddreißig Tage und Nächte lang. Er sang um sie und lief um sie, er sprang um sie und ermattete um sie. Was er aber sang, das tönte von Liebe und Liebesleid.

Endlich einmal zu später Stunde ließ sie sich locken vom Lichte der Ampel. Sie lag in seinen Armen einhundertunddreiunddreißig Stunden lang. Die schöne Bus hatte ihren linken Arm um seinen Hals geschlungen, und ihr Mund sog an seinen Lippen. Der Sammler aber liebkoste sie im Nacken und schnitt ihr mit seinem Scherchen das unterste Löckchen ab.

Als er das mit einem roten Seidenband umwunden hatte, streckte er sich und sang nicht mehr und sagte:

„Jetzt will ich dir die Wahrheit sagen, liebe kleine Bus. Ich bin nämlich kein armer Amateur, sondern ein reicher Kenner und Sammler. Hier das Löckchen kommt in meinen Kasten. Es hat doch nicht weh getan?“

Da preßte die schöne Bus lächelnd noch einmal ihre Lippen auf die seinen und lernte seinen Kuß auswendig. Dann sagte sie:

„Du hast mich wohl für eine arme Liebhaberin gehalten, mein Schatz? Da muß ich doch bitten! Ich bin auch Sammlerin. Ich hoffe, es hat nicht weh getan."

Und beide, der Sammler und die Sammlerin, lachten noch lange über das lustige Zusammentreffen.

Als aber jedes wieder allein war, machte jedes ein verzweifeltes Gesicht. Denn beide waren eigentlich keine Sammler. Er suchte nur das Nackenlöckchen von blauem Golde, und sie suchte den Kuß, der duftlos erstickte. Sie sammelten nur, weil sie suchten.

Die Kiesel

Am Strande, wo die Meereswellen Tag und Nacht heftig gegen das Ufer schlugen, lag schwer und fest ein alter Granitblock. Um ihn herum wälzten sich unzählige Kieselsteine bald hinauf, bald hinunter. Die Kieselsteine waren von verschiedener Größe und Gestalt, alle aber wurden von jeder Woge mit Knirschen und Rasseln emporgehoben und übereinander geschoben, um nachher wieder mit mahlendem Donnergeräusch ins Meer zurückzurollen. Wenn die Kiesel gegen den Granitblock aufschlugen, so rührte er sich nicht, sie aber verloren an ihm ihre Ecken, und gegenseitig rundeten und glätteten sie einander dermaßen, daß sie nach einigen hundert Jahren schon lauter polierte Kiesel waren.

In diesem kultivierten Zustand fingen sie an zu denken, und sie dachten:

„Du sollst Ehrfurcht haben vor dem alten Granitblock, als welcher nicht von der Erde ist und auch nicht vom Meer, sondern vom Monde niedergefallen."

„Du sollst glatt werden nach deiner Größe."

„Du sollst Feuer geben, wenn du auf dem Lande lebst und mit Stahl geschlagen wirst."

„Du sollst jeder Welle gehorchen, hinauf und hinab, auf daß es dir wohl gehe auf der Erde und auch im Wasser."

„Du sollst zerbrechen, was schwächer ist als du selbst; aber du sollst nachgeben, wenn einer härter ist als du."

„Du sollst schwer sein."

Die Strandkiesel nannten das ihre Moral und lebten auch danach. Die kleinen Strandmuscheln aber, welche zwischen die Kieselsteine gerieten und zerquetscht wurden, nannten die Kiesel unmoralische Geschöpfe.

Das oberste Gesetz der Strandmuscheln lautet:

„Du sollst leicht sein."

Die Frösche

Ein junger Löwe dürstete.

An einem Tümpel saßen dicke Frösche und quakten:

„Komm, wirst groß! Komm, wirst groß!“

Der junge Löwe hörte das Quaken und dachte: „Wo Frösche sind, ist auch Wasser.“ So ging er dem Quaken nach und trank aus dem Tümpel.

Die Frösche aber rieben sich die breiten Füße und sagten:

„So sind die Löwen. Man braucht ihnen nur zu schmeicheln, dann kommen sie schon.“

Die Bahn auf die Jungfrau

Es war einmal ein junger Maschinenmeister, der hieß Krafft. Er lebte am Gebirge in Deutschland oder in Italien, wer kann das wissen. Er hatte einen großen Gedanken. Er wollte unter den Alpen eine Mine anlegen und alle höheren Berge in die Luft sprengen. Dann würden, deß war er sicher, die unfruchtbaren Felsen und Gletscher verschwinden und für hunderttausend Menschen Wohnsitz und Nahrung geschaffen werden. So wollte er oben und unten gleich machen. Und kühn teilte der zwanzigjährige Maschinenmeister Krafft seinen großen Plan der Welt mit.

Am Fuße der Alpen, nördlich oder südlich, wer kann das wissen, weidete eine fette Rinderherde und vernahm von der Geschichte. Da gab es lautes Brummen. Beim Auffliegen der Mine könnten die Steine bis zur Herde herüberfallen und einem der wertvollen Ochsen das Horn verletzen oder gar den Kopf. Krafft wurde angeklagt, mit geeigneten Werkzeugen einen Mordversuch auf Ochsen unternommen zu haben, absichtlich und mit Überlegung. Er wurde verurteilt und bekam zehn Jahre Zuchthaus. Er mußte Tüten kleben, aber er hielt es aus.

Wenige Stunden nach dem Verbüßen seiner Strafe war er schon in der Schweiz. Denn er war ja am Fuße der Alpen zu Hause, nördlich oder südlich, wer kann das wissen. Er war nun dreißig Jahre alt und berechnete seinen Plan noch genauer. Dann veröffentlichte er ihn aufs neue. Da gab es eine große Volksversammlung, in welcher die Gastwirte die Mehrheit hatten. Ein Gastwirt vom Rigi hielt eine sehr lustige Ansprache und machte

sich darin über Herrn Krafft lustig, der nicht zu wissen scheine, daß auf den Bergspitzen noch Kellner wohnen und daß Kellnerleben und das Nationalvermögen außerdem auf dem Spiele stände, wenn man die Alpen abschaffte. „Das Chaib ist verrückt!“ riefen alle Gastwirte. Und der Maschinenmeister Krafft wurde in ein Irrenhaus gesteckt. Es war sehr schön gelegen, der Nußbaumallee von Interlaken gerade gegenüber.

Nach zehn Jahren wollte niemand mehr für den fremden Mann die Kosten bezahlen; er wurde entlassen und kam nach England, vierzig Jahre alt und etwas kränkelnd. In London faßte er neuen Mut und ließ seinen alten Plan in den Zeitungen abdrucken. Da entstand ein großer Federkrieg, und in der «Times» sprachen es neunundneunzig Zuschriften aus, daß der Maschinenmeister Krafft ein Kulturfeind wäre, wenn er der gebildeten Welt das Vergnügen des Bergsteigens nehmen wollte.

Um sein Leben zu fristen, wurde der arme Maschinenmeister Schlosser und dann sogar Hufschmied. Doch kein Dieb bestellte bei ihm einen Nachschlüssel, und kein Pferd wollte sich bei ihm die Hufe beschlagen lassen. Da hatte er solange Hunger, bis er einmal auf der Straße umfiel. Nun wurde er sehr freundlich aufgehoben und in ein Armenhaus gebracht. Das konnte er lange Zeit nicht verlassen, weil er nur Pantoffeln an den Füßen und einen gelb- und grünkarierten Schlafrock auf dem Leibe hatte, und er wußte jetzt endlich, daß ein Genie nicht auffallen dürfe.

Nach zehn Jahren Armenhaus war er endlich mürbe. Darauf hatte ein englischer Maschinenmeister gewartet. Er brachte dem mürben Genie ein Paar schwarze Stiefel, einen schwarzen Rock und einen schwarzen Zylinderhut. Dann führte er den willenlosen Krafft in das Beratungszimmer einer Bank und gründete auf seinen Schultern eine Aktiengesellschaft.

Der Engländer hielt eine vortreffliche Rede. Es gäbe zwei Möglichkeiten, Berg und Tal zusammen-

zubringen; entweder müsse man die Berge auf die Ebene schmeißen oder man müsse die Ebene auf die Berge bringen. Der erste Plan sei an der öffentlichen Meinung gescheitert. Er müsse amendiert werden. Anstatt die Alpen in die Luft zu sprengen und für Hunderttausende Wohnsitz und Nahrung zu schaffen, werde das mürbe Genie eine Eisenbahn auf die Jungfrau bauen, auf der Gletscherhöhe ein Hotel errichten und so ebenfalls für zahlreiche Menschen der besten Stände in unerhörter Höhe Schlafräume und Pension mit allem Komfort der Neuzeit herstellen. Englands Eisenindustrie, das Hotelpersonal der Schweiz und die Rinderzucht der Nachbarländer würden dabei nicht zu Schaden kommen. Der Vertrag wurde sofort unterzeichnet.

Weil der Name Krafft aber durch den Aufenthalt im Zuchthaus, im Irrenhaus und im Armenhaus unansehnlich geworden war, nannte sich der Maschinenmeister von nun an Cräftlin.

Er baute die Bahn auf die Jungfrau und starb als reicher Mann. Auf der Jungfrau und in London wurden ihm Denkmäler errichtet und ein drittes in seinem Geburtsort am Fuße der Alpen, nördlich oder südlich, wer kann das wissen.

Das blinde Volk

Es war einmal ein ganz blindes Geschlecht. Die Leute zwar in ihrer eigenen Sprache nannten das nicht so. Aber das ist nicht wunderbar, denn die Sprachen sind selber blind. Die Leute hatten rechts und links von der Nase plumpe Fühlhörner sitzen, mit welchen ein bißchen herumgetappt werden konnte; diese Fühlhörner nannten sie Augen, und wer diese Fühlhörner unverletzt im Gesichte trug, der hieß sehend.

Dieses ganz blinde Geschlecht war darum nicht ganz dumm. Die Leute sahen ein, daß sie sich von jemand führen lassen mußten, der — wie sie sich ausdrückten — noch besser sah als sie, der Augen höherer Ordnung hatte.

Da wählten sie einen Fürsten zum Führer. Der hatte ihnen gesagt, er sei in allem ein Geschöpf höherer Ordnung, habe also auch andere Augen als sie. Anders waren seine Fühlhörner in der Tat. Sie waren wie Zangen geformt, und was sie berührten, das hielten sie auch fest. Das blinde Geschlecht glaubte viele Jahre, die Zangen seien die Augen höherer Ordnung. Als das Kneifen aber kein Ende nahm, empörten sich die Leute und wählten den Priester zum Führer.

Der Priester hatte dem blinden Geschlechte vorgelogen, durch ein besonderes Wunder des Himmels sehe er mit seinen Hörnerstümpfen unendlich mehr als die gewöhnlichen Leute mit ihren Fühlhörnern. Die auszureißen war nämlich heilige Pflicht jedes Mannes, der Pfaffe werden wollte. Als nun der Priester Führer des blinden Geschlechts geworden war und mit der Sehergabe seiner armseligen Stümpfe prahlte, da wurde es Mode unter

dem blinden Geschlecht, daß viele junge und alte Männer Pfaffen wurden und sich darum die Fühlhörner ausrissen, die sie ihre Augen nannten. So ging es viele Jahre. Dann aber glaubten die Pfaffen die Oberhand zu haben und beschlossen, allen Kindern des blinden Geschlechts schon während der Schulzeit die Fühlhörner gewaltsam auszureißen. Darüber entstand wieder eine Empörung, und das Volk beschloß, gar keinen Führer mehr zu wählen, vielmehr seine Angelegenheiten selbst zu ordnen. Und dabei blieb es.

Seitdem hilft sich das blinde Geschlecht auf die sinnreichste Weise. Wenn ein Fühlhorn, so sagen sie, nicht weiter sieht, als es selber reicht, so müssen hunderttausend Fühlhörner hunderttausendmal so weit sehen können, eine Meile weit. Sie tun sich darum bei wichtigen Fragen immer in großen Massen zusammen. Wenn dann ein jeder auch im Finstern sitzt — sind sie nur eine Masse, so nennen sie es hell. Sie haben sich auch daran gewöhnt, andere Dinge nach der Masse zu beurteilen. Ein bißchen Wasser nennen sie Schmutz, eine Masse Wasser den Ozean; ein bißchen Laster bestrafen sie, eine Masse Laster belohnen sie.

Auf diese sinnreiche Weise lebt das blinde Geschlecht seitdem ohne Führer und läßt sich nicht mehr betrügen.

Don Juans letzte Liebe

Es ist nicht wahr, daß Don Juan schließlich vom Teufel geholt worden ist, in die Hölle hinab. Es gibt gar keine Hölle, wenigstens keine unter der Erde. Der Teufel hat auch gar keine Großmutter. Er ist sein eigener Vater gewesen, er hat gar keine liebende Mutter gehabt; darum ist er eben der Teufel geworden. Der Teufel hatte also seine Wohnungen auf der Erde, und hier schloß er seine berüchtigten Mietsverträge ab.

Als nun Don Juan zwanzig Jahre alt war, strotzend von Kraft und Übermut wie ein jähriges Füllen, kam er zum Teufel und verschrieb ihm seine Seele. Der Teufel hatte es scheinbar eilig, sagte zu allen Bedingungen ja ja, lauerte aber genau auf das, was Don Juan forderte. So machten sie ab, daß Don Juan für seine Seele auf der Erde leben sollte solange wie das Christentum und der ewige Jude, dabei immer reich und schön und jung bleiben, und daß er leidenschaftlich geliebt werden müßte von jedem Weibe, das in seine Nähe kam.

Als Don Juan nichts weiter verlangte, blitzte es in des Teufels Augen auf wie Schadenfreude, und er unterschrieb.

Dreißig Jahre lang lebte Don Juan nach diesem Vertrage. Da ihm zweitausend Jahre gehörten, so hatte er kaum angefangen. Wie er auch verschwendete, er blieb immer noch reich, schön und jung. Er vermochte sein Geld und seine Kraft nicht auszugeben. Und die Weiber liebten ihn. Die Blonden und die Schwarzen, die Wilden und die Frommen, die Alten und die Jungen,

die Schönen und die Pikanten, die Treuen und die Flatterhaften. Wenn er des Morgens erwachte, so rauschte es von Seide in seinem Hause, von dem Dache spähten Weiber herab, und im Garten vor seinem Schlosse seufzten Weiber um die plätschernden Wasser der Springbrunnen. Und Don Juan streckte wohl die geballte Faust der aufgehenden Sonne entgegen und rief:

„Du Närrin, du philiströse trübe Studierlampe du! Was hast du gesehen? Du kennst das Schönste nicht. Du weißt nicht, was hinter deinem Rücken geschieht. Du kennst nicht, was ich kenne. Ignorantin! Dummes Frauenzimmer!“

Und als Antwort lächelte die Sonne herunter und begehrte seiner. Dreißig Jahre geriet es ihm so. Fünfzig Jahre war er erst alt und zweitausend hatte er zu leben. Da hielt er einmal ein Weib in seinen Armen, ein halbes Kind, die starb in seiner Liebe und lächelte glückselig im Tode. Er aber konnte ihren Anblick nicht mehr vergessen und rief den Teufel.

„Nimm, was du willst, aber gib mir noch eins. Eins habe ich vergessen.“

Schadenfroh lachte der Teufel, als ob er es wohl wüßte. Aber täppisch fragte er: „Was möchtest du denn noch?“

„Selbst lieben möchte ich! Nicht nur geliebt werden. Ich möchte selbst lieben können. Nimm was du willst dafür.“

„Was hast du denn noch?“ fragte der Teufel spöttisch. „Die Seele hast du mir schon gegeben.“

„Nimm was du willst, aber lehr mich lieben.“

Der Teufel setzte sich auf Don Juans Seidenbett, putzte mit der Samtdecke seinen Pferdefuß und sagte:

„Deine Seele hab' ich schon. Willst du mir aber den Zauber zurückgeben, daß alle Weiber dich lieben, so sollst du selbst lieben können fortan.“

Don Juan streckte die Arme von sich und gedachte des toten Mädchens und rief: „Das eben wollte ich.“

Der Teufel lächelte und rieb sich den Schweif an Don Juans Seidenpfühl.

„Und dann hast du noch die paar tausend Jahre junges und reiches Leben, die mußt du mir auch noch geben."

„Nimm sie, du Hund, aber laß mich lieben."

Da nahm der Teufel von Don Juan die Jugend, die Schönheit und den Reichtum, und kein Weib liebte ihn mehr. Er aber sah im Garten zwischen den Blumen ein junges, ruhiges Weib, die wandte ihm beinahe den Rücken. Er fühlte Liebe und legte sich hin und starb und hatte auf den Lippen das selige Lächeln wie seine letzte Geliebte, die noch fast ein Kind war.

Meister Eitel Ich

Eitel Ich war ein berühmter Künstler, und man nannte ihn darum Meister. Er hatte es durch langjährige Übung dahin gebracht, auf der Pikkoloflöte neunundneunzig Sechsachteltakte mit Doppelgriff in einer Minute zu spielen. Das machte ihm keiner nach.

Früher hatte ihn die Pikkoloflöte gefreut, dann freute ihn eine Weile lang nur noch seine schwierige Passage.

Als er aber vierzig Jahre alt geworden war, ekelte ihm vor der Flöte und vor seiner Passage. Er wurde nicht mehr rot, wenn er sie vortrug, sondern blaß. Und hatte er sie zweimal vorgetragen, so mußte er sich immer fortschleichen; ihm wurde übel davon.

Jetzt freute ihn nur noch, daß man von ihm um der Passage willen sprach.

Jeden Morgen setzte er sich in sein Kaffeehaus und las die Zeitungen durch, ob er etwas über seine Passage darin fände. Er suchte mit brennenden Augen seinen Namen. Eitel Ich? Eitel Ich? Es war selten zu finden, und er war so durstig nach seinem Namen. Wenn er nur die Anfangsbuchstaben fand, Erlöser Jesus zum Beispiel, so schrak er schon zusammen und glaubte, er wäre gemeint.

Als er dann älter wurde, wurde er immer seltener genannt; denn einer seiner Schüler spielte hundertundneun Takte in einer Minute auf der Pikkoloflöte. Diesen Schüler haßte er nicht. Er hoffte es zu erleben, daß auch dieser gestürzt würde durch einen Größeren. Aber er haßte die anderen, deren Namen ihm in den Zeitungen auffielen, so rasch auch seine Augen darüber hinjagten.

Er haßte den Komponisten, dessen Oper er im Orchester auf der Pikkoloflöte begleitete. Er haßte Bismarck, weil nach ihm eine Insel in der Südsee benannt war. Er haßte den Astronomen, der einen neuen Stern entdeckt hatte. Zuletzt haßte Eitel Ich jeden Gemordeten, dessen Bild in den illustrierten Zeitungen zu sehen war; und er haßte den Mörder, wenn er entdeckt, unter großem Zulauf gerichtet und geköpft wurde. Blieb der Mörder aber ungekannt und ungenannt, dann rieb sich Eitel Ich vergnügt die Hände.

Eitel Ich war schließlich vollständig vergessen. Wo er nur ein großes E oder ein großes J in der Zeitung fand, in überseeischen Depeschen oder in Börsenzetteln, da stürzten seine Augen drauf los. Aber er fand seinen Namen nicht mehr. Am ersten Januar, als die Zeitungen in einer großen Totenschau alle berühmten Männer aufzählten, in alphabetischer Folge, die das Jahr über gestorben waren, da riß Eitel Ich im Kaffeehause ein Blatt an sich und buchstabierte alles, was unter J stand, und suchte sich unter den Toten. Er forschte in allen Blättern nacheinander und fand immer dieselben Namen und fand den seinen nicht.

Noch ein Jahr hielt er es aus. Dann, am zweiten Weihnachtsfeiertage, zerhackte er seine Pikkoloflöte. Er ging ins Wasser. Am letzten Dezember fand man seine Leiche, und richtig brachten die Zeitungen in ihrer Totenschau die Nachricht, daß Meister Eitel Ich gestorben sei.

Der Ball der Tugenden

Die Tugenden veranstalteten einen Maskenball. Da meldete sich beim Komitee auch die Heuchelei und verlangte ihre Eintrittskarte. Das sei eine Unverschämtheit, meinten die Leiter des Festes. Es sei doch kein Lasterball.

„Ich bin aber noch auf jedem Maskenball gewesen," sagte die Heuchelei bescheiden.

„Unter welchem Namen, wenn wir bitten dürfen?"

„Ach so. Ich bin freilich von Geburt die Heuchelei, habe aber bei meiner Erhebung in den Adelsstand den Namen Höflichkeit bekommen. Ich bin vom Hofe."

Unter vielen Entschuldigungen stellte das Komitee der Höflichkeit die Karte aus, und beim Balle unterließ es keiner der Herren, einmal mit der Höflichkeit zu tanzen, wenn die Tugenden ausruhen mußten.

Das Gewissen

Ein Mann hatte Tag und Nacht studiert, bis er die Glieder seines Leibes und ihren Gebrauch genau kannte. Da wurde er sehr unruhig, denn er erfuhr, daß auch die kleinste Bewegung von natürlichen Kräften geordnet sei und daß sein eigener Wille ganz und gar nichts dabei vermöge.

So lebte er eine Zeit hin und war recht ärgerlich. Denn er hätte gern sein Selbst kennen gelernt. Er schlug in einem dicken Buche nach und las, sein Selbst sei das Gewissen. Das Gewissen befehle den Gliedern des Leibes und auch seinen Blutstropfen und Hirnkügelchen jede Bewegung.

Der Mann ging zu seinem Gewissen und horchte aufmerksam zu, wie es herumkommandierte. Da vernahm er unaufhörlich: Dein Vater will, deine Mutter will, dein Land will, deine Stadt will, der Schutzmann will, der Kellner will, der Lehrer will, die Portiersfrau will, und so weiter, daß du das und das tust.

„Zum Donnerwetter!" rief der Mann. „Wo bleibe ich? Bin ich ein toter Käfer? Wo ist mein Selbst? Ich will auch was wollen!"

Das Gewissen, weil es nicht lächeln konnte, schwieg zum Zeichen der Heiterkeit.

„Du Narr," sagte es dann. „Der Mensch kann nicht wollen, solange er lebt. Du kommst auch noch an die Reihe. Horch mal zu."

Und der Mann mußte sein Ohr an das Herzchen seines kleinen Knaben legen. Da regte sich ein winziges

Gewissen und lernte etwas auswendig: Der Vater will, die Mutter will, die Kindsfrau will, der Schutzmann will. Der Vater will ...

„Siehst du, da kommst du an die Reihe. Du kannst ruhig sterben, nachher wird sich dein Selbst schon finden. Jetzt aber halt's Maul und geh in die Kirche. Die Stadt will's."

Malthus

Der Arbeiter Tillier meldete sich ängstlich beim Direktor des großen Eisenwerks.

„Ich hätt' 'ne Braut, Herr Direktor. Erlauben Sie's uns! Heiraten! Sie ist ein braves Mädchen, wir möchten nicht so ..."

„Und nachher uns auf dem Halse liegen? Kerls, seid ihr denn des Teufels. Tillier, seien Sie vernünftig, trinken Sie 'nen Schnaps und seien Sie vergnügt."

„Herr Direktor, wir möchten nicht so. Sie ist ein braves Mädchen. Heiraten!"

„Na denn, in drei Teufels Namen, ja. Sie kennen aber die Hausordnung, Tillier. Ein Arbeiter, der mehr als zwei Kinder hat, wird auf der Stelle entlassen."

„Kennen wir ja, Herr Direktor. Ich dank' auch schön, und wenn ich ..."

„Schon gut, ich habe keine Zeit."

*

Tillier verließ das Dienstgebäude mit einem Gesicht, als ob ihm inwendig die Sonne aufgegangen wäre. Auf dem Hof wartete Marie. Sie sah ihn an und fiel ihm um den Hals.

„Ich dank' dir, ich dank' dir! Du sollst sehen!"

„Ja, Marie, ich hab's ihm auch gesagt, du bist ein braves Mädchen."

Zu Ende des Jahres kam Tillier wieder zum Direktor. Wieder sah er aus, als wär' die Sonne in ihm aufgegangen.

„Herr Direktor, ich melde mich, wir haben eins."
„Knabe oder Mädchen?"
„Ein Junge, Herr Direktor. Ein Junge. Na, die Fäustchen ..."
Tillier lachte, daß der Direktor ihn beneidete.
„Es ist gut, Tillier. Ich habe es notiert. Sie kennen doch die Hausordnung? Gehen Sie an die Arbeit."
„Heute ..."
„Was?"
„Nichts, Herr Direktor."

*

Wieder ein Jahr darauf stand Tillier gebückt in einem Kessel, dessen Wände zusammengehämmert wurden. Er hatte von innen sich gegenzustemmen und die furchtbaren Hammerschläge auszuhalten.

„Das schien dir ja zu gefallen," sagte ein Kamerad in der Mittagspause. „Du machtest ja ein Gesicht wie ein Pfefferkuchenmann."

Tillier lachte.

„Ihr kennt ja meinen Jungen, was? Stramm! Und heut, wenn ich nach Haus komme, ist vielleicht wieder so einer da. Gott, Gott, meine arme Marie."

Nach Feierabend eilte Tillier noch schneller als sonst zu seiner Wohnung. An der Schwelle zog er die Stiefel aus. Dann schlich er sich hinein.

Blaß lag Marie auf dem Lager, aber sie lächelte. Eine Nachbarin wärmte einen Kamillentee in der Ofenröhre.

„Na, Marie?" fragte Tillier.

„Ja, Tillier," sagte die Nachbarin, „nur keine Bange. Zwillinge sind's. Beide gesund."

Und sie wies mit einer Kopfbewegung nach der Stubenecke, wo in der Wiege des schlafenden Knaben, zu seinen Füßchen, zwei apfelgroße Kinderköpfe aus einem Pack von Linnen heraussahen.

Tillier näherte sich auf seinen Strümpfen. Er blickte die drei Kinderköpfe an, dann seine Marie und dann die Nachbarin.

„Ganz hübsch, was?" sagte er endlich und lachte.

Plötzlich fuhr er sich nach der Stirn. „Aber nun sind es ja drei?" schrie er auf.

„Eins und zwei macht drei," sagte die Nachbarin, und sogar Marie lachte.

Tillier aber ging auf den Boden und hängte sich auf. Der Hausordnung wegen.

Noch einmal

Der arme Mensch lag vor dem Zauberer auf den Knien und flehte um Hilfe.

„Dreißig Jahre bin ich alt. Seit zehn Jahren habe ich unselig gelebt. Meine Gesinnung verkauft, meinen Körper gebrochen, mein Wort verleugnet, die Liebe verloren. Alle meine Kraft ist fort. Ich bin zu schwach, um die Ketten zu brechen, die mich an der Dirne festhalten. Hilf mir! Gib mir die letzten zehn Jahre wieder, daß ich sie noch einmal leben kann, und du sollst Wunder sehen."

Der Zauberer lächelte und gewährte die Bitte. Ein frischer, starker Jüngling von zwanzig Jahren war der arme Mensch wieder, und alles in Nacht und Vergessenheit versunken, was inzwischen geschehen war.

Er wußte nichts mehr von seinem Schwur und lebte. Er brach seinen Körper, er verkaufte seine Gesinnung, er verleugnete sein Wort, er verlor seine Liebe. Keine Erinnerung warnte ihn. Nur von Zeit zu Zeit störte es ihn auf wie ein Traum, als ob er all das genau so schon einmal erlebt hätte, vor tausend Jahren. Und er glaubte dann das spöttische Gesicht des Zauberers in den Wolkenzügen zu erblicken.

Als der arme Mensch dreißig Jahre alt war, da hatte er keine Kraft mehr. Er konnte die Ketten nicht mehr zerreißen, die ihn an die Dirne fesselten.

Da stürzte er jammernd dem Zauberer zu Füßen und flehte um Rettung und wollte die letzten zehn Jahre wieder haben.

Jetzt aber faßte der Zauberer, ohne zu lächeln, nach dem armen Menschen und drehte ihm den Hals um.

Das Weib

Mann und Weib schoben ihren Karren vorwärts, aufwärts. Seit Monaten zogen sie so dieselbe Straße, immer langsam bergauf.

Es gebar das Weib zwei Kinder. Da legte der Mann sie mit den Kindern auf den Karren zu den Gewändern und dem Mundvorrat. Das Weib bedeckte sich und die Kinder mit den Gewändern und nährte die Zwillinge und sang dazu. Der Mann schob den Karren allein weiter, trocknete die Stirn und war froh.

Da rief das Weib:

„Auf den Karren gehöre ich allein mit deinen Kindern. Nimm deinen Mundvorrat auf den Rücken!"

Der Mann nahm die Nahrungsmittel auf seinen Rücken und war's zufrieden.

Da rief das Weib:

„Es ist ein Unding, daß du hinter dem Karren hergehst und ihn vor dir hinschiebst. Der Mann gehört an die Spitze. Nimm ein Seil um deine Brust und zieh, anstatt zu schieben. Dann können wir dich immer sehen und können dich anspornen, wenn du ermüdest."

Der Mann war's zufrieden. Er legte sich ein hartes Seil um die Brust und zog den Karren mit Weib und Kindern bergauf, den Brotsack auf dem Rücken. Das Weib trieb ihn mit einem Stachelstocke an. Die Kinder klatschten zum Scherz mit kleinen Peitschen in die Luft.

Da rief das Weib:

„Ich will die gleichen Pflichten haben wie du. Du sollst nicht allein an dem Karren ziehen. Ich will mich mit dir zusammen anspannen."

Und sie sprang wie eine Katze dem Mann auf die Schulter. Da blieb sie sitzen. Der Mann keuchte schwer.

Da rief das Weib:

„Nun will ich aber auch die gleichen Rechte haben wie du. Ich will deine Kraft lenken."

Und sie wandte den Mann und das Gefährt, und der Karren rollte abwärts, über den Mann hinweg. Dem hatten die Räder das Rückgrat gebrochen.

Rosenrote Fenster

Der gute Herzog lebte mit seiner schönen Frau in einem großen Schlosse, das hatte lauter rosenrote Fensterscheiben. Darum glaubte der Herzog, die Welt sei rosenrot. Denn er kam niemals aus dem Schlosse heraus.

Eines Tages las er in seiner rosenroten Zeitung, die Bürger lebten der Meinung, die Welt sei nächtens schwarz, bei Tage aber mitunter blau und meistens grau. Da wurde er zornig und rief seinen Schatzmeister. Der mußte ungeheure Schulhäuser im ganzen Lande bauen, darin waren lauter rosenrote Fensterscheiben.

Nun lernten die Schulkinder wirklich, die Welt sei rosenrot, und waren guter Dinge. Wenn sie aber herauskamen aus den Schulhäusern, so erfuhren sie zu ihrem Schrecken, daß die Welt nächtens schwarz war, bei Tage aber mitunter blau und meistens grau. Weil sie nun die Augen an die rosenrote Farbe gewöhnt hatten und weil sie sich über die Fopperei ärgerten, darum erschien ihnen auch der blaue Himmel gräulich.

Der Herzog las in seiner rosenroten Zeitung, daß die Schule die Bürger nicht gebessert hätte. Da ließ er noch zorniger seinen Kriegsfeldherrn kommen und befahl ihm, jeden einzelnen Bürger zu binden und ihm beide Augen mit Gewalt rosenrot anzustreichen. Das tat weh, und die Bürger wurden böse. Sie rotteten sich vor dem Schlosse zusammen und drohten die rosenroten Schloßfenster mit grauen Steinen einzuwerfen. Da erschraken der Kriegsfeldherr und der Schloßkaplan über alle Maßen. „Alles, nur das nicht!" Es gab nämlich eine alte Wahrsagung, daß die Kapelle einstürzen müßte,

wenn auch nur eines der rosenroten Schloßfenster zerbrochen würde. Lieber sollte alles beim alten bleiben.

Der gute Herzog aber wollte noch einen Versuch machen. Er berief abermals seinen Schatzmeister und sagte zu ihm:

„Mein lieber Schatzmeister, öffne alle deine Truhen; wir wollen über der Erde einen neuen starken Himmel aus rosenrotem Glase bauen. Dann werden die schlechten Bürger endlich zugeben müssen, daß die Welt rosenrot aussieht."

„Dann wäre sie es sogar, Hoheit," sagte der ehrliche Schatzmeister. „Aber dazu langt's nicht."

Und so blieb alles beim alten.

Flagranti

Flagranti mag eine italienische Stadt sein, man weiß nur nicht, wo sie liegt. Einige glauben, mit Flagranti sei Rom gemeint, weil dort auch so viele Pfaffen und so viele deutsche Künstler gefunden würden. Andere wieder denken bei Flagranti an Neapel, weil ein Dichter einmal gesagt haben soll, in Flagranti möchte er gern begraben werden.

Einerlei. Es fuhr einmal ein reicher Schlächter nach Italien. Alle Städte dieses Landes wollte er sehen. Nur von Flagranti wollte er nichts wissen. Denn am Tage seiner Hochzeit war ihm vorausgesagt worden, in Flagranti würde er seine Frau einbüßen. Er aber mochte seine Frau nicht gern verlieren, weder in Flagranti noch anderswo. Darum fragte er alle Reisegefährten, wie er am besten eine Hochzeitsreise durch Italien machen könnte, ohne Flagranti zu berühren.

Oft verlangte die junge Frau nach Flagranti und quälte ihren Mann darum; da sagte er ihr einmal, was ihm prophezeit worden war, daß er sie nämlich dort verlieren würde. Ei, da wurde die junge Frau gierig und neugierig, ihrem Gatten ein bißchen verloren zu gehen. Sie sann nach und lachte und führte es aus.

Sie schloß ihm die Augen und bestach den Schaffner und die Leute am Bahnhof und den Facchino und den Vetturino. In einer sicheren Stadt glaubte der Schlächter auszusteigen, um da zu übernachten; aber er war schon in Flagranti.

Da fand die Frau einen Helfershelfer. Mit ihm in Gemeinschaft täuschte sie den Gatten. Sie fälschten die

Straßennamen und die Hotelrechnung und die Zeitungen im Lesezimmer. Den „Anzeiger von Flagranti“ warf der Helfershelfer ins Feuer und das „Abendblatt von Flagranti“ nahm er auf ihr Zimmer.

Sie tranken zusammen den schweren Wein von Flagranti; der Gatte schlief ruhig die ganze Nacht und vermißte nicht die verlorene Gattin. Am nächsten Morgen war sie wieder da und sann nach und lachte und bestach alle Diener des Gasthofes und die Ausrufer der Straße, den Vetturino und den Facchino. So kamen sie auf den Bahnhof. Da war die junge Frau schon mit allen im Einverständnis. Nicht einmal auf den Fahrkarten war der Name Flagranti zu lesen. Schon lächelten beide Ehegatten.

Da schob sich der Eilzug in die Halle, mit dem sie weiterfahren wollten; und täppisch rief der junge, unbesonnene Bahnhofschreier: „Flagranti, fünf Minuten Aufenthalt.“

Die junge Frau war einer Ohnmacht nahe. Der reiche Schlächter aber ging schnaufend vor Zorn und Selbstbewußtsein in die Stube des Vorstehers und schrieb dort in das offene Buch eine Beschwerde über den vorlauten Bahnhofschreier.

„Denn ich habe ihn nicht einmal danach gefragt,“ sagte er gütig und großartig zu seiner Frau.

Zwei Schuster

Es hat eine Zeit gegeben, wo alle Menschen glaubten, die Erde schwimme als eine beträchtliche Scheibe auf dem Ozean. Nur über die Form der Scheibe ist man damals nicht einig gewesen.

Zu dieser Zeit lebten in Athen zwei Schuster in einer gemeinsamen Werkstatt. Sie waren gute Schuster und arbeiteten gleichmäßig an jedem Paar Stiefel, der eine am rechten, der andere am linken Stiefel. Aber sie waren nicht einer Meinung über die Form der Erdscheibe. Der eine Schuster hielt sie für kreisrund, der andere für rechteckig. Unablässig schlugen sie mit dem Hammer, bohrten sie mit der Ahle und schmierten sie mit Pech; aber ebenso unablässig zankten sie, und der eine verschwor die Häupter seiner Kinder fürs Quadrat, der andere für den Kreis. Nur die Stiefel machten sie nicht nach dem Vorbild des Quadrats oder des Kreises, die Stiefel machten sie nach der Form ihrer eigenen großen Füße, der eine den rechten, der andere den linken. Und sie standen oder saßen, beim Streit oder bei der Arbeit, fest auf der schwimmenden Erdscheibe.

Die Ururenkel der beiden Schuster von Athen sitzen wieder in einer gemeinsamen Werkstatt. Jetzt zanken sie über die Freiheit des Willens und über die Ungleichheit der Menschenköpfe. Ihre Stiefel aber machen sie immer noch gleich nach ihren großen Füßen, der eine den rechten, der andere den linken, und arbeiten willig.

Der Buchweizen und die Rechenmeister

Das Volk hatte nicht genug Buchweizengrütze. Als es immer lauter nach Grütze schrie, bestellte die Regierung einen gelehrten Rechenmeister, der herausbringen sollte, auf welchem Boden Buchweizen am besten gedeihe. Der Meister erhielt einen Gehalt, eine Frau, drei Assistenten, ein Laboratorium und eine Bibliothek. Nach langen Mühen und Versuchen brachte er endlich heraus, daß Buchweizen am besten in einem Boden gedeihe, der aus der und der Mischung von Lehm, Sand und feinen Nitraten bestehe. Er veröffentlichte diese Entdeckung, und das Volk freute sich.

Bald stellte es sich aber heraus, daß das Volk nicht wußte, welcher Boden aus der und der Mischung bestehe. Da gab die Regierung einem anderen Rechenmeister einen Gehalt, eine Frau, drei Assistenten, ein Laboratorium und eine Bibliothek, und dazu den Auftrag, herauszubekommen, woran man einen Boden von der und der Mischung erkenne. Der treffliche Gelehrte studierte zuerst mit der Retorte und dem Mikroskop, dann erst entschloß er sich, Experimente mit dem Aussäen von Buchweizen anzustellen. Sie glückten. Nach langen Mühen und Versuchen brachte er es heraus, daß man einen Boden von der und der Mischung daran erkenne, daß Buchweizen darin am besten gedeihe. Er veröffentlichte diese Entdeckung, und das Volk freute sich.

Viele Jahre später kam ein schlechter und sparsamer Mann an die Spitze der Regierung. Da beide Rechenmeister eben gestorben waren, gab der neue Minister eine Frau, drei Assistenten, ein Laboratorium und eine

Bibliothek an das Nachbarvolk ab, steckte einen Gehalt in den Staatssäckel und betraute einen dritten Gelehrten mit beiden Wissenschaften.

Schleunig bekam dieser eine Gelehrte Kopfschmerzen und dachte nach, wie er die beiden Entdeckungen vereinigen könnte. Eines Tages, als er es vor Kopfschmerz nicht mehr aushalten konnte, fiel es ihm ein. Wo Buchweizen am besten gedeiht, da ist der und der Boden; wo der und der Boden ist, da gedeiht Buchweizen am besten. Alle drei Assistenten sprangen von ihren Arbeitsstühlen auf, als sie den logischen Schluß vernahmen: Also gedeiht Buchweizen dort am besten, wo Buchweizen am besten gedeiht.

Uneigennützig überließ der treffliche Rechenmeister seine Entdeckung den drei Assistenten und seiner Witwe. Denn er hängte sich auf.

Der Nachruhm

Eine Familie von Zeitgenossen saß um den Tisch herum und wartete auf das Abendbrot. Es war um die Weihnachtszeit; draußen war es bitter kalt und stockfinster.

Es war um die Weihnachtszeit, und ein fremder Gast trat über die Schwelle. Seine Augen waren trüb, aber seine Stirn leuchtete.

„Wir haben nichts zu essen für dich," sagte die Mutter.

„Wir haben nichts zu trinken für dich," sagte der Vater.

Der fremde Gast streckte die Hände nach dem Ofen aus.

„Wir haben keine Wärme für dich," sagte der älteste Sohn.

Da streckte der Fremde seine Hände nach der Tochter des Hauses aus.

„So gebt mir nur ein gutes Wort!"

„Wir haben kein gutes Wort für dich übrig," sagte das Mädchen.

Jetzt trübte sich auch die Stirn des fremden Gastes, und er ging hinaus in die stockfinstere und bitterkalte Nacht.

Das Abendbrot wurde aufgetragen und war so reichlich, daß die Familie lange sitzen blieb, so lange, bis der Fremde schon weit, weit fort war.

Da sagte der jüngste Sohn:

„Der arme Mann, er hatte so was in seinem Gesicht. Weißt du, Mama, so etwas wie die Statuen."

„Auf sein Wohl," sagte der Vater und schluckte ein Glas Glühwein hinunter.

Die Familie stieß mit dem Vater an und freute sich über den fröhlichen Einfall. Nur der jüngste Sohn preßte seine Stirn an die kalte Scheibe und blickte traurig in die Nacht hinaus.

Das Gesetz

Seit Weltengedenken liebten einander der Mond und die Erde.

Eines Erdenabends, es hatte zwischen den Liebenden stundenlang gewittert und sie waren wieder gut, sagte die Erde:

„Willst du was Tolles hören, lieber Mond? Horch zu. Der Staub auf meinem grünen Gürtel vermag ein Geräusch zu machen. Der Staub nennt das Sprechen und Denken."

„Ho!" machte der Mond erstaunt. „Spricht und denkt er auch was über uns, der Staub auf deinem lieben grünen Gürtel?"

„Ja. Der Staub hat herausgebracht, daß du dich um mich drehst."

„Ho, das war schwer! Was weiß er noch, der kluge Staub?"

„Nichts weiter. Nicht daß der Äther uns innig verbindet, nicht, daß wir unendliche Küsse tauschen, nicht, daß du dich mit deiner Kraft einwühlst in meine wogenden Meere. Nichts. Aber er hat einen Grund gefunden für dein Drehen, wie er es nennt."

„Was für einen Grund?"

„Ein Wort."

„Hoho! Wie kann ein Wort ein Grund sein? Was für ein Wort?"

„Gesetz nennt der Staub unsere Liebe."

„Hohohoho! Was ist das, Gesetz?"

„Der Staub auf meinem grünen Gürtel hat viele Gesetze. Das sind kleine Tafeln und auf jeder steht ein

Wort: du sollst. Und wenn nun ein Staubkorn nicht kann, so kommt ein zweites, eins mit Eisenatomen, und packt es beim Kragen. Das ist das Gesetz des Staubes und so erklärt er sich unsere Liebe. Wir sollen! Wir!"

„Hoho!" lachte der Mond und preßte die Erde an sich und spülte mit etwas Flut den Staub von ihrem lieben grünen Gürtel.

„Das war die Sintflut," sagte der Staub.

Die gebärende Löwin

In Tuat schlugen sie das Lager auf, Kosma und ihre Jagdgenossen aus London, Paris und Tiflis, Kosma und ihre Diener. Bis nach Tuat kamen die Löwen der Wüste, um ein Zicklein zu holen zum Fraß für ihre Kleinen.

In Tuat lag das schöne Weib auf Löwenfellen unter einem weißen Zelt. Draußen schliefen ihre Freunde und ihre Diener, und draußen wachte auf seinen Knien der Älteste von Tuat. Auch Kosma wachte.

Das wird wieder schön werden, eine Löwenjagd.

Kosma war die Tochter eines russischen Fürsten und einer Pariser Jüdin. Zu siebzehn Jahren hatte sie einen sarmatischen Magnaten geheiratet und zum Bettler gemacht. Zu zwanzig wurde sie die Geliebte eines Königs; er verdorrte in ihren Umarmungen und starb. Jetzt war sie dreißig und die Frau eines alten und unerschöpflich reichen Amerikaners. Kosma konnte endlich das Leben genießen. Der Mann duldete alles, Kinder hatte sie nicht. Und Kosma hatte endlich entdeckt, daß eine Künstlerin in ihr lebte, zum mindesten eine Lebenskünstlerin.

Blaß und schön lag sie auf ihren Löwenfellen, und wenn sie dürstete, so schlürfte sie, was ihr gefiel. Ob in Tuat oder in einem ihrer Paläste, jeder Genuß war bereit für jeden müden Wink der feinnervigen Frau. In ihrem Gefolge war einer, der hatte nur die Blätter umzuwenden, wenn ihr Virtuose sie zum Gesang begleiten durfte, in Tuat am Rande der Wüste.

Kosma wachte und rief von ihren Freunden den Sternkundigen, den blassen edeln Mann aus dem Haag,

daß er ihr die Schönheit dieses fremden Himmels mit Namen benenne. Und der Sternkundige aus dem Haag erfüllte ihren Willen; sie träumte sich auf den Sirius und spielte mit dem braunen Haar des verstummenden jungen Gelehrten.

Auch schlafen konnte Kosma. Dann wachte sie auf und Afrika huldigte ihr. Die Sonne glänzte hinter einem Wald von Dattelpalmen. Im Westen hoben sich vom stahlgrauen Himmel ferne gelbe Hügel der Wüste.

Ihre Nasenflügel witterten, und sie sog den Duft der Wüste und der Dattelblüte in sich ein. Ihre Augen weiteten sich und sogen den Glanz der Welt in sich, ihn zu bewahren für dunkle Nächte. Und ihre kleinen Ohren zitterten und sogen die Stille der Wüste ein und von Zeit zu Zeit ein ganz fernes tonloses Rollen, wie von verwehtem Gewitter.

Da sprang der Älteste von Tuat auf, und zwei Beduinen sprangen auf und wiesen mit den Fingern und streckten ihre braunen Arme aus nach den Hügeln des Westens.

Dort war nichts zu sehen, kaum ein Punkt. Meilenweit. Einer der Freunde aber richtete das Fernglas nach dem Punkt. Es war das kostbarste Fernrohr, das jemals aus einer Werkstatt hervorgegangen war. Die Sonne lag glänzend auf dem gelben Punkt. Der Freund Kosmas hatte das Fernrohr gerichtet, und Kosma blickte hindurch. Nach wenigen Augenblicken winkte sie dem Gefolge. Sie wollte allein sein.

Auf einem Absatz des fernsten Hügels stand eine gebärende Löwin, durch das Glas zum Greifen nah. Und jetzt lag ein kleiner Löwe auf dem Moosbüschel links von der ragenden Agave. Die Löwin blickte gar nicht nach dem kleinen Löwen hin. Immer noch stand sie da, die Vordertatzen zitternd, die Hinterpranken eingestemmt gegen den Felsen, und von den Hinterpranken über den Rücken hinweg ging ein leises Zucken von unendlicher Lust und Kraft. Und mit Lust und Kraft hatte

die Löwin den Hals emporgerichtet mit dem felsengleichen Löwenhaupt, und blickte mit ihren höhnischen Katzenaugen triumphierend vor sich hin, über die Wüste weg, die ein Spielplatz sein wird und Gazellen bieten wird für die kleine Löwenkatze zwischen ihren Pranken, triumphierend in den Himmel hinein, der das Löwenjunge nicht verletzen kann, nicht mit Adlern und nicht mit Blitzen, nicht mit Hagelschloßen, die es abschütteln wird wie Sandkörner, und triumphierend mit den Katzenaugen in die Augen des schönen, blassen Weibes hinter dem Glase. Und leise zog die Löwin die eine Hinterpranke vor, bis sie das Löwenkind berührte; dann ging es wieder durch den ganzen Leib wie ein Schauern der Lust, und die Löwin öffnete den Rachen und bleckte ihr Gebiß und stieß ein Gebrüll aus, schwanger von Lust und Kraft, von Liebe und Kampflust, zweimal, dreimal. Dann ließ sie sich nieder, sanft wie ein Hündlein, und bot dem Jungen das Euter.

Das kinderlose Weib stand auf mit schmerzenden Knien und ging in ihr Zelt und weinte die Löwenfelle naß. Dann befahl sie den Aufbruch. Sie lachte darüber, daß man Löwenjagden schön fand. Zurück wollte sie nach Europa, wo sie hingehörte. Denn mit all ihrem Künstlertum schämte sie sich vor der Natur. Sie schämte sich wie ein Laster. Und sie verbrachte den Rest der Saison am Mittelmeer, in Monaco, am Spieltisch, wo sie sich nicht zu schämen brauchte vor der Natur.

Die Einsamkeit

Ein blasser Mann war allein, aber das machte ihm nichts. Er saß am Fenster und war allein mit der belebten Straße, mit den Häusern gegenüber, mit den Bücherschränken in seiner Stube, mit der Weinflasche auf dem Tisch und mit der Katze auf dem Teppich. Er blickte hinaus, dann las er wieder und trank, die Katze schnurrte, es war ein behagliches Alleinsein.

Da kam die Dämmerung und der blasse Mann lehnte sich zurück. Sehnsucht faßte ihn. Wenn doch jemand käme.

Da schlurfte es die Steintreppen herauf, wie wenn ein nasser Fetzen zerbrochenes Glas scheuert. Und über die Schwelle unter der Tür durch die Ritze floß es herein und kroch heran. Die Einsamkeit selbst. Sie stand und lag und kroch und erhob sich wieder in schlottrigen Maskenkleidern. Eine nasse schwarze Schleppe zog sich so lang hinter ihr her, daß das Ende noch draußen vor der Türschwelle blieb. Wie seine letzte Geliebte auf dem Maskenball war die Einsamkeit gekleidet. Rock und Schleppe von einer vornehmen Frau, das Leibchen von einer Gänsehirtin. Auf dem falschen Haar den Helm von irgendeiner toten griechischen Göttin, und durch die Augenschlitze der Larve blickte es schwarz.

Die Einsamkeit stand vor ihm, fahl und grau. Er wartete darauf, daß sie zu sprechen und zu lachen begann. Aber sie lachte nicht einmal. Nur aus seinen Bücherschränken hörte er das Bohren und Nagen der Würmer. Die Katze fauchte, der Wein roch fade. Die Häuser gegenüber kriegten Risse, und die Menschen auf

der Straße jagten wie hungrige Hunde. Man hatte eben die elektrischen Lampen angezündet.

Der blasse Mann sprang auf und schrie: „Wer bist du?"

Er riß der Einsamkeit die Larve vom Gesicht. Die klebte in seiner Hand. Und hinter der Larve ein schwarzer hohler Raum, hohl und schwarz in dem schlottrigen Maskenkleide.

Die Einsamkeit aber hob die hohlen Arme und umarmte den blassen Mann fest mit eisernen Klammern.

Der Weltverbesserer und die Bosheit

Es war einmal ein strebsamer Bursche, ein angehender Weltverbesserer. Das wollte er aber erst später werden. Einstweilen und zur Vorbereitung war er Schornsteinfeger. Denn in der Enge und Dunkelheit des Rauchfangs hoffte er sich daran zu gewöhnen, einmal Weltverbesserer zu sein, und auch daran, von den Leuten für schwarz gehalten zu werden und sich doch selbst so weiß zu wissen wie die anderen.

Einst an einem Sonntag, als er sich also gewaschen hatte und weiß war auch vor den Menschen, ging er durch ein Nachbardorf spazieren und erblickte plötzlich ein fliehendes Bettelmädchen. Die Bauern, die Weiber sogar und die Kinder, waren mit Stöcken und Knütteln, mit Dreschflegeln und Heugabeln hinter ihr her; die Dorfhunde schnappten nach ihr. Es war nämlich die Wahrheit.

Über und über war sie mit Blut besudelt. Wie sie aber floh vor den Bauern und Hunden und dabei nicht eilig lief, sondern regungslos schwebte, da ward dem Schornsteinfeger weh ums Herz und sie erschien ihm blütenweiß unter ihren Blutflecken, wie auch er weiß war, wochentags unter seiner Rußhülle und Sonntags überhaupt.

Nun eilte auch er hinter dem Bettelmädchen her. Und weil er die Wahrheit nicht aus Haß verfolgte, vielmehr aus Liebe, darum kam er ihr immer näher.

An wüster Stelle, fern von den Wohnungen der Menschen, kam er ihr ganz nahe. Regungslos schwebend wie sie folgte er ihr und fragte, ob sie ihn nicht möge.

„Ich?" antwortete das Mädel. „Ich gehöre dem, der mich liebt. Ich selbst liebe nicht. Mich aber will fast alle hundert Jahre einer, trotz meiner Wunden und trotz meiner Mutter."

Das Mädel lächelte unter seinem weißen Haar wie unter Vollmondscheinen. Weiß war das Haar der Wahrheit freilich, als wäre sie viele tausend Jahre alt; doch ihr Antlitz leuchtete hell wie das eines glücklichen Kindes.

„Ich bin nicht, was ich scheine," sagte der gute, verliebte Schornsteinfeger, „trotzdem ich heute weiß bin. Ich bin nämlich ein angehender Weltverbesserer. Könnten Sie sich nicht entschließen, einen solchen zu heiraten?"

„Heiraten? Das ist was anderes. Sprechen Sie mit meiner Mutter."

Der Schornsteinfeger und die Wahrheit gingen also selbander nach der Hauptstadt. Dort wohnte hoch oben im fünften Stockwerk eines Riesenhauses, mitten im Treiben der Welt, die Mutter der Wahrheit. Auch die Mutter hatte weißes Haar und darunter ein leuchtendes Antlitz. Die Tochter sah ihr furchtbar ähnlich, nur daß Friede war in den Zügen der Wahrheit, was Unfrieden verriet in den Augen und um die Lippen der Mutter.

„Liebe Mama," so stellte das Mädel vor, „das ist hier ein Schornsteinfeger, der später Weltverbesserer werden will. Und hier ... meine Mutter, die Bosheit. Erschrecken Sie nur nicht! Es ist so, man hat es nur bisher nicht gewußt, daß die Bosheit die Mutter der Wahrheit ist."

Der Schornsteinfeger erschrak dennoch und sprach zu sich selbst:

„Wie denn? Soll etwa die Bosheit in eigener Person meine Schwiegermutter werden? Wird die Wahrheit, meine Frau, nicht am Tage der Silberhochzeit ihrer Mutter gleichen, der Bosheit? Und werden meine Kinder nicht die Bosheit zur Großmutter kriegen?"

So zog sich der strebsame Bursche eilig von der Wahrheit zurück. Er wußte nicht, daß die friedsame Tochter der friedlosen Bosheit sich niemals ändert, nicht in tausend

Jahren; und er wußte nicht, daß er mit der Wahrheit verwünscht gewesen wäre, kinderlos zu bleiben.

Der junge Schornsteinfeger brachte es niemals dazu, Weltverbesserer zu werden. Er blieb, was er war. Und als er endlich träge und dick geworden war, so daß er sein Gewerbe in den Rauchfängen nicht mehr ausüben konnte, da heiratete er schließlich verbissen und verbittert die Bosheit in eigener Person. Sie wurde seine Frau und wäre doch nur seine Schwiegermutter geworden, wenn er der Wahrheit treu geblieben wäre.

Königs Geburtstag

Am Weihnachtsabend war's. Fünf Tagemärsche von Mpwapwa entfernt, auf einem stillen Hügel, im hohen Grase schlugen sie das Lager auf, der Graf und der Maler und ihre zwanzig schwarzen Begleiter. Der Jagd wegen waren sie nach Afrika gekommen, die beiden weißen deutschen Männer, der alte Graf und der junge Maler. Seit zwei Monaten zogen sie umher und waren ihren Leuten gute Herren, nicht wie die Araber und wie die Medizinmänner.

Es war Weihnachtsabend und die beiden Weißen wollten sich etwas Gutes gönnen. Ein Wels, den Muganka mit den Händen aus dem Wasser gefischt hatte, wurde gesotten, die Zunge des Zebras gebraten, das der Graf heut erlegt hatte, Schokolade wurde gekocht und endlich eine der beiden Champagnerflaschen entkorkt und getrunken, froh getrunken trotz alledem auf das Wohl der Heimat.

Abseits lagerten die Schwarzen und berauschten sich am Fleischgenuß.

„Zebra, viel Fleisch."

Der Graf rief den Führer Mabruk heran und gab ihm Champagner zu kosten.

Mabruk trank und grinste.

„Ich weiß, was bedeutet ... Habe schon einmal weißen Mann deines Landes geführt ... hat damals ebensoviel essen wollen und das da dazu getrunken. Hat auch gesagt warum. War Königs Geburtstag. War auch dieselbe Jahreszeit."

Der Graf und der Maler blickten einander lächelnd an, und der Graf sagte:

„Jawohl, es ist der Geburtstag unseres Königs."

„Bitte, Herr, sei gut, erzähl' von deinem König. Ja? . . . Kommt, Kinder, legt euch herum. Unser großer Herr feiert den Geburtstag seines Königs und will uns erzählen!"

Die Schwarzen waren satt und lagerten sich im Kreise um den Grafen und den Maler. Sie lachten vor Spannung.

„Laß mich erzählen," sagte der Maler. „Ich habe was."

„Mein jüngerer Bruder wird euch von unserem König erzählen," sprach der Graf.

„O Herr!" rief der Führer Mabruk. „Laß ihn doch schweigen; er gut, aber er erzählen Märchen und Lügen. Nur deine Worte wahr und stehen fest wie Elefanten."

„Heute will ich keine Märchen erzählen. Hört zu! Unser König, dessen Geburtstag wir heute feiern, ist nun bald zweitausend Jahre alt . . ."

„O Herr, da hörst du, dein Bruder Lügen erzählen und Märchen."

Der Graf nickte ernsthaft mit dem Kopfe, und die Schwarzen glaubten dem Maler.

Der fuhr fort:

„Vor zweitausend Jahren wurde er geboren in einer verachteten Bambushütte als der Sohn armer Leute. Aber er wurde der größte und stärkste seines Stammes. Er trieb die Araber und andere Sklavenhändler hinaus und ließ sich martern von seinen Feinden, ohne mit den Wimpern zu zucken. Da erging sein Ruf über sein Volk hinaus von Land zu Land. Er aber wählte zwölf seiner Freunde aus, um die Welt zu erobern. Ohne ein Schwert zu ziehen, ohne eine Witwe zu machen oder eine Waise, hat er mit seinen zwölf Genossen mehr Land erobert, als der Flinkste unter euch durchmessen

könnte in hundert Jahren. Und wo er herrscht, da jagt er noch immer die Araber und andere Sklavenhändler vor sich her."

Mabruk wiegte leise singend den schwarzen Kopf hin und her.

„Immer Neues und immer Wunderbareres hört man von eurem Könige. Das wußten wir nicht, er Schwert nicht gezogen hat. Da seid ihr glückliches Volk, und wundert mich, daß ihr zu uns kommt ... zu jagen."

Der Maler blickte zu den Sternen auf und sagte:

„Ohne Schwertstreich hat er die Welt erobert. Als er aber ein paar hundert Jahre alt war, fing er an, alt zu werden. Er schrieb seinen Willen nieder und schickte mit diesem Willen Botschafter über alle Länder. Mit diesen Leuten hat er jedoch Unglück gehabt. Blutgierig sind sie und herrschsüchtig und bestechlich und nennen sich doch die Stellvertreter unseres guten Königs. Selbst sind sie Sklavenjäger und Sklavenhändler. Und vor ihnen sind wir aus unserem Lande geflohen, bis hierher, fünf Tagemärsche hinter Mpwapwa."

Mabruk sang wieder leise vor sich hin.

„Hat euer König keinen jungen Sohn, der sein Werk fortsetzen und die schlimmen Statthalter züchtigen könnte?"

Der Maler antwortete nicht. Er stand auf und lachte.

Da nahm der Graf das Wort und sprach traurig:

„Wir lieben unseren König, das seht ihr, denn wir feiern seinen Geburtstag hier, wo er es doch nicht erfahren kann, und nennen es den „heiligen Abend". Aber es ist schlimm zu erzählen. Er wird keinen Erben hinterlassen, und niemand wird seinen Willen ausführen, wenn er einst stirbt."

Der Kapellenmeister

Es war einmal ein Musikant, namens Schrumm, der war eigentlich gar keiner. Er kannte keine Note und kannte keinen Schlüssel. Aber es verlangte ihn, mitzutun, wenn die Kapelle was aufspielte, wenn die einen die Fiedelbogen hinauf- und hinunterzogen vor ihrer Nase, die anderen mit dem Bogen hin und her rutschten zwischen ihren Beinen, die dritten ihre Backen aufbliesen und tuteten, und die vierten auf der Pauke rasselten, und das Ganze sich vereinigte, als ob ein feuriger Wagen gen Himmel gefahren wäre, und Schrumm hätte drin gesessen und hätte die goldenen Rosse gelenkt und gestachelt und hätte jedesmal mit der unendlichen Peitsche geknallt an der Stelle, wo die Musik die Erde verließ und der feurige Wagen mit seinem kristallenen Deichselende krachend aufstieß das Himmelstor.

Aber Schrumm kannte keine Note und keinen Schlüssel.

Er verdingte sich bei dem Ältesten der Kapelle. Er blies ihm den Staub von seinem alten Hut und glättete ihm den Sand auf dem Estrich. Und er bat ihn inniglich und schmeichlerisch. Da versuchte es der Älteste der Kapelle mit ihm. Nacheinander durfte Schrumm vor jedem Notenpulte sitzen. Aber es ging nicht. Mit dem Violinenbogen stieß er seinem Nachbar ein Auge aus, an der Baßgeige lernte er nur einen einzigen Ton und glaubte, der passe zu allem, und spielte ihn zu allem, mit der Posaune erschreckte er die Nachbarn auf fünfhundert Schritte weit, und über die Flöte schüttelte er nur immer seinen Kopf. In die Pauke schlug er ein großes Loch, und als man ihm schließlich eine Knarre zu

drehen gab, drehte er sie immer nur dann, wenn eine große Pause vorgeschrieben war. Denn er wollte sich hören lassen.

„Das ist ein Kreuz," sagte der Älteste der Kapelle.

„Nicht einmal was ein Kreuz ist, weiß ich," erwiderte Schrumm verzweifelt; aber soweit in guter Stimmung. Er drehte gern die Knarre in den Pausen.

„Ja, kannst du denn gar nichts, ganz und gar nichts?" fragte der Älteste. „Könntest du nicht Noten umblättern?"

„Könnt' ich nicht."

„Oder Lampen anzünden?"

„Möcht' ich nicht," sagte Schrumm.

„Ja dann hilft das nichts, dann mußt du eben Kapellenmeister werden."

„Ei ja," sagte Schrumm. Und so wurde er Kapellenmeister und paßte auf, daß er Takt schlug mit der Hand und mit den Füßen dazu stampfte, sowie er sah, daß die Musikanten den Bogen führten und auf der Pauke rasselten.

Nebel

Ein Schiff, ein eiserner Riese, kam heran über das Weltmeer; wie ein Dolch brach es sich Bahn durch die Wellen, und in schwarzer Nacht steuerte es in den Kanal.

Die Nacht verging, aber keine Sonne ging auf. Nebel bettete sich auf dem Wasser.

Die Offiziere standen auf der Kommandobrücke, bleich. Zwei Mann hielten Wache am Nebelhorn, und so oft aus maigrünem Busch der Kuckuck seinen Ruf erschallen läßt, in kurzen Pausen, unermüdlich, ebensooft stieß das Horn seinen grausenerregenden Schrei aus, die Warnung rundum, daß der eiserne Riese durch den Nebel fahre und blind geworden sei. Entsetzt flohen die alten Fische, und bleich blickten die Leute der Wache.

Es kam Antwort aus dem Nebel heraus. Von nah und von fern der gleiche grausenerregende Schrei, von nah und von fern das klirrende Singen von französischen Sirenen, und ganz aus der Nähe das verzweifelte Tuten der Segelschiffer, die ausgezogen waren nach Beute und nun umherirrten, blind zwischen blinden eisernen Riesen, wie Vögel im Netz.

Zur Rechten und zur Linken, vorn und hinten, fern und nah ertönte das warnende Grausen, das klirrende Singen und der Angstruf der armen Fischer. Da erbleichten auch die Gäste des eisernen Schiffs, die bis dahin nichts gedacht hatten als: Ei, das ist hübsch! Ein Nebel im Kanal! Jetzt schlotterten sie und gedachten der letzten Dinge.

Nur einer wurde nicht bleich. Ein Fiedler. Die Geige nahm er aus dem Kasten und küßte sie und nahm den Bogen und holte aus der Geige seine liebste Melodie.

Er allein hörte sie, nicht die Offiziere auf der Brücke, nicht die Leute der Wache und nicht die Wanderer des Weltmeers.

Da wieder weit voraus, kaum hörbar noch, der warnende Schrei eines Nebelhorns. Derselbe Schrei dann näher und näher. Man erkennt ihn, wie man eine Menschenstimme erkennt vor anderen. Geradeaus kommt es heran. Immer lauter erdröhnt es und überschreit die klirrenden Sirenen und den Angstruf der Fischer. Immer näher und immer drohender wird das warnende Dröhnen. Jetzt tönt es dicht vor dem Heck. „Backbord!" donnert es auf der Brücke; und „Backbord!" ruft das Echo aus dem Nebel.

Hart neben dem eisernen Riesen dröhnt jetzt der Schrei. Die beiden Schiffe kreuzen einander, fremde Wellen schlagen an die Wände, aber man sieht einander nicht. Nur eine dunkle Wand scheint im Nebel vorüberzufließen.

Entsetzen lähmt die Leute der Wache. Das Nebelhorn verstummt. Nur der Fiedler spielt seine Melodie.

Da — von drüben — eine andere Geige nimmt die Melodie auf und begleitet sie, solange die schwarze Wand vorüberfließt, und noch eine Weile, bis der Nebel auch den Klang verschlingen will.

Da hebt der Fiedler Geige und Bogen und ruft hinüber in den hungrigen Nebel: „. . . ich liebe dich."

Und aus dem Nebel, bevor er den Ruf noch verschluckt hat, kommt ein Echo zurück: „Ich liebe dich . . .!"

Nur der Fiedler hat es gehört, nicht die Offiziere auf der Brücke, nicht die Leute der Wache und nicht die Gäste des eisernen Schiffs, die bleichen Wanderer des Weltmeers.

Der Großstädter

Ein frisches junges Füllen lebte auf dem Lande und hatte eine ganze Wiese für sich. Es wollte aber da nicht mehr fressen. Es hatte von der Stadt gehört und wollte ein Großstädter werden. Da ging es einmal durch, geradeaus nach der Hauptstadt.

Es hatte nichts bei sich, nicht einmal Schuhe. Aber es hatte gehört, daß junge Füllen in der Stadt leicht ihr Glück machten.

Was das Füllen in der Hauptstadt suchte, das war vor allem das öffentliche Leben. Es meldete sich also gleich nach seiner Ankunft überall dort, wo etwas öffentlich war.

Zuerst wollte es ein öffentlicher Charakter werden. Aber es erhielt die Antwort, es sei dafür noch gar nicht zugeritten. Dann suchte es einen Dienst bei der öffentlichen Meinung. Aber es blieb keinen Tag dabei, denn dort wurden zu viele Geschäfte von Eseln besorgt.

Da ging das Füllen in eine der öffentlichen Anlagen. Ein Schutzmann aber trieb es wieder hinaus. Hier dürften sich nur schön gestriegelte und wohlgenährte Herrschaften niederlassen; zum mindesten müßte es irgendein Schuhwerk haben. Öffentlich seien die Anlagen, aber nicht für die barfüßige Öffentlichkeit.

Von diesem Schutzmann erfuhr das Füllen, daß es in der Stadt auch ein öffentliches Fuhrwesen gebe. Das Füllen meldete sich, bekam eisernes Schuhwerk, wurde sofort zum Gaul ernannt und zwischen zwei Deichseln vor einen Wagen gespannt. Nun war es ein Großstädter und begann das Leben, das es geträumt hatte.

Den ganzen Tag war es auf den Beinen und trabte von einer Straße in die andere. Überall war was Neues zu sehen. Die Mahlzeiten nahm es nur noch stehend und eilig ein. Selbst während des Essens hieß es mitunter plötzlich: Nach der Börse! oder: Ins Ministerium!

Am liebsten trabte der großstädtische Gaul mit geputzten Damen. Er hatte zwar nur die Arbeit davon, war den schönen Weibern nur vorgespannt, aber die Leute guckten doch alle, wenn nicht nach dem Gaul, der für sie schwitzte, so doch nach den Frauenzimmern in der Droschke. Und so keuchte der Gaul ganz vergnügt in Schnee und Hitze von Laden zu Laden, vom Theater zur Ausstellung, vom Ball zum Wohltätigkeitsbasar. Denn die schönen Frauen hatten doch auch mit der Öffentlichkeit zu tun.

Bald kannte der Gaul jede Sehenswürdigkeit der Großstadt. Er konnte neugierige Fremde schon allein herumführen. Er war ein rechter Großstädter geworden.

Aber er hätte sich wohl von Zeit zu Zeit gern ausgeruht, wie einst zu Hause auf der Wiese, wenn nicht der geldgierige Kutscher mit der Peitsche hinter ihm gesessen und ihm von Zeit zu Zeit um die Ohren gefuchtelt hätte. Als er sich einmal darüber beklagte, sagte der ehrliche Kutscher grob:

„Das gehört zur Großstadt. Die schönen Weiber nehmen Arsenikpillen, die Herren trinken Kognak, du hast wieder eine andere Peitsche. Vorwärts zur Parade!"

Der Gaul alterte rasch. Als er die Großstadt zwar bis auf die letzten Häuser kannte, aber nicht mehr recht traben konnte, ließ ihn sein Kutscher noch einmal nach dem Zoologischen Garten ziehen. Dort in der Roßschlächterei fand der großstädtische Gaul sein Ende. Er hatte ein ehrenvolles Begräbnis. Katzen und Hyänen folgten brüllend seinen sterblichen Resten.

Die Jury

Ein tüchtiger König hatte auch Adler in seinem Reich. Lange achtete er ihrer nicht, bis eines Tages ein Abenteurer an des Königs Tisch den Einfall vorbrachte, man könnte gut gezüchtete Adler zu einer Schwadron von Brief- und Paketträgern drillen für den nächsten Krieg. Der König schenkte dem Abenteurer eine abgelegte Komtesse zur Frau und lenkte seine hohe Aufmerksamkeit sofort auf die Adlerzucht. Für das bestgebaute Adlerweib setzte er einen Preis aus. Und Ochsen bestellte er zu Preisrichtern.

Vettern einer kalbenden Kuh, die dem König befreundet lebte, waren alle Preisrichter. Und allemal hörten sie zuerst die Meinung der Kuh, bevor sie auch nur „Muh" sagten. Es waren bebänderte Ochsen, und zierliche Glöckchen hingen ihnen von der Wampe hinunter.

Ein junges Adlerweib, weil es töricht war, ihren Adlermann verlassen hatte und sich in ihrem einsamen Stadtnest nicht wohl fühlte, meldete sich zum Wettbewerb. Ein stolzes Adlergeschöpf.

Um das Adlerweib standen die Preisgeschworenen herum, sieben Ochsen, und dem Neste zunächst die einflußreiche Kuh mit ihrem Kalbe.

„Hat sie Hörner?" fragte der Ochsenälteste und rüsselte mit seinem Maul vor den Augen des Adlerweibs.

„Mein Kälbi kriegt sie bald," sagte die Kuh. „Und nicht einmal ihr Mann hat welche."

„Muh," machten die sieben Ochsen.

„Hat sie ein goldenes Joch?“ fragte der zweite Ochse und legte sich zum Wiederkäuen nieder.

„Nicht einen roten Pfennig,“ sagte die Kuh. „Mein Kälbi hat auch kein Geld, aber es gehört zur Familie.“

„Muh,“ machten die sieben Ochsen.

„Kann sie alten Fraß wiederkäuen?“ fragte der dritte Ochse.

„Lebendiges schlingt sie hinunter,“ rief die Kuh. „Seht nur, wie schön mein Kälbi schon wiederkäut.“

„Muh.“

„Hat sie 'nen Stall, 'nen warmen Stall?“ fragte der vierte Ochse.

„Bei Mutter Grün, in Luft und Wind!“ rief die Kuh. „Eine Hergeflogene! Aus dem Ausland! Nicht einmal eine Streu hat sie wie mein Kälbi, das hier geboren ist.“

„Muh.“

„War sie bei Hofe?“ fragte der fünfte Ochse und bewegte die Wampe, daß die Schellen klingelten.

„Ohne Band und Schelle seht ihr sie,“ rief die Kuh. „Da guckt mein Kälbi an. Seinem Vater zuliebe hat es, wie es nur vierundzwanzig Stunden alt war, schon ein Glöckchen gekriegt.“

„Muh.“

„Gibt sie Milch?“ fragte der sechste Ochse.

Die Kuh antwortete gar nicht. Kälbi suchte muffelnd unter dem Adlerweib und kehrte dann kläglich zum strotzenden Euter der Mutter zurück.

„Muh.“

„Gibt sie Mist?“ fragte der siebente Ochse.

Der Ochsenälteste bat das Adlerweib, sich ein wenig vom Neste zu lüften.

„Etwas Mist wenigstens muß da sein,“ meinte er wohlwollend.

Da lagen zwei Eier.

„Wie ekelhaft!“ rief die Kuh. „Nicht einmal Mist gibt sie. Nichts als diese schäbigen Eier. Adlereier. Riecht mal, wie schön mein Kälbi schon mistet.“

Da machten alle Ochsen „Muh" und sprachen den ersten Preis für Adlerzucht dem Kälbi zu. Das wurde später ein großer Ochse.

Damals aber war es noch jung und gut. Darum sagte es freundlich zum Adlerweib:

„Mach dir nichts draus. Was hättest du vom Preis des Königs gehabt, außer der Ehre? Der Preis ist ja ein Fuder Heu."

Da stieß das Adlerweib ab und schwang sich auf durch den wogenden Äther, zurück zu ihrem Adlermann.

Die Bescheidenheit

In den heiter-stillen Hallen, aus denen man nicht wiederkehrt, gab es mitten zwischen den anderen ewigen Freuden der Seligen auch einen Spieltisch der drei Unverschämten. Napoleon, der Kaiser, Schopenhauer, der Denker, und Helena, die Schöne, spielten da, unermüdlich, wie alles geschieht in den stillen Hallen des Jenseits, ihren Skat miteinander. Zu dreien. So war es behaglicher. Sie hatten einander bald gefunden, trotzdem der Name Helena dem Kaiser zuerst nicht gefiel und trotzdem der Denker mit gierig funkelnden Augen behauptete, ein Weiberfeind zu sein. Helena liebte es, mit wenigstens zwei Männern zu spielen. Hinter ihr gab es immer eine Schar von Kibitzen, die ihr in die Karten guckten und in den offenen Nacken unter dem rotgoldenen Haar.

Die Ersten unter den seligen Geistern blickten alle sehnsüchtig nach dem Spieltisch der drei Unverschämten; doch selbst Leutnants, Professoren und wirkliche Geheimrätinnen wagten es nicht, sich als seligen vierten Mann anzubieten.

Da sagte eines Tages der Vorsitzende des Totenreiches: „Die Kerls kümmern sich ja gar nicht um mich! Sie sollen mir die Bescheidenheit schon kennen lernen!" Er faßte einen grauen Schatten an der Hand und stellte ihn den drei Unverschämten vor. Es war eine von den ganz und gar Toten. Nicht groß, eher klein. Nicht stark, eher schmal. Nicht jung, eher alt. Nicht schön, formlos, wie ein Nebel. In den Kirchenbüchern war dieser Schatten die Bescheidenheit getauft, sonst hieß sie nur die graue Gans.

Sie setzte sich schüchtern an den Tisch der Unverschämten, sprach leise und fragte, ob sie nicht mitspielen dürfte. Helena warf den Kopf zurück, Schopenhauer spähte kurzsichtig nach den Formen der grauen Gans, Napoleon gab die Erlaubnis. Ihm war jedes Weib recht, zum Spiel.

„Nur einige bescheidene Bedingungen möchte ich zu stellen wagen," lispelte die graue Gans und nahm dabei die Karten an sich.

„Auch noch!" rief Helena.

„Erstens, Sire, möchte ich gehorsamst gebeten haben, daß wir den Point um eine Viertelbohne spielen. Ich wenigstens gehe nie höher. Ich sehe, daß die Herrschaften um ganze Kronen spielen oder so was. Könnten die Leute das nicht protzenhaft nennen?"

„Wie Sie wollen," sagte der Kaiser, „aber ich besitze keine Bohnen."

Da mußte Napoleon der grauen Gans ein Säckchen Bohnen abkaufen und die goldene Beute der Erde dafür geben, und sie spielten um Bohnenviertel weiter.

Während des Spiels plauderten die drei Unverschämten nach ihrer Art. Sie entwarfen Pläne, dem Saturn seine Ringe abzureißen und sie Helena um die Fußknöchel zu schlingen; sie kritisierten die Formen der Planeten und ihrer Kurven; und wenn sie scherzten, so schleuderten sie Blasphemien der Liebe, daß die Sonnenflecken blau wurden vor Scham. Die graue Gans strich von jedem sieben Bohnenviertel ein und flüsterte, zu Schopenhauer gewandt:

„Zweitens, hoher Meister, möchte ich verehrungsvoll die ergebenste Bitte stellen, daß unsere Unterhaltung sich schlicht und einfach mit den üblichen Gegenständen begnüge. Ihr Gespräch könnten die Leute hochmütig finden."

Schopenhauer nickte. Man redete nur noch von Köchinnen und Schauspielerinnen, von den Marktpreisen und von Badereisen. Der Denker fühlte sich dumm werden, als wäre er ein grauer Schatten.

Hinter Helenas leuchtenden Schultern drängten sich die Kibitze so dicht, daß einer von ihnen erstickte. Hinter der grauen Gans stand niemand. Da sagte sie leise:

„Drittens, meine gute Schwester, möchte ich Sie um ein kleines Zeichen Ihrer Zuneigung bitten. Nehmen Sie doch einmal meine Tracht an. Grau müßte Mode werden. Lassen Sie sich doch Ihr grelles Haar abschneiden und setzen Sie eine graue Perücke auf. Auch wäre es freundlich von Ihnen, sich Ihr Gesicht endlich mal grau anstreichen zu lassen. Dem Alter nach sollten Sie doch anständigerweise schon eine Ruine sein. Und ziehen Sie doch endlich was an! Etwas Dichtes, etwas Graues, etwas bis an den Hals! Die Leute könnten Sie sonst für eitel halten."

„Das ist die frechste Person, die mir mein Lebtag vorgekommen ist!" rief Helena.

„Sie irren," meinte die graue Gans demütig, „ich bin ja die Bescheidenheit."

Da fiel Helena vor Lachen hintenüber und strampelte mit den unsterblichen Beinen, daß sogar der erstickte Kibitz wieder lebendig wurde.

Das Opfer

Es war einmal ein Maler, der hatte viel gelernt auf der Akademie: Zeichnen und Farbenreiben, Anstreichen und Sichkleiden und große Pläne machen. Dazu hatte er noch eine wunderschöne Geliebte.

Er hieß Stieglitz und war ein schlechter Maler. Die Geliebte aber hatte starke Arme und starr emporgerichtete Augen; sie wollte ihn hoch sehen über seinen Genossen oder ihn hochheben über sie, wenn er nicht steigen konnte aus eigener Kraft.

Er ging müßig umher und sprach von einem großen Bilde, das sollte „das Opfer" heißen. Morgen wollte er anfangen. Nur ein Modell suchte er für das „Opfer".

Jahrelang suchte er sein Modell. Endlich fragte die Geliebte:

„Was suchst du denn für ein Modell? Was wird dieses Weib denn können, das ich nicht kann?"

„Schön muß sie sein wie du, und dieses Messer muß sie sich in die Brust stoßen können, aufrecht auf dem Modelltisch, vor mir."

„Spann die Leinwand auf," sagte die Geliebte. „Nimm die Palette und mach die Augen auf!"

Ein Band nur löste sie und alle Gewänder fielen von ihr ab. Nackt stand sie da, schlank und voll in ihrer Blüte; sie stieg drei Stufen hinauf, setzte das Messer an unter der schwellenden linken Brust, blickte stolz und entschlossen empor und fragte: „Ist es so recht?"

„Nicht ganz," rief der Maler ungeduldig. „Das ‚Opfer' muß ja lächeln! Lächelnd muß sie das Messer hineinstoßen."

Die Geliebte lächelte und stieß sich lächelnd das Messer tief ins Herz.

Der Maler ist alt geworden und hat sein großes Bild nie gemalt. Er hatte doch ein glückliches Lächeln verlangt! Mit einem glückhaften Lächeln auf den Lippen mußte das Opfer sterben. Die Geliebte aber hatte im Tode ganz falsch gelächelt, bitter, spöttisch.

Der Bravo

Ein Jüngling war Mann geworden und sah Feinde ringsum.

In einer dunkeln Mitternacht winkte er darum den Bravo herauf, der gegenüber an der Ecke vom Abend bis zum Morgen auf ein Geschäft zu lauern pflegte, einen Dienstmann. Eine rote Mütze trug er und eine rote Nelke steckte in seinem Knopfloch.

„Sie befehlen, Eccellenza?"

„Du sollst mich von meinen Feinden befreien."

„Mit Vergnügen, Eccellenza."

„Wann wird's geschehen sein?"

„Zur richtigen Zeit für Eccellenza. Übrigens, was kriege ich dafür?"

„Ich will im Jenseits dein Knecht sein."

„Geben Sie mir lieber hier ein Glas Branntwein. Schön! Und Ihre Feinde?"

Der Jüngling, der Mann geworden war, nannte die Namen, Männer und Frauen seines Umgangs. Endlich wurde er blaß und flüsterte dem Bravo die beiden letzten Namen ins Ohr.

Der Bravo trank seinen Branntwein und sagte: „Ich werde Eccellenza von allen Feinden befreien."

Der Mann wirkte weiter und wartete. Von Zeit zu Zeit starb wohl einer seiner Feinde, aber für jeden Toten standen zwei Lebende auf. Und so oft er herausblickte, stand drüben an der Ecke der Bravo mit der roten Mütze, als lauerte er auf ein neues Geschäft.

Immer älter wurde der Mann und immer dichter scharten sich die Feinde.

Eines Tages trat der Bravo wieder vor ihn und hielt ihm die rote Nelke vor die Nase. Den Tod sog er ein mit ihrem Duft.

„Du bringst ja mich um!"

„Freilich, Eccellenza. Ich habe Ihnen ja versprochen, Sie von Ihren Feinden zu befreien. Es ist ja ganz gleichgültig, wer von beiden Platz macht, Eccellenza oder die Feinde."

„Du bist von ihnen bestochen?"

„Sissignore, von jedem einzeln, wie von Ihnen. Von jedem gegen alle. Aber ehrlich, ist Ihnen nicht schon etwas wohler?"

„Ich ... glaube wirklich ... ich ... von allen Feinden ... befreit ... Dank."

Der Kaiser und der Fuhrmann

In einem Wirtshause an der Heerstraße trafen einander zur Vesperzeit ein müder Kaiser und ein müder Fuhrmann. Als beide den ersten Hunger und Durst gestillt hatten, rief der Fuhrmann:

„Es ist ein Hundeleben. Den ganzen Tag zwei Gäule peitschen und immer nur im Schritt gehen."

„Hm," sagte der Kaiser. „Ich fahre mit sechsen. Ich habe sechs Pferde zu peitschen."

„Was sind Sie denn?" fragte der Fuhrmann.

„Kaiser."

„Wie ist das?"

Da ließ der Kaiser den Fuhrmann ein Weilchen durch sein Knopfloch blicken, und der schaute plötzlich das ganze Kaisertagwerk.

Weiße Zimmer und goldene Schüsseln und tausend Diener und hunderttausend kniende Menschen. Dann aber auch Minister, die nicht ziehen wollten, hinter ihnen einen großen Karren im Dreck; der Kaiser auf dem Karren, er schlug mit einer vergoldeten Peitsche auf die Minister, auf Fürsten und auf Geheimräte. Der Kaiser trank dazu Champagner aus goldenen Glaskelchen und schrie unaufhörlich „hü, hü!" Der Karren rührte sich kaum, so sehr der Kaiser sich mühte und schrie und schwitzte.

„Mein lieber Herr," sagte der Fuhrmann, und nahm den letzten Schluck von seinem Landwein und erhob sich, um schlafen zu gehen. „Mein lieber Herr! Da gehe ich doch lieber weiter im Schritt vorwärts und peitsche weiter meine beiden braven Gäule, aber ein Hundeleben ist es doch."

Die drei Getreuen

Ein Held kehrte heim vom Kampf. Nach den Feinden hatten die Freunde sich gegen ihn gewandt. Wund vom Leben, wund von Feind und Freund kehrte er heim und schwieg und sank nieder.

Sein Hund kam und leckte ihm die Risse, die die Dornen des Wegs ihm gerissen hatten. Sein Weib kam und verband ihm die Wunde, die der Feind ihm in die Brust geschlagen hatte. Der Tod kam und zog behutsam den Dolch heraus, den der Freund ihm in den Rücken gestoßen hatte.

Da legte sich der Held auf den grünen Rasen seines Gartens und freute sich sterbend an seinem Hunde, seinem Weibe und seinem Tod.

Der Fluß

Zwischen der alten und der neuen Stadt führte die steinerne Brücke über den Fluß. In der Neustadt wirbelte es von Pauken, Zimbeln und Geigen. Vor den Buden sprangen Marktschreier und lockten die Leute mit Weibergesang, mit Wein und Würfelspiel.

Die Altstadt hatte nur stille Gräberstraßen, aber jenseits der Friedhöfe, auf der höchsten Klippe des Berges, stand eine graue Säule, oben loderte ein Feuerbrand, und aus dem Feuer rief es den Einsamen.

Durch die Gräberstraßen der Altstadt, vorüber an den Friedhöfen, strömte das Volk herbei, aus allen Dörfern und Flecken, über die Brücke nach der lustigen Neustadt. Rechts und links auf dem Steingeländer der Brücke standen ungefüge Bildwerke und winkten den Kommenden.

Von der Neustadt her, den Blick geradeaus gerichtet auf den lodernden Feuerbrand, wollte der Einsame das andere Ufer gewinnen. Aber wie die Wellen der Springflut, so unwiderstehlich bewegte sich der breite Menschenstrom ihm entgegen. Oder auch wie fließende Lava, der einzelne Mensch sah nicht einmal die nächsten. Ein dicker Mann war da, der hatte Gold in den Ohren und Gold in den Zähnen und schob seinen vergoldeten Bauch vor, wie ein verbrieftes Recht. Da war ein junges Weib, das hatte goldene Krallen und drohte jeden zu kratzen, der sie aufhielt. Zwei junge Leute hielten Stöcke mit goldenen Spitzen vor sich und stachelten zum Spaß, wer ihnen nicht rasch genug ging. Und hinter den Nächsten kam die Masse, die Welle.

Der einsame Mensch sah nur den Feuerbrand. Er streckte die Arme empor, und mit sehnsüchtigen Augen strebte er voran. Doch goldene Bäuche stießen ihn, goldene Krallen kratzten ihn, goldene Spitzen stachen ihn. Einer gegen alle. Dann hob ihn die Welle, die Masse, und schleuderte ihn über die steinerne Brüstung hinab in den Fluß.

Oder auch er sprang selbst hinab, um das andere Ufer zu gewinnen.

Der Fluß aber kannte seine eigenen Ufer nicht und trug den Einsamen leise hinab ins ewige Meer und dort hinunter in die stille Tiefe, wo nichts mehr lockte, nicht Geigenklang und nicht Weibergesang, keine graue Säule und kein Feuerbrand.

Die Dankbarkeit

Da war ein kleines, hübsches, dummes Mädel, dessen Amt es von jeher gewesen war, der Wohltätigkeit die Schleppe nachzutragen.

In einer dunkeln Nacht ging die Dankbarkeit, so hieß das dumme Mädel, durch die Hauptstraße der Stadt, obdachlos, hungrig nach Brot und Liebe, eine hungernde kleine Dankbarkeit. Alle Fenster waren erloschen, nur aus einigen Kellerlöchern dämmerte es trüb und rötlich herauf.

Eine Weibsgestalt, groß und vermummt, schritt dem Mädel entgegen und ließ wie von ungefähr ein Geldstück herabgleiten. Die kleine Dankbarkeit hob es lächelnd auf und blieb ein Weilchen sinnend stehen. Bänder und Äpfel wollte sie kaufen. Dann lief sie schnell hinter der alten Wohltätigkeit her und wollte ihr die Schleppe streicheln. Doch die hohe Gestalt war nicht mehr zu erreichen. So rasch die Dankbarkeit auch sprang, die Wohltätigkeit war immer voraus; und als der Morgen graute, war die verschleierte Frau auf der endlos langen Straße wie verschwunden.

Da ging schreiend hell die Sonne auf. Dort ... in Goldbrokat, die Schleppe von schwarzem Samt, einen silbergestickten Beutel in der Rechten, ein Gesangbuch in der Linken, eiserne Handschuhe bis zu den Ellbogen hinauf, so stolzierte die Erscheinung hin, feierlich und würdig. War es die alte Wohltätigkeit?

Bald hatte die kleine Dankbarkeit sie erreicht. Eben wollte sie nach der schwarzen Schleppe fassen, da drehte sich das Weibsbild um, unverschleiert. Schön war es,

aber geschminkt, das Haar gefärbt. Aus dem Munde blinkten zwei weiße Wolfszähne. Es hob die Eisenfaust und warf der Dankbarkeit ein paar kalte, harte Goldstücke ins Gesicht, daß die arme Kleine aufschrie vor Leid und daß sie entsetzt davonrannte vor der Wölfin mit den eisernen Händen.

Jetzt fing die Wohltätigkeit an, der Dankbarkeit nachzulaufen.

„Es war Gold!" schrie sie zornig. „Ich bin sogar eine Prinzessin! Du mußt mir die Hand küssen!"

Die Kleine lief, was sie konnte.

Seitdem ist die Wohltätigkeit ganz ohne Scheu, bald singend, bald tanzend, oft wie im Rausch, immer hinter der Dankbarkeit her — und kann sie nicht einholen.

Die Frau aus dem Tierpark

In einem alten Tierpark stand ein neues Schloß; dort wohnte ein Mann mit seiner Frau. Er war glücklich, weil er eine so schöne und treue Frau hatte, und sie war zufrieden, weil sie das neue Schloß im alten Tierpark bewohnen, Hochzeiten und Gastereien geben und ihre beiden Augen in hundert Spiegeln betrachten konnte.

Es machte ihr Freude, mit ihren beiden Augen alle Geschöpfe zu verlocken, ihren Gatten und die anderen Männer zu verlocken, aber auch die wilden Tiere des Parks. Eines Tages, als sie den schwarzen Panther gereizt hatte mit ihren beiden Augen, schlug der schwarze Panther nach ihr mit der Tatze, und sie verlor das Licht des einen Auges.

Da weinte sie, als ob sie sich auch das andere Auge blindweinen wollte, und schrie unaufhörlich: „Ich bin nicht mehr schön! Man wird mich nicht mehr lieben!"

Der Mann kniete neben ihrem Lager nieder und sagte: „Ich liebe dich, ich liebe deine Seele. Ich liebe dich mit dem toten Auge mehr als je ein Weib geliebt worden ist."

Die Frau trocknete ihre Tränen.

„Was sagt man von meiner Schönheit? Kommen sie nicht in geringerer Zahl zu meinen Hochzeiten und Gastereien? Sprechen die Maler nicht, daß sie mich nicht mehr malen wollen für den großen Saal des neuen Schlosses?"

„Man beneidet mich, man drängt sich draußen, man sieht es nicht, daß dein eines Auge kein inneres Licht mehr hat."

Mann und Frau lebten so weiter miteinander. Auf Hochzeiten und Gastereien strahlte die Frau und lockte die Männer, und das eine Glasauge glänzte so hell wie das lebendige andere Auge. Die Frau lockte Männer und Tiere, und nur vor schwarzen Panthern nahm sie sich in acht. Sieghaft schritt sie durch ihre Gemächer und über die Blumen des Parks, und keinen ihrer hundert Spiegel zerbrach sie. War sie aber mit ihrem Mann allein, so verdüsterte sich ihre Stirn und sie murmelte: „Ich bin nicht mehr so schön wie früher, man liebt mich nicht mehr wie früher. Man weiß, daß ich ein totes Auge habe."

Der Mann sann und sann, wie er der Frau die Freude wiederbringen könnte. Als es ihm eingefallen war, zögerte er nicht. Er stach sich sein eines Auge aus und sagte gelassen: „Siehe, nun bin ich wie du, und ich habe dir gezeigt, wie man dich liebt."

Leise zuckte sie mit den Achseln. Sie setzte sich neben sein Schmerzenslager, sie kühlte ihm die Wunde, sie pflegte ihn, wie er sie gepflegt hatte. Sorgenvoll beobachtete sie seine Genesung. Und als er aufgestanden war und sie wahrnahm, daß seine beiden Augen glänzten, als ob nicht das innere Licht des einen erloschen wäre, da lächelte sie sanft und flüsterte: „Ich danke dir. Du hast mich wunderbar beruhigt."

Und sie ging fort mit ihrer strahlenden Schönheit und bezog mit einem anderen Manne ein anderes neues Schloß im Tierpark. Niemand hat je erfahren, daß das innere Licht ihres einen Auges ausgelöscht war. Niemand hat je erfahren, was aus dem Manne geworden ist, der sein Auge hingegeben hat.

Die Blume ohne Wurzel

Eine Lilientochter hatte die Sehnsucht, sich ganz von der Erde zu lösen.

Sie stammte von einem ausländischen Geschlechte; Goldpunkte begrenzten ihre weißweiß schimmernden Blätter.

„Mutter,“ flüsterte die Lilientochter — und es war nicht zum ersten Male, daß sie so flüsterte —, „es ist nicht, weil meine Wurzel einen so häßlichen Namen hat. Zwiebel! Aber es ist wirklich nicht darum! Die Wurzel ist eine Fessel. Ich könnte fliegen, unserer Königin jeden Morgen entgegenfliegen, der Sonne, wenn mein Fuß nicht gefesselt wäre an die Erde.“

„Ja, mein Kind,“ sagte dann wohl die Lilienmutter, wie man fiebernde Kinder beruhigt, „mußt nicht glauben, daß ich nicht ähnliche Gedanken hatte. Wie ich noch jung war. Das vergeht wieder. Schlaf nur.“

„Mutter,“ flüsterte die Lilientochter wieder, „es ist nicht darum, daß ich nicht fliegen kann. Ich schäme mich nur so. Als ob ich nicht leben könnte ohne die gemeinen, schmutzigen Säfte, die mir aus der Erde durch diese alte Wurzel zufließen. Als ob ich nicht noch weißweißer blühen, mich nicht noch goldreiner schmücken, nicht noch heißheißer duften würde, wenn ich frei umherflöge, allein mit der Königin Sonne, ohne die Wurzelfessel, ohne die ungestalte Erde.“

„Ja ja, mein gutes Kind,“ tröstete dann wohl die Lilienmutter. „Ich kenne das. Wenn man jung ist! Sonnenaufgangsgefühle! Es gibt sich schon wieder. Schlaf' nur ein.“

Eines Morgens aber glaubte die Lilientochter, sie müßte; das Herze würde ihr sonst bersten. Sie nahm also ihre ganze Sehnsucht in beide Hände, wandte ihr Antlitz nach Osten der aufgehenden Sonne zu, faßte sich einen jähen Mut, schloß die Augen und riß sich mit einem einzigen starken Ruck von der guten Erde los.

„Das hast du jetzt davon," sagte die Lilienmutter. „Ich habe es dir doch immer wiederholt. Befrei dich nicht von der Erde, befrei dich nicht von der Zwiebel. Es geht nicht ohne Nahrung. Wir sind nun mal keine Engelsköpfchen ohne Leib."

Die Lilientochter war wirklich in Ohnmacht gefallen, als sie die Verbindung mit der Erde gelöst hatte. Aber in der Ohnmacht träumte sie. Schön. Himmlisch schön. Die Goldpunkte an den Rändern ihrer Blätter waren durchsichtige Edelsteine geworden. Die Staubfäden ihrer Seele begatteten sich körperlos mit den Sonnenschmetterlingen ihrer Wahl. Und sie stieg empor, immer höher, immer reiner, eine Tochter der Sonne, eine Gespielin der Sonne. Immer höher, immer reiner. Ohne den schmutzigen Erdenrest. Bis ihr schwindelte und sie verwirrt aus ihrer Ohnmacht erwachte.

Da lag die Lilientochter abgerissen neben ihrer Wurzel. Im Sterben. Welk. Und starb. Und ließ sich in unförmliche Erde wandeln von der sengenden Sonne.

Zwei Bettler

Zwei Bettler saßen an der Kirchentür. In der Kirche donnerte der Pfarrer von der Allmacht und von der Güte Gottes, ermahnte die Sünder und mahnte zum Glauben.

Die Männer und Frauen blickten verstohlen aufeinander oder lasen in ihren Büchern oder schliefen. An dem großen Fenster rechts vom Hauptaltar zwitscherten die Schwalben.

Bis vor die Kirchentür hinaus hörte man von Zeit zu Zeit die eindringlichsten Stellen der Predigt. Denn es war Sommer, die Tür stand offen, und die Bettler hatten ihre Gebreste entblößt. Und Schwalben schossen hin und her und fingen im Fluge die kleinen Mücken. Der jüngere Bettler hatte nur einen Stelzfuß. Dem älteren Bettler fehlte ein Arm und seine Brust war grauenhaft zerfressen.

Der jüngere Bettler sagte: „Der Pfaff ist doch ein Feigling. Ich kann hier in der warmen Sonne sitzen und brauche immer nur: ‚Vergelt's Gott' zu sagen und stehe mich jahraus, jahrein ebenso hoch wie er. Dafür muß er aber Tag und Nacht ein Gesicht machen wie ein Leichenbitter und muß alle segnen, die ihm was geben, mit vielen hundert Worten segnen, und auf lateinisch, die Kinder, die Brautleute und die Toten. So eine Memme, und kommt nicht höher als ich! Pfaff, anstatt sich ein Bein abschießen zu lassen!"

Der alte Einarm schlug ein Kreuz und sagte:

„Lästere nicht! Du wirst noch die ewige Seligkeit verscherzen."

„Ewige Seligkeit? . . .! Du natürlich, du hältst zu den Pfaffen. Für dich hat Gott auch etwas getan. Er hat dich als Einarm auf die Welt kommen lassen und dir dazu den Aussatz gegeben. Du hast allen Grund, ihm dankbar zu sein. Aber ich? Nichts hat er mir gegeben, und ich pfeife auf den Pfaffen. Alles habe ich mir selber zu verdanken."

Und er schob den versteckten Fuß ein wenig zurück und schnallte das Stelzbein fester.

Thron und Altar

I.

Zwei alte Steine lagen nebeneinander am flachen Ufer des Weltmeers. Der eine Stein hart und breit wie ein Hackblock, auf den man Menschenleiber legen und Köpfe und Arme und Beine abhauen konnte; der hieß der Thron in der heiligen Sprache des Landes. Der andere Stein hart und breit wie ein Herd, auf dem man wohlriechende Hölzer und lebendige Menschenleiber zu Asche brennen konnte; der hieß der Altar in der heiligen Sprache des Landes.

Lange stritten miteinander die Zwergriesen, die die Herrn der beiden Steine waren, um das Blutrecht. Sie stritten mit Feuer und Beilschwert, aber auch mit geistigen Waffen: mit Fluch und Bann und Gesetz. Sie kämpften ohne Entscheidung.

II.

Ein gewaltiger Sturm peitschte die Wellen des Weltmeers auf. Die Wellen jagten ans Ufer und drohten das Feuer des Altars zu löschen, den Thron zu unterspülen. Die beiden Zwergriesen schlossen da Frieden; aber im Frieden betrogen sie einander. Der Herr des Thrones hoffte, den unbeständigen Sand des Ufers durch Feuer und Blut zu festigen, daß sein Sitz nicht so leicht unterwaschen werden könnte. Der Herr des Altars hoffte sich hinter dem Thronstein zu bergen, so daß die Wellen sein Feuer nicht so leicht auslöschen könnten. Sie betrogen einander und sie verrieten einander. Der

eine wie der andere träumte von Feuer und Beilschwert, wenn erst der unbeständige Sand wieder ruhig geworden wäre. Der Herr des Thrones träumte von dem Tage, an dem er dem Zwergriesen des Altars Kopf und Arme und Beine würde abhauen können auf seinem Hackblock; der Herr des Altars träumte ebenso von dem Tage, an welchem er den Zwergriesen des Thrones würde lebendig verbrennen können auf seinem Herde. Weil sie jedoch wachten, gaben sie einander freundliche Worte und gossen reichlich Blut und Feuer über den geduldigen Sand.

III.

Ein Kind spielte am flachen Ufer des Weltmeers, das Söhnchen der Zeit, des wahren Gottes. Das Kind sang und wußte nichts davon, daß die beiden harten und breiten Steine Thron und Altar hießen in der heiligen Sprache des Landes. Das Kind redete eine neue Sprache, die Sprache der Kinder.

Das Söhnchen der Zeit sagte sich: „Schön, die sind gerade gut, mit ihnen Fastnachtküchle zu spielen. Drüben rufen sie's: Butterbrotwerfen. Kommt nicht auf den Namen an. Dummes Menschengeschwätz."

Und das Kind faßte den Hackblock, an den sich der Zwergriese des Thrones jammernd anklammerte, bückte sich, holte aus und warf den Stein jauchzend über die glatte Meeresfläche hin. Siebenmal prallte der Stein, weil der Zwergriese mit beiden Händen verzweifelt auf das Wasser aufschlug, vom Wasser ab und flog weiter. Dann versank er für immer in der Tiefe des Meeres. Mit seinem Herrn.

Das Kind faßte den Herd, an den sich der Zwergriese des Altars fluchend anklammerte, bückte sich, holte aus und warf den zweiten Stein, noch heller jauchzend, hinter dem ersten her. Dreizehnmal prallte der Stein ab und flog weiter. Dann versank auch er für immer in der Tiefe des Meeres. Mit seinem Herrn.

Timon

Timon war tausend Jahre alt. Sein Haß war jung geblieben, tief in den Höhlen lohte die Glut seiner Augen. Auf einem Felsen saß der tausendjährige Timon und warf nach den Menschen mit Steinen und Schimpfreden.

Jesus und Petrus kamen die Straße gezogen. Auch nach ihnen warf Timon mit Steinen und Schimpfreden. Und Petrus, als ob er vorstellen wollte, sagte zum Herrn mit einem seltsamen Blick: „Timon, der Menschenfeind."

Jesus hob seine Rechte und schaute auf Timon. Der blieb wie gebannt. Jesus sprach: „Hast du das neue Wort nicht vernommen?"

„Welches neue Wort? Viele neue Menschen und viele neue Worte sind geboren worden, seitdem ich sehen und hören kann."

„Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst."

Der Bann war gebrochen. Wie ein Brüllen klang das Gelächter Timons. „Du bist also der! Das ist dein neues Wort! Huha! Das Wort habe ich vernommen! Seit einigen hundert Jahren vernehme ich's oft. Jeden Sonntag vor dem Mittagessen. Mit Glockenbegleitung. Neue Menschen werden geboren und neue Worte. Ich spei' auf die neuen Worte. Sie haben nichts umgeschaffen. Geblieben ist die alte Hundsfötterei!"

„Kein bloßes Wort! Ein neues Leben soll es dir sein! Du sollst — deinen — Nächsten — lieben — wie dich selbst!"

Da sprang Timon von seinem Felsen herunter. Wild hob er die Fäuste. „Nur die nicht, nur die Nächsten nicht.

Die Nächsten, die kenne ich ja. Die Menschen, die ich kenne, die muß ich ja gerade hassen. Nur die Fernsten will ich gelten lassen, die ich nicht kenne, denen ich nicht ins Herz gesehen habe. Die über einen Steinwurf weit von mir entfernt sind. Sie sollen mir nicht nahekommen. Ich will sie nicht kennen, ich will sie nicht hassen."

„Du warst gut. Du bist gut. Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst."

Schauerlich klang das Gelächter Timons. Dann hielt er die weiße Hand des Herrn Jesus zwischen seinen braunen Händen und schrie:

„Wie mich selbst! Mich selbst habe ich von je gehaßt, von dem Tage, da ich den viehischen Teufel in mir entdeckte. Die Menschen habe ich lieb gehabt wie mich selbst. Besonders die Nächsten. Und du, der du das neue Wort gefunden hast! Deine Nächsten haben dich verleugnet, verkauft und gekreuzigt. Die du gekannt hast, die waren deine Feinde. Die du nicht gekannt hast, für die hast du gebetet. Zu deinem Vater im Himmel, der dich verlassen hat. Warum? So hast du selbst gefragt! Pest und Marter in die Knochen der Menschen, die wir kennen. Tritt dicht zu mir heran. Du Wortfinder. Ich will dir etwas ins Ohr sagen. Ja, auch ich. Auch ich und immer noch. In jedem Frühjahr. Wenn dort, weit dort hinten am Rande der Ebene, an lichten Frühlingstagen, wenn dann junge Menschenkinder den Bach entlang schreiten, dann kommt dein Wort auch über mich. Nur von ferne seh ich sie, die sich bei der Hand gefaßt halten. Heiß quillt es in mir auf, bis zu den Augen. Mir wird priesterlich zumute. Huha! Priesterliche Sprüche drängen sich mir auf die Lippen. Segen über euch, Glück über euch, ihr Unbekannten, ihr neuen Menschen! Ja, ja, mein Herr, ich auch! Dem viehischen Teufel schlag' ich aufs Maul, und fingerlich breitet sich meine Seele. Ich auch und immer noch. Darauf kommen sie heran, die neuen Menschen. Ich erkenne sie, und es ist der alte Unflat, der alte Menschen-

tot. Schaff sie aus meinen Augen, schaff sie aus meinem Wesen, damit ich sie lieben kann. Die Fernsten will ich lieben, die Nächsten muß ich hassen."

„Menschensohn," sprach Jesus, „laß dich belehren . . ."

„Fort," schrie Timon, „weit fort von mir. Ich möchte dich lieben. Ich will dich nicht kennen."

Traurig schritt Jesus seine Straße weiter.

Petrus ging hinter ihm her, schüttelte sein kluges Köpfchen und murmelte: „Schade! Der hätte ein ganz guter Christ werden können."

Die Giftschlange

Eine junge Kreuzotter wollte sich über ihr Schicksal beklagen, wie das junge Leute so an sich haben. Nun ja, sie hatte die Gewohnheit angenommen, mit Gift um sich zu spritzen, so oft sie gereizt wurde; das war ihr eine Erleichterung; und wenn ihr Giftzahn in ehrlichem Kampfe die Beute getroffen hatte, so war das Gift eine angenehme Würze der Speise. Und wegen solcher Gewohnheiten war sie bei allen Tieren verhaßt, auch bei den Menschen. Das war ihr empfindlich, und sie wollte dort ihre Klage vorbringen, wo alle Unzufriedenen und alle Dichter Gehör zu finden hoffen, beim großen Untier.

Das große Untier, ungestaltet und darum den armen Menschen unwahrnehmbar, war nach dem Glauben der Schlangen der Herr des Lebens. Die Kreuzotter wand sich über Erde und durch Wasser, bis sie das große Untier fand.

„Du hast mich mißgeschaffen," zischte sie vorwurfsvoll gegen ihre Gottheit.

„Das doch wohl nicht," war die Antwort, „weil ich überall kein Schöpfer bin. Alles Lebendige ist nach seiner eigenen Sehnsucht geworden, ist sein eigener Schöpfer."

„Unmöglich kann ich mich selbst so gewünscht haben, wie ich bin. Ich muß mich ja vor den schönen Mitlebendigen schämen, die kunstreich geformte Beine und Flügel oder doch wenigstens Flossen haben. Und die Menschen nennen mich häßlich."

„Die Menschen sagen viel. Blick auf mich, wie ich mich jetzt in eine Schlange wandle. Bin ich etwa nicht schön?“

Und das große Untier wandelte sich in eine ungeheure Schlange, die mit den Ringen ihres goldgrün schimmernden Leibes sich um die harten grauen Klippen des Felsens schlang, den Oberkörper wie eine Säule emporreckte und eine blitzende, schimmernde Krone auf dem befehlenden Haupte trug.

„Sie nennen mich nicht nur häßlich, sie nennen mich auch böse. Sie haben Furcht vor mir, und das ist mir unerträglich. Kleine Buben schlagen blindlings mit Gerten nach mir, um mir das Rückgrat zu zerbrechen, bevor ich sie stechen kann. Ich steche gern, das ist wahr; aber mein Gefühl sagt mir, daß ich eigentlich gut bin.“

Das große Untier brummte; es klang wie ein Versuch, das Lachen der Menschen nachzuahmen. „Gut und böse. Menschenworte. Ungültig für uns sprachlos Lebendige. Da sind wir, du und die anderen und ich. Weiß ein jedes nur von sich selber. Gut oder böse ist immer nur das andere, wovon wir nichts wissen. Die redenden Menschen sind dumm; du bist dümmer, wenn du gut heißen möchtest nach Menschensprache; am dümmsten bist du, wenn es dich kränkt, böse zu heißen nach Menschensprache.“

Die junge Kreuzotter legte sich zusammen wie ein flaches Schneckenhaus, züngelte mit Selbstgefühl, barg jedoch dann ihren schwarzen Kopf und die blitzenden Augen unter dem schlanken Leibe und zischte leise: „Aber ich bin doch nun einmal giftig. Es müßte herrlich sein, nicht immer nur Gift zu tragen, sondern Milch oder Datteln.“

„Ganz recht, du hast es gesagt. Du trägst Gift in deinem Zahn, wie die Kuh Milch trägt in ihrem Euter, wie die Palme Datteln trägt auf ihren ziervollen Schultern. So hat jedes Lebewesen seine eigene Aus-

zeichnung ersehnt und erworben. Laß doch die Menschen schwatzen; und wenn auch du reden zu müssen glaubst, so nimm doch nicht immer die ausgelaugten Moderworte des heutigen Tages in den Mund. Urworte schicken sich besser für dich und für mich. Laß dich belehren. Es ist einerlei, ob du es Gift nennst oder Gabe. Jedes Lebewesen hat seine eigene Gabe oder Gift oder Mitgift. Du aber hast die allerreichste Gabe dir erworben, die Gift oder die Gabe des Todes. Mancher an deiner Stelle wäre stolz auf eine solche Begabung oder Kraft."

Die junge Kreuzotter streckte das schwarze Köpfchen unter ihren Ringen hervor und wedelte mit dem Schwanze wie ein geschmeichelter Hund.

„Das hättest du mir gleich sagen sollen, großes Untier. Das habe ich ja bisher gar nicht gewußt, daß ich begabt bin. Nicht wahr, so begabt wie ein Dichter oder Worteschmied?"

„Du hörst immer nur, was du gern hörst. Wie ihr alle. Die Gift oder die Mitgift des Todes hast du dir selbst angewünscht und angeschaffen. Niemand hat dir eine Gabe oder eine Kraft gegeben, niemand hat dich begabt."

„Desto besser, wenn ich nicht einmal Danke zu sagen brauche. Ich bin wirklich froh darüber, daß ich so begabt bin. Adieu, großes Untier, ich brauche dich nicht weiter. Ich glaube sogar, daß ich recht hübsch bin. Und recht gutmütig, für eine Kreuzotter."

Die Schule des Gebens und die Schule des Nehmens

Im Weltall schwebte eine Insel, sie sah aus wie die Erde. Auf der Insel lebten zweierlei Menschen, die Reichen und die Armen. Die Reichen gaben und die Armen nahmen. Wenn nur die Reichen so zu geben und die Armen so zu nehmen verstanden hätten, wie beides gelehrt wird im alten Sonnenlande nach dem Buche der Freude. Auf der Insel aber hatte man noch nicht daran gedacht, das Geben zu lehren oder das Nehmen.

Da trat einmal ein junger König die Herrschaft an und beschloß in seinem Herzen, das Buch der Freude zum Gesetze zu machen. „Glück ist Pflicht," so lautete dessen strengste Vorschrift. Und der junge König wollte endlich lehren lassen, was zumeist not tat, das Geben und das Nehmen. Er baute zwei weite, weite Schulen und setzte Kanzeln hinein für die Lehrer der Weisheit, die not tat.

Die eine Schule war für die Reichen bestimmt, die das Geben lernen sollten. Einfach das Haus, bescheiden außen und innen. Über dem niederen Eingang nur die Worte: „Bitten ... Danken." Mahnen sollten sie den Reichen, zuerst zu bitten, daß der Arme die Gabe annehme, und dann für die Annahme zu danken. Demut und Wehmut sollte der Reiche erfahren, der einging in die Schule des Gebens.

Die andere Schule war für die Armen bestimmt, die das Nehmen lernen sollten. Heiter und prächtig das Haus, ein Palast. Golden auf Marmor der Spruch: „Dir

wird gegeben, auf daß du glücklich machest." Denn eine Entscheidung im Buche der Freude sagte: „Das Nehmen ist noch seliger als das Geben." Hoch und herrlich das Portal, von nie welkenden Blumen umrankt. Stolz und froh sollte man eingehen in die Schule des Nehmens.

Noch während des Bauens berief der junge König die Lehrer, um sie zu unterweisen: daß Nehmen noch seliger sei als Geben, daß der reiche Arme den armen Reichen schöner beglücken könne, als der Reiche den Armen. Alles prägte er ihnen ein. Und als die Lehrer das Buch der Freude nicht begriffen, weil sie unter dem anderen Gesetze aufgewachsen waren, da grämte sich der junge König, und man begrub ihn in einem grünen Hügel. Der Todesengel lächelte seltsam.

Bald darauf wurden die Schulgebäude fertig. Das Volk pries das Andenken des jungen Königs und strömte in die Schulen, wo das Geben und das Nehmen zu lernen war. Weil jedoch die Lehrer das Buch der Freude nicht begriffen hatten, weil den Armen die Inschrift „Bitten ... Danken" vertraut schien, den Reichen aber just die andere Inschrift „Dir wird gegeben, auf daß du glücklich machest", und weil die gewohnte Sitte die Reichen in den Palast einlud, die Armen in das einfache Haus, darum gerieten die Reichen und die Armen in die falsche Schule.

Die Reichen lernten das Geben nicht. Was für die Armen bestimmt war, die Heiterkeit und der Stolz, das lernten sie; und es waren die Besseren unter ihnen, die sich ihrer Heiterkeit schämten und die den Stolz nicht in Hoffart ausarten ließen.

Die Armen lernten das Nehmen nicht. Was für die Reichen bestimmt war, das lernten sie, die Wehmut und die Demut; und es waren die Besseren unter ihnen, deren Wehmut sich nicht in Haß, deren Demut sich nicht in Bettlersinn verkehrte.

Nach wie vor stehen die beiden Schulen auf der Insel im Weltall, welche aussieht wie die Erde. Nach wie vor

besuchen die Reichen und die Armen die vertauschten Schulen und wissen es nicht. Das Buch der Freude ist verloren gegangen.

Gute Feen rüsten die Wiege für einen kommenden Königssohn. Dem wollen sie die Gnade einbinden, daß er das Buch der Freude wiederfinde, daß er die Menschen das richtige Nehmen lehre und das richtige Geben.

Die Natur

Die Natur badete. Ohne Heiterkeit und ohne Trauer plätscherte sie ruhig im Weltmeer. Sie streckte ihren rechten Arm aus und schob die leichten Wellen auseinander, weil sie sich sonnen wollte. Sie legte sich auf den Rücken und schwamm auf der Oberfläche des Meeres, gedankenlos, sinnend. Ihr rotes Haar war eine Korallenbank. Die wuchs und wuchs, und es starrte eine Insel aus dem Meere. Kokospalmen und schwarze Menschen. Die lebten so dahin von Geschlecht zu Geschlecht. Dann strich die Natur mit der Hand über Stirn und Haar, und die Insel verschwand. Die Badende hob ihren Kopf und schüttelte das Haar, daß der Sturm viele Schiffe verschlang.

Etwas Wasser nahm die Natur in ihre hohle Hand und schaute ernsthaft freundlich zu, wie Myriaden von Geschöpfen, Walfische und Glühpünktchen durcheinander fuhren, sich vermehrten, einander auffraßen und sich wieder in Luft und Wasser zurückverwandelten.

Es juckte der Natur in der rechten großen Zehe. Sie tauchte auf den Grund und rieb die Zehe und zerrieb hundert Geschöpfe, deren Formen noch niemals ein Menschenauge geschaut hatte.

Dann tauchte sie wieder auf und war froh, und weil sie nicht lachen konnte, schlug sie mit der rechten Hand aufs Wasser. Das warf eine Welle so hoch wie die Hand der Natur. Die Welle floß ans Land und begrub es hundert Meilen weit bis zu den höchsten Bergspitzen. Millionen von Menschen schrien zugleich auf in letzter Todesnot. Die Natur horchte.

„Das war C," sagte sie gedankenlos. Mit tiefer Stimme sang sie ein lang hinhallendes C und schwamm mit weiten Stößen wieder dem Nordpol zu.

Die heilige Jadwiga

Die Herzogin Jadwiga von Polen war eine tugendliche Frau, hatte auch in allen Züchten ihrem Ehegemahl, dem Herzog, niemals ein Kind geboren. Der Herzog war ein gar zornmütiger Mann, hätte lieber eine minder tugendsame Frau gehabt und zog vor Ärger über sein leeres Haus in den Türkenkrieg. Seinen Vetter ließ er als Statthalter zurück, einen argen Mann, dem das Herzogtum wohl gefiel und vielleicht auch die Frau Herzogin. Die widmete sich, währenden Krieges, gänzlich den Werken der Barmherzigkeit. In einem Kloster der kleineren Brüder war eine Siechenanstalt eingerichtet worden, wo gar mancher wackere Geselle auf Genesung hoffte oder sich sterben legte, wenn er aus dem Kriege wund bis nach Hause gekehrt war. Geduldig wie eine Leibeigene, fromm wie eine Klosterfrau, sorgsam wie ein Arzt, freundlich wie eine Fürstin pflegte sie der Kranken, Tag und Nacht, unermüdlich. Gott möchte es irgendwann dem Herzog lohnen, sagte sie. Eines Tages, eben zur Vorfeier des heiligen Pfingstfestes, brachte man einen Jüngling in das Hospital, der trotz seiner argen Schwäche stattlich und fast verwogen dreinsah und mit leiser Stimme keck daherredete, als hätte er zu befehlen. Nur für wenige Tage sollte man ihn herbergen, dann wollte er auf das Schloß seines Herrn Vaters wieder heimreiten. In einem wilden Gemetzel, drunten am Draveflusse, war ihm sein Roß erschossen worden; er war zu Boden gestürzt, und da hatte ein Heidenpferd ihm mit den Hufen die Brust verletzt. Ein wenig nur. Acht Tage Bärenhaut und dann heidi! Der heilkundige

Bruder aber hatte das Blut im Tüchlein geprüft und gab dem munteren Gesellen nur noch wenige Tage. Darum und weil er ein edler junger Fant war, wurde ihm ein eigenes kleines Gemach angewiesen, das auf den Fluß und die lenzhelle Landschaft hinausblicken ließ.

Als die Herzogin Jadwiga am Abend desselbigen Tages an sein Bette trat, um ihm das verordnete Tränklein zu reichen, starrte der Jüngling sie an, schwieg seine Worte hinunter und faltete die Hände. Wußte aber nicht, daß es die Fürstin war. Tagüber scherzte er leise auch in Gegenwart der Fürstin. Da sie am zweiten Abend an sein Bette trat, schwieg er wieder seine Worte hinunter, faltete die Hände und starrte sie an, wie man zu einem Gnadenbilde schaut.

Am dritten Tag erfuhr er von einem eifrigen Mönch, daß er hier und bald sterben sollte. Und erfuhr, daß es die Herzogin war, die ihn so huldreich pflegte. Da sie nun nach Sonnenuntergang an sein Bette trat, um ihm das Tränklein zu reichen, da sah sie, wie der junge Geselle sich rasch mit einem feinen Tüchlein über die Augen wischte. Dann aber starrte er sie wieder an, doch anders, daß sie ihn nicht gleich verstand. Wieder faltete er die Hände, aber er entfaltete sie darauf und streckte sie nach der Barmherzigen aus, sehnsüchtig, verlangend, lachend mit heimlicher Trauer. Und er schwieg seine Worte nicht hinunter und flüsterte: „Bevor ich sterbe! So jung!“

Er hatte das Tränklein lächelnd genommen. Sie stand aufrecht neben ihm und verstand ihn noch immer nicht. Doch die Dämmerung wurde tiefer und tiefer; und als es ganz finster geworden war im Gemach, da verstand sie auf einmal seine traurig lachenden, um das Leben betrogenen Augen. Seine Bitte: „Bevor ich sterbe! So jung!“ Langsam fuhr sie mit der rechten Hand nach der Achselschnalle, und ruhig begann sie sich zu entkleiden. Still und fromm, als wäre sie allein wie vor Jahren in ihrem Mädchenzimmer, legte sie Stück für Stück

sorgsam auf eine Kante. Ohne zu zögern, zog sie Schuhe und Strümpfe ab und dann das Hemd von holländischem Leinen, betete ein Vaterunser und legte sich still zu dem Knaben ins Bette. Der murmelte etwas in einer fremden Sprache. Wie eine Lobpreisung Gottes, so klang es.

Als ein dienender Bruder des Morgens das Gemach betrat, lag die Herzogin Jadwiga in festem Schlafe neben dem Gesellen; der aber war tot. Die Herzogin splitternackt und dennoch anzusehen wie eine Heilige.

Der Bruder schlug Lärm, nicht so fast aus Zorn, denn vor Schrecken. Mönche und dienende Brüder umstanden schon das Lager, als die Herzogin erwachte. Sie sah den toten Knaben, sie sah an sich hinunter und wies die Zeugen mit einer arg herrischen Gebärde hinaus. Draußen war Toben und Geschrei. Sie aber zog still und fromm all ihr Gewand wieder an, ordnete ihr Haar, netzte und trocknete die Augen und zündete dem Toten die Kerze an. Als sie an das Weihwasserbecken unter dem kleinen eisernen Kruzifix herantrat, wurde sie blaß und zögerte. Dann glaubte sie den Kruzifixus nicken zu sehen, und auch sie nickte. Sie besprengte den Leichnam ihres jungen Freundes mit dem geweihten Wasser und machte über ihn und über sich das Zeichen des Kreuzes. Sie klinkte die Tür auf und überschritt die Schwelle nach dem Vorsaal, wo der Statthalter sie schon erwartete, des Herzogs Vetter, der nicht wußte, ob die Mär von der nackt erfundenen Herzogin ihn mehr erfreute oder mehr erzürnte. Der hatte es jetzt gut. Er konnte seinem bösen Herzen folgen und dabei meinen und sagen, er täte seine Pflicht.

Eilig wurde ein Gericht zusammenberufen. Die Herzogin Jadwiga, die sich nicht mit einem Wort verteidigte, wurde zu Mittag enthauptet.

Sie trug noch den abgeschlagenen Kopf unter dem Arm, als sie bald darauf still und fromm und zuversichtlich an das Himmelstor klopfte. Der heilige Petrus trat heraus und wurde rot bei ihrem Anblick. „Metze“ war

noch das sanfteste Wort, das er ihr zurief. Sie könnte von Glück sagen, wenn man sie mit ein paar tausend Jahr Fegfeuer davonkommen ließe. In den Himmel lasse er kein so liederliches Weibstück.

So laut schimpfierte der heilige Petrus, daß der liebe Gott selber kam, nach dem Rechten zu sehen. Petrus mußte den Mund halten; Jadwiga aber, damit Petrus bei ihr nicht um jedes Ansehen käme, mußte vorerst noch vor der Himmelsschwelle stehen bleiben. Über die Himmelsschwelle hinweg besprachen sich Schöpfer und Geschöpf.

Nachdem der liebe Gott alles erfahren hatte, sagte er zu ihr:

„So wahr ich allwissend bin, mußt du mir jetzt getreu eine Frage beantworten. Als du deinen lieben Leib neben den des Knaben legtest, Magd, hast du dir da eine Lust büßen wollen oder ein Werk tun der Barmherzigkeit? Antworte mir die lautere Wahrheit! Das befehle ich dir bei meiner heiligen Dreifaltigkeit!"

„Lieber Gott, bis zu dem Augenblicke, da ich mich neben den Knaben hinstreckte, habe ich nicht gewußt und nicht gedacht, was das ist: Lust. Er hat mir so leid getan. So wahr du bist."

Der heilige Petrus wetterte dazwischen: „Dann aber, wie sie bei dem Kerle war . . ." Nicht einmal anzublicken brauchte ihn der liebe Gott. Er brach schon von selber ab.

Der liebe Gott aber sprach zur heiligen Jadwiga und setzte ihr den abgeschlagenen Kopf wieder auf: „Komm herein. Und auf einen guten Platz." Zu Petrus sagte er noch und hob den Finger: „Und überhaupt die Weiber! . . . Wenn sie einmal gut geraten sind. Das wirst du nie verstehen lernen."

Heinz Dichter

Es war einmal ein armer Knabe, der hieß Heinz Dichter. Er liebte nichts so sehr als Träume, Spiel und Märchen. Die ganze Nacht war ihm immer zu kurz für die langen Geschichten, die er sich träumen ließ. Die Geschwister und Kameraden wurden zu bald müde wenn er mit ihnen Soldaten und Räuber spielte, und der schier unerschöpfliche Märchenschatz der Mutter reichte für seine Lust nicht aus. Darum wurde er ihr auch bald untreu und ließ sich von seinem steinernen Hündchen, von seinen Blumenstöcken und von seinen aufgespießten Schmetterlingen unendliche Abenteuer erzählen. Aber er war nicht ganz zufrieden mit ihnen, weil sie zu leise sprachen.

Sein Vater war nur ein armer Schriftsetzer; weil aber seine Mutter in einem gräflichen Hause gedient hatte, wurde er dennoch eines Tages ein Prinz. Als er fünf Jahre alt einmal zur Mittagsstunde im wilden Steinbruch neben dem großen Kleefeld eingeschlafen war, hatte sich ihm ein Pfauenauge auf die Nasenspitze gesetzt und ihm alles erzählt. Nach dem Erwachen hatte er das Pfauenauge gefangen, ihm den zuckenden Leib durchstochen und das schöne Tierchen in seiner Sammlung aufbewahrt.

Ja, er war ein Prinz und nur in der Wiege mit dem Söhnlein des Schriftsetzers ausgetauscht worden. Drüben, hinter den blauen Gebirgen von Indien, wo sein wahrer Vater über viele hundert Tiger und Elefanten und über noch weit mehr Menschen herrschte, saß vielleicht

eben jetzt der unechte Prinz bei einem goldenen Bilderbuch und aß dazu Kirschkuchen mit Himbeersaft, während der echte Erbe den Kopf in seine Kissen versteckte und bitterlich weinte.

Als er nun ein Jüngling geworden war und an einem sonnigen Ostertag vor den Toren seines Städtchens umherzog und eben heftig auf eine Meise schalt, welche ihm eine schöne Geschichte aus Sternenland nicht zum zweitenmal bis zu Ende aufsagen wollte, vernahm er plötzlich aus dem Grase ein wundersames Tönen. Eine köstliche Musik erscholl, und dazu sangen feine Stimmchen ein frisches Lied von Kampf und Sieg. Heinz lauschte andachtsvoll. Als der Gesang vorüber war, warf er sich zur Erde nieder und raufte Gras und Blumen aus, um dem hübschen Geheimnis auf die Spur zu kommen. Da krabbelte plötzlich unter dem breiten Blatte eines Löwenzahnes ein stattlicher Zug hervor: vier Männlein, welche das Streichquartett bildeten, und vier Weiblein, welche an ihren bunten Kleidern und großen Hüten als Sängerinnen zu erkennen waren.

Als die Gesellschaft bis dicht an die Nase des sprachlosen Heinz gekommen war, machte sie Halt, der älteste nahm sein Hütchen ab und sprach, während er die Hand mit dem Hute gefällig auf seine Baßgeige stützte:

„Geehrter Freund und Gönner! Wie Sie soeben vernommen haben, verstehen wir uns ganz vortrefflich auf unsere edle Kunst. Leider aber fehlt uns ein sicheres Obdach; hier im Grase sind unsere Damen keinen Abend vor dem Schnupfen sicher, und erst heute nacht hat ein Marienkäferchen das Violoncello greulich beschmutzt. Wir möchten Ihnen deshalb ein Abkommen vorschlagen, welches uns ein sicheres Haus, Ihnen aber, verehrter Gönner, lebenslängliches Vergnügen schafft. Gestatten Sie uns, daß wir unter Ihrem Schädel ein ganz kleines Kämmerchen austapezieren und uns darin wohnlich einrichten. Es soll Ihnen gar nicht weh tun. Wir wollen hineinschlüpfen, schnell wie ein Seufzer und unsichtbar

wie der Tod. Zum Dank für Ihre Gefälligkeit wollen wir Ihnen zeitlebens aufspielen, unaufhörlich, Tag und Nacht, denn wir sind die Geisterzwerge, die nicht schlafen. Sie sollen ein rechtes Prinzenvergnügen an uns genießen. Wenn Sie an unserem Singsang für sich allein noch nicht genug haben sollten, so können Sie auch Ihre Freunde zuhören lassen, und Sie werden dann, trotzdem Sie vertauscht worden sind, wie ein Prinz reich, glücklich und berühmt gepriesen werden und die Gunst der Frauen gewinnen."

Heinz stand starr vor Freude und Entsetzen und wußte nicht, was zu antworten. Als sie aber ihre Kehlen und Instrumente wieder gestimmt und was Neues zum besten gegeben hatten, sagte er schnell zu allem ja. Da wurde er mit Hilfe einiger kräftiger Wiesenpflanzen eingeschläfert; und als er wieder zu sich selber kam, spielten und sangen die Geisterzwerge schon in seinem Kopfe.

Da lachte Heinz und beschloß, kein Mensch sollte von seiner heimlichen Herrlichkeit etwas erfahren. Denn die Musik blieb für alle Leute unhörbar, solange Heinz den König der Geisterzwerge, den Baßgeigenspieler Not, nicht beim Namen rief.

Von nun ab hatte Heinz ein volles Glück. Er horchte auf die Weisen seiner Gäste und machte sich gar nichts daraus, wenn er deshalb in der Schule als zerstreut verschrien war, wenn ihm bei Tisch die besten Bissen weggeschnappt wurden, wenn ihm sein Hang zur Einsamkeit allmählich alle Genossen entfremdete. Niemals wurde ihm das lustige Treiben in seinem Kopfe zu viel. Mochten die Geisterzwerge dort fiedeln und tanzen, er ließ sich nichts merken, horchte stillvergnügt zu und freute sich der Stunde, da er die brave Kumpanei bei sich aufgenommen hatte.

So verging die Zeit. Er hieß nicht mehr der kleine Heinz, man nannte ihn schon den Herrn Dichter und lachte ihn wohl auch aus, weil er kein Gewerbe verstand und das geringe Erbteil von seiner Mutter schnell für

ein klein wenig Essen, einiges Trinken und sehr viele Hilfsbedürftige ausgab.

Er selbst aber dachte: „Wer zuletzt lacht, lacht am besten!" Und als das vorletzte Silberstück für den Dank eines verlogenen Strolchs, das letzte für eine Flasche Rheinwein ausgegeben war, da gedachte Herr Dichter des Abkommens mit den Geisterzwergen, und fröhlich rief er laut den Baßgeigenspieler beim Namen: „König Rot!"

Da ertönte in seinem Kopfe ein donnerndes Lachen, und in demselben Augenblick erscholl Saitenspiel und Liedersang weithin vernehmbar zu den Menschen.

Heinz Dichter aber fiel vor Schreck zu Boden. Denn jeder Geigenstrich und jeder Liederton tat ihm weh, und wenn die wilde Kumpanei da oben tanzte, so hätte er weinen mögen vor Schmerz und Zorn. Fliehen wollte er vor seinen Peinigern, aber Flucht war umsonst. Unentrinnbar hausten sie unter seinem Schädel; mächtig schön, wie Orgelklang, stark genug, die Toten zu erwecken, geschweige denn, seinen Schlaf zu verscheuchen, erdröhnte ihr Spielen und Singen. Vergebens flehte er um Erbarmen, vergebens bot er sich an, im Tagelohn für die Geisterzwerge zu arbeiten, wenn sie sich anderswo niederlassen wollten. Unbarmherzig jubelten sie weiter, und dann und wann ertönte ein Lachen von König Rot dazwischen, so grauenhaft, lustig und höhnisch, daß es dem armen Heinz vor jeder Stunde Leben zu bangen anfing.

Inzwischen aber hatte ein jeder, der in die Nähe kam, seine helle Freude an der prächtigen Musik. Bald hüpften die Kinder munter um Heinz her und sagten die Reime der Lieder jauchzend mit. Bald kamen die Jünglinge und Mädchen, lauschten den Tönen und wiederholten mit Liebesblicken die Zeilen und Strophen. Bald ließen sich gar ernste Männer neben dem Herrn Dichter nieder und merkten seine Sprüche. Alle vergaßen ihre Sorgen in der Stunde, die sie bei ihm zubrachten, und alle dankten ihm mit warmen Worten für seine

köstlichen Gaben. Und der Vater, weil er ein kluger Schriftsetzer war, freute sich mehr als alle anderen und rief oft:

„Das hat er von mir!"

Heinz aber fühlte herzbrechenden Zorn gegen die zufriedenen Hörer, welche ihres Weges ziehen konnten, wenn sie die Kunst der Zwerge zur Genüge genossen hatten.

In Verzweiflung sann Dichter über sein Unglück nach. „Reichtum hast du mir versprochen!" schrie er zornig auf, und von seinem Kopfe her tönte die lachende Antwort:

„Frage die Reichsten der Erde, ob sie dich nicht beneiden um deinen Besitz."

Dichter zerschellte seinen irdenen Krug am Boden und rief: „Und Glück und Ruhm?"

Und wieder ertönte die lachende Antwort im Brummen der Baßgeige:

„In allen Städten und Dörfern preisen sie deinen Namen. Warum suchst du anderswo dein Glück als in der Meinung der anderen?"

Da lachte Dichter endlich mit und sagte bitter:

„So hab' ich auch die Gunst der Frauen, wie du's mir zugesagt. Nur daß das Tosen der Geisterzwerge mich nicht hören läßt, wenn die Geliebte mir ein holdes Wort zuflüstert, und daß die wilde Melodie meine Stimme übertönt, wenn ich ihr herzlich meine Seele offenbaren will. König Not, du bist ein Schelm und Wucherer!"

Heinz wollte dem Vater sein Leid klagen. Der aber mochte sich nicht betrüben lassen in seinem Glücke.

„Du hast mich so glücklich gemacht wie einen König," sagte er dankbar. „Ich kann jetzt faulenzen und die unverständlichen Bücher selbst lesen, die ich früher mühsam zusammensetzen mußte."

Da erzählte der Baßgeigenspieler dem Alten:

„Heinz ist nicht dein Kind! Er ist der Sohn eines Königs!"

Und der Schriftsetzer starb vor Gram.

Heinz Dichter faßte einen tiefen Groll gegen die Geisterzwerge. Noch eine Weile ertrug er ihr Wesen in seinem Kopfe; als sie aber immer toller und toller darin rumorten, ging er eines Tages ins Gebirge, wo ein Bergschutt niederfuhr in der Rinne. Wild aufschreiend sprang er vom sicheren Ufer in den Grund hinab, und als der nächste niedersausende Felsblock ihm den Schädel zertrümmerte, fühlte er keinen Schmerz. Er wußte nur, daß König Not mit seiner ganzen Bande in ihm vernichtet war, und in Frieden brachen seine Augen.

Nachwort zum fünften Bande

„Der letzte Tod des Gautama Buddha“ ist in dem tiefen, auch inneren Frieden des Jahres 1912 entstanden; ich habe die heiter-ernste kleine Dichtung in einem Zuge niederschreiben können. Das Buch erschien bei Georg Müller in München; dank dem Entgegenkommen dieses Verlages durfte ich es in die Auswahl meiner Schriften aufnehmen. Die Anmerkungen habe ich nach einigem Zögern stehen lassen, weil ich nicht bei allen Lesern Kenntnis der Quellen voraussetzen konnte, aber auch darum, weil mir der Abdruck der Anmerkungen die ruhigste und heiterste Antwort zu sein schien auf einen schier unglaublichen Antwurf.

Ich habe im Nachwort zum zweiten Bande erzählt, daß eine deutsche Zeitung es 30 Jahre früher vor ihrem Gewissen und vor ihrem Geschmack vertreten zu können glaubte, meine „Xanthippe“ öffentlich für den Beweis einer Gehirnerweichung des Verfassers erklären zu lassen; die kühne Diagnose wird ja nicht ganz richtig gewesen sein, da ich noch 36 Jahre nach diesem geistigen Todesurteil meinen Beruf leidlich auszuüben vermag. Jene Beschimpfung dünkte mich damals ein Äußerstes, das kaum noch überboten werden konnte. Sie ist dennoch überboten worden. Bei Gelegenheit meines Buddha, in einer angesehenen italienischen Zeitschrift, wenige Tage nach dem Erscheinen meines Buches, von einem italienischen Universitätsprofessor, der sich G. de Lorenzo nennt. Ich wurde da des Diebstahls an dem verdienstvollen Buddhaübersetzer Karl Eugen Neumann bezichtigt; ich sollte mich an dem Totschweigesystem gegen diesen

Übersetzer beteiligt haben, ich, der ich in meinen „Roten" Karl Eugen Neumann 18mal, sage und schreibe achtzehnmal, zitiert habe und mit übertriebener Pedanterei ausdrücklich hervorgehoben: „Ich habe manchen Ausdruck dieser feinhörigen Übersetzung entlehnt." Im begreiflichen ersten Ärger über den frechen Anwurf habe ich dem italienischen Professor gröblich geantwortet; im „Berliner Tageblatt" vom 26. Januar 1913. Ich will durch Wiederabdruck meiner Antwort weder dem Leser noch mir die Stimmung verderben. Ich habe seitdem über jede Dummheit und über jede Bosheit lachen gelernt. Auch habe ich von zuverlässiger Seite erfahren, man nehme den leichtfertigen Herrn in Italien selbst nicht ernst. In seinem eigentlichen Fache, der Geologie, habe er nichts geleistet, in seinem Buche über Indien „India e Buddhismo antico" sei er vollends eine Nullität.

Ich las das Buch, das überall aus zweiter und dritter Hand etwas Scheinwissen herbeiholt, und glaube jetzt die Psychologie des strebsamen Mannes zu verstehen. Er verwechselte seine eigene Nullität mit der Nichtigkeit, dem Nirwana, der Inder und glaubte seine Nullität zu etwas zu machen, wenn er sich als einen Propagandisten des Buddhismus aufspielte. In der Maske eines begeisterten Buddhisten stellte er sich, als wäre er blindwütig geworden gegen einen Ketzer, der sich durch eine wahrlich tiefe Ehrfurcht vor einem Sokrates, vor einem Buddha nicht zwingen ließ, menschliche Züge an einem Sokrates, an einem Buddha noch mit einem ganz leisen Humor zu betrachten, gegen den Ketzer, der sich herausnahm, ein Dogma des Buddhismus — die Seelenwanderung — zu leugnen und den sterbenden Buddha, den Vollendeten, dieses Dogma selbst verleugnen zu lassen. Warum soll ein Pfaffe des Buddhismus nicht lügen und verleumden dürfen wie andere Pfaffen auch? Übrigens haben mir Neapolitaner ihre Überzeugung mitgeteilt, daß Herr Professor de Lorenzo seine freche Verleumdung meines Buches niedergeschrieben haben

müsse auf briefliche Anregungen hin, bevor er das Buch selbst auch nur zu Gesicht bekommen hätte.

Die kleinen Gedichte in Prosa, Parabeln und Geschichten „Aus dem Märchenbuche der Wahrheit" (zum ersten Male 1892 im Verlage von Cotta erschienen, hier mit Erlaubnis dieses Verlages wieder abgedruckt) haben einzelne gute Leser gefunden. Die Nachworte dieser Auswahlbände wollen hie und da Beiträge liefern zu der Geschichte meiner Bücher; über mein „Märchenbuch" weiß ich nichts zu sagen, denn es hat gar keine Geschichte gehabt.

Inhalt des fünften Bandes

Seite

Seite

